Hermann von Gilms

Familien- und Freundesbriefe.

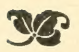


Schriften
des
Literarischen Vereins in Wien.

XVII.

Hermann von Gilms Familien- und Freundesbriefe.

Herausgegeben
von
Dr. Moritz Necker.



Wien 1912.
Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

Hermann von Gilms Familien- und Freundesbriefe.

Herausgegeben

von

Dr. Moritz Necker.



Wien 1912.

Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme, Wien.

Zur Einführung.

Die Ausgabe der gesammelten Briefe Hermann von Gilms ist eine alte Forderung der Tiroler Literatur, die niemand wärmer als Adolf Pichler vertrat, ihr hervorragendster Repräsentant und bester Kenner. „Im Jahre 1894 waren die dreißig Jahre um, die Gilms Poesien im Banne hielten," schrieb Pichler, „vielleicht erleben sie nun, um die flotten Briefe vermehrt, eine Gesamtausgabe, die auch für den Literarhistoriker wertvoll ist . . . Gilms Briefe sind von prickelndem Reiz, wie ein Glas Champagner oder ein Werkchen von Musset. Gilm gibt sich hier, wie er war und macht nirgends Pose."

Zur hundertsten Wiederkehr von Gilms Geburtstag (am 1. November 1812) sollte endlich diese Anregung Pichlers erfüllt werden. Zwar haben sich nicht alle Briefe Gilms erhalten, viele sind in Verlust geraten, andere wurden absichtlich vernichtet. Aber es haben sich doch ihrer noch so viele erhalten, daß sie mehr als einen Band des Literarischen Vereins füllen

würden, und wir mußten uns zu einer Beschränkung entschließen. Diese ergab sich aus der Beschaffenheit der Briefe selbst, deren Originalmanuskripte teils im Innsbrucker Ferdinandeum, teils bei Ludwig v. Hörmann, dem gründlichen Kenner Tirolischen Volkstums, erliegen. Die erste Gruppe enthält Liebesbriefe, beinahe sechzig an der Zahl, aus Innsbruck in der Zeit vom 1. Juli 1837 bis zum 5. Juli 1841 an Josephine Kogler gerichtet, die erste der drei Mädchen, die besonders tiefen Eindruck auf den Dichter machten und die das Urbild jenes Mädchens ist, dem er die Sommerfrischlieder aus Natters in den Mund gelegt hat. Diese Briefe bilden ein Ganzes für sich und hören bald nach Gilms Eintritt ins Schwazer Kreisamt (Ende 1840) auf. Von da an beginnt jedoch die Reihe seiner Familienbriefe, die, freilich mit manchen Unterbrechungen, bis an sein Lebensende führen, da er nur zu Besuchen wieder nach Innsbruck zurückkam und durch seine amtliche Stellung von der Vaterstadt ferngehalten wurde. Wir entschlossen uns daher mit Rücksicht auf den zugemessenen Raum, zunächst die Familien- und Freundesbriefe zu vereinigen und einer späteren Publikation die Liebesbriefe vorzubehalten, die uns den Dichter noch in jugendlicher Gärung zeigen.

Zwar sind von den Familien- und Freundesbriefen viele schon in Tagesblättern, Zeitschriften, Memoirenwerken zerstreut und mitunter schwer zugänglich gedruckt

worden. Jedoch meistens nur bruchstücksweise, selten vollständig und mitunter sogar (wie die Briefe an Steub) textlich verändert, den Zwecken ihres Herausgebers angepaßt. Ihren Wortlaut nach den erhaltenen Originalmanuskripten richtig zu stellen, war natürlich unser erstes Bemühen. Aber ein beträchtlicher Teil der vorliegenden Sammlung erscheint überhaupt zum ersten Male im Druck, wie der ausführliche Brief Gilms aus den ersten Tagen der Wiener Märzrevolution im Jahre 1848 an seinen Freund Petzer in Bruneck, und die Briefe an seine Frau aus Feldkirch und Innsbruck in den Sommerwochen des Jahres 1863, den letzten schönen Tagen, die Gilm ein kurzes Jahr vor seinem Tode (31. Mai 1864) noch genießen konnte. So lückenhaft auch diese Sammlung dem Liebhaber Gilms erscheinen mag, der nicht genug von ihm lesen kann, so bietet sie uns doch schon in der vorliegenden Gestalt eine Lebensgeschichte, der man mit steigender Teilnahme und schließlich tiefer Ergriffenheit folgen wird. Denn ist es nicht wahrhaft erschütternd zu sehen, wie Gilm in denselben Tagen von seiner tückischen Krankheit gequält wird, da er nach langer Abwesenheit die so leidenschaftlich geliebte Heimat wiedersieht und von seinen Landsleuten so geehrt und mit soviel Jubel begrüßt wird, wie er sichs kaum je geträumt hatte! Dieses Glück auszugenießen, Versäumtes nachzuholen, war ihm nicht gegönnt, die Schatten des Todes

senkten sich unentrinnbar auf den im Zehrfieber fröstelnden Dichter. Nur daß er gerade noch einige Monate, bevor er die Augen für immer schloß, das heißersehnte Kind einer spät geschlossenen Ehe in seine Arme nehmen durfte.

Emil Kuh rühmt Gilm als echtem Lyriker die Goethesche Fähigkeit nach: „im nachklingenden Liede das eng zusammenzufassen, was in seiner Seele vorgeht.“ Aber Gilm, dem der Vers so leicht aus der Feder kam, war auch ein passionierter Briefschreiber. In seinen jungen Tagen flossen auch ihm, wie jeder phantasievollen Natur, Poesie und Leben in ein Gefühl zusammen, so daß schwer zu sagen wäre, ob er sein Mädchen so, wie es war, oder nicht vielmehr ihr von seinem Geiste erhöhtes Idealbild liebte. Mit vorschreitender Reife klärte sich auch sein Bewußtsein des Unterschiedes von Ideal und Wirklichkeit, der Empfänger seines Briefes stand ihm ganz klar vor Augen, er wirft keine Selbstgespräche und Tagebuchblätter mehr hin, fühlbar verschieden spricht er zu den verschiedenen Freunden, er schreibt wirklich Briefe. Immer spiegeln sie Stimmungen des Augenblickes wieder, im trockenen Ton kann er nicht reden. „Bei Ihnen“, schrieb ihm sein Freund Lentner einmal, „wird Alles Lied, selbst Ihre Prosa vibriert in werdenden oder nachklingenden Akkorden!“ Auch wo Gilm seine Umgebung nicht schildert, schaut sie in seine Briefe hinein und man begleitet den

Dichter teilnahmsvoll auf alle Stationen seines Lebensganges.

* * *

Er stammte aus guter Familie. Sein Vater Johann Nepomuk v. Gilm (1783—1847), eines geadelten Beamten Sohn, hatte die Andreas Hofer-Zeit miterlebt und nahm eine angesehene Stellung im höheren Justidzienste ein; er war Rat beim Appellationsgericht in Innsbruck. Trotz bescheidener Einkünfte tat er für die Erziehung seiner zahlreichen Kinder das möglichste, ging aber völlig in seinem Berufe auf. Kaisertreu wie nur irgendein Altösterreicher, war er stolz darauf, daß durch ihn der Staat nie einen Prozeß verloren hatte. Fiat justitia, pereat mundus war sein Wahlspruch. Der Staatsbeamte habe die Gesetze zu wahren und zu befolgen; die Politik gehe ihn nichts an. Für Reformen zu sorgen, sei Sache der Regierung. Wenn der Staatsdiener aber schon einmal eine eigene Meinung zu sagen habe, so sei der geeignete Ort dafür das Ratskollegium bei geschlossenen Türen, nicht aber die Öffentlichkeit und schon gar nicht die Zeitung. Johann Nepomuk v. Gilm war streng kirchlich wie sein Kaiser Franz, und wie dieser doch nicht bigott; die Religion war dem nüchternen Juristen keine Herzenssache. Als eine seiner Töchter ins Kloster ging, war er nicht gerade erbaut davon. Den gleichen Gehorsam, den er im Amte übte,

forderte der starre Diener des Absolutismus daheim von seinen Kindern und erzwang sich ihn durch den doppelten Hochdruck seiner geistigen Überlegenheit und väterlichen Liebe.

Diesen Vater muß man kennen, um das Schicksal und die Handlungen des Sohnes zu verstehen, der sein Talent von der allzufrüh — schon 1816 — verstorbenen Mutter geerbt hatte. Johann Nepomuk machte die väterliche Autorität seinem Sohne gegenüber noch zu einer Zeit geltend, als dieser schon eine öffentliche Persönlichkeit geworden war. Aber die Pietät für den Vater saß diesem Sohne so tief im Blute, daß ihm „ein weißes Haar“ des Alten teurer war, als aller Dichterruhm.

Die zwei Generationen Österreichs vor und nach der Julirevolution standen hier in scharf ausgeprägten Typen einander gegenüber. Denn auch in Tirol, das durch das vormärzliche Polizei- und Zensursystem noch sorgfältiger als irgendeine andere österreichische Provinz vom geistigen Leben Europas abgeschlossen werden sollte, hatte es sich schon in den Zwanzigerjahren zu regen begonnen. Es nützte nichts, die Einfuhr neuer Bücher zu verbieten: Goethe und Schiller, Schelling, Hegel und David Strauß, Börne und Heine wurden doch gelesen; wenn auch nicht offen, so kamen sie geschmuggelt über die hohen Bergpässe. Tirol begann sich seiner literarischen Rückständigkeit zu schämen. Draußen wurde

es als das Land der großen Taten gepriesen, aber daheim durften sie nicht als Taten der Freiheit gefeiert werden. Die Fesseln der Glaubenseinheit wurden immer enger zusammengezogen, und 1837 sogar die protestantischen Zillertaler ausgetrieben, die seit Jahrhunderten ihren Glauben im Tiroler Land ungestört bewahrt hatten. Doch gerade diese Unduldsamkeit förderte die Gärung in den jungen Köpfen, und als unmittelbar darauf die Jesuiten zur Stärkung kirchlicher Zucht in Schule und Haus nach Tirol berufen wurden, da wehrten sich auch so gut katholische Männer wie die Benediktiner des Stiftes Marienberg gegen solche Bevormundung. Es war der Gegensatz von Josephinismus und Klerikalismus.*)

In dieser erregten politischen Stimmung ist der junge Gilm herangewachsen. Nicht auf der Universität, wo geistlose Professoren nach vorgeschriebenen Lehrbüchern jahraus, jahrein das gleiche Pensum abhaspelten, hatte er seine Weltanschauung empfangen, sondern außerhalb der Schule im Verkehr mit dem geistvollen Bohemien Johann Senn und dem vielbelesenen Ästheten Dr. Johann Schuler, der als Redakteur des „Tiroler Boten“ alle begabte Jugend an sich zog und ihr die verbotenen Bücher zu lesen gab. Schulers Herz hatte der junge Gilm früh gewonnen. Schon 1835

*) Vgl. Heinrich Friedjung: „Österreich von 1848—1860“. II, S. 297 ff.

druckte er ein Gilmsches Gedicht zum Abschied eines Lehrers in seinem Blatte ab, und als Gilm in den folgenden Jahren (seit 1837 war er unbesoldeter Gubernialgerichtspraktikant) eine frisch und leicht sprudelnde Produktion als Lyriker entfaltete, folgte ihr Schuler mit seinem aufmunternden Urteile.

Bei aller Neigung zum Spielerischen (in den „Märzveilchen"), bei aller Abhängigkeit von Vorbildern (Heine) zeigte sich hier eine Begabung, die sich originell, hell tönend wie eine Alpenlerche emporschwang. Besonders in den Mädchenliedern aus Natters (einer alten Sommerfrische bei Innsbruck). Welche Natürlichkeit des Tones und wahrhafte Naivität eines einfachen und gesunden Herzens! Welch ein kräftiger Erdgeruch von der heimischen Scholle! Gilms Naturbilder waren aus der nächsten Umgebung geholt; seine Phantasie war von den Vorstellungen des Volkes gesättigt, dem die reich ausgebildete Symbolik der katholischen Kirche so geläufig war. Das Mädchen singt: „Hoch oben auf der Kanzel steht Jochlilie, die hehre, Und neigt sich hin und neigt sich her, Als hielt sie Christenlehre ..." Oder: „Im Saatfeld dort ein Rauschen und ein Neigen, Als würde von dem Hügel dort ein Priester Den frommen Halmen die Monstranze zeigen ..." Dem kommenden Frühling geht das liebende Mädchen „singend voran: ein weiblicher Johannes ..." Es hat Kränze gewunden gleich einer Schäferin; den ersten,

aus Eichenblättern, drückt sie dem Geliebten aufs Haupt; den zweiten, aus wilden Rosen, gibt sie dem Bächlein im Wald: „Den dritten aus Blumen des Feldes Leg ich dem Heiland aufs Haar — Er soll keinen Dornenkranz tragen In meinem seligsten Jahr“ ... Bei einem Kreuz am Feldweg schlief das Mädchen ein und träumte, daß der Herr nach eingebrochener Dunkelheit den Dorn vom Haupte nahm, vom Kreuze stieg und sich, um auszuruhen, ins Korn legte: „Doch mit dem ersten Strahle, Der fiel vom Kirchturmknauf, Nahm Nägel er und Krone Und hing sich wieder auf“ ... In solcher Weise haben auch die alten Legenden mit unbefangener Gläubigkeit gedichtet und den christlichen Himmel mit unzähligen poetischen Motiven bereichert. Ohne gelehrtes Studium dieser Legendenpoesie und auch ohne die voltairianische Absicht eines Gottfried Keller, dichtete der junge Gilm aus dem Herzen seiner Tirolerin heraus. Mit künstlerischer Freiheit steht Gilm seinem Volke gegenüber, die glückliche Lebensfreudigkeit seines lieblichen Mädchens ist auch ihm selbst noch zu eigen, so sentimental er sich zuweilen in den Briefen dieser Zeit äußern mag.

Im Oktober 1840 mußte Gilm als Gerichtspraktikant nach Schwaz übersiedeln, und hier gingen große Veränderungen in ihm vor. Sein Vorstand war jener Kreishauptmann von Gasteiger, der von Amts wegen die traurige Aktion gegen die Zillertaler zu leiten hatte. Bei aller regierungstreuen und religiösen

Gesinnung erfreute sich Gasteiger als humaner Beamter allgemeiner Achtung und sein Haus war Mittelpunkt eines fröhlich-geselligen Treibens in dem kleinen Bergstädtchen Schwaz, das ein halbes Jahrhundert später auch Björnstjerne Björnson wiederholt zu längerem Sommeraufenthalt gelockt hat. Gilm lebte hier zum ersten Male der Autorität des Vaters entrückt. Sein impulsives Naturell, seine erfinderische Phantasie, seine Gedichte, die er auch gerne selbst vortrug, gewannen ihm die Freundschaft von Männern und Frauen des Gasteigerschen Kreises, und bald verliebte er sich leidenschaftlich in Theodolinde von Gasteiger, die zwanzigjährige schöne Nichte seines Chefs. Sie erwiderte zwar seine Liebe, lehnte aber eine Verpflichtung fürs Leben ab. Sie hatten beide kein Vermögen und ein ausgiebiges Avancement des Gerichtspraktikanten stand noch in weiter Ferne. Überdies gingen ihre religiösen Überzeugungen weit auseinander, denn Gilm machte hier so wenig wie später ein Geheimnis aus seinem freisinnigen Bekenntnis. In seiner tiefen Verstimmung über die Aussichtslosigkeit seiner Liebe, kam über den leidenschaftlichen Mann jener seit Byron modische Weltschmerz, denn das abweisende Verhalten des anfänglich so freundlichen Mädchens führte er auf politische Motive zurück. Persönliches Leid und politischer Schmerz verdichteten sich in ihm zu einem einzigen Gefühl: „Ein Fluch ist Poesie! Denn wer ihr Zeichen auf seiner

Stirne trägt, der ist verfehmt…" „Man wog mich ab nach Pfunden, Und leicht wie Rosenblätter sind Gedichte …" Von dieser Zeit an wird Gilms bisher idyllische oder sentimental erotische Lyrik auch politisch. In den leidenschaftlichen „Liedern eines Verschollenen" ruft er:

Da scholl durchs Tal das Hallo wilder Treiber,
Ein Hauch des Mundes wurde zum Verräter,
Ich sah der Männer Wut, den Schmerz der Weiber,
Der Kinder letzten Blick zum Haus der Väter.

Der sanfte Buchwald stöhnte vor Entsetzen,
Die Berge standen starr vor der Mißhandlung;
Ich riß die Fahne Cynthias zu Fetzen
In meines Herzens plötzlicher Umwandlung …

Nach zwei Jahren, Ende 1842, wurde Gilm, gleichfalls als Gerichtspraktikant, nach Bruneck im sonnigen Pustertal versetzt. Hier verändert sich mit einem Schlage die Situation. Sein Vorstand war hier Kreishauptmann Josef Kern Ritter von Kernburg, ein tüchtiger, um die wirtschaftliche Hebung seines Bezirkes verdienter Beamter, ein guter Josephiner, mit liebevollem Verständnis für Kunst und Literatur. An dem dichterischen Gerichtspraktikanten hatte Kern seine unverhohlene Freude. Noch einige Jahre später (29. März 1847) schrieb er unserem Dichter:

„Seit wir an einem Schreibtische saßen, und wir haben wacker geschrieben, haben wir auch Überzeugun-

gen geteilt, die sich nur mit dem Leben enden können. Sie haben den unerreichbaren Vorzug, daß Ihnen die Muse lächelt. Die Muse, welche des Lebens Wert erhöht und mit der Zukunft im Bunde steht, sie gibt Ihnen den Trost: Non omnis moriar."

Die Bekanntschaft mit Kreishauptmann Kern bedeutet das größte Glück in Gilms Leben. Man denke nur, wie seine Karriere vom Urteile der Vorgesetzten abhing und wie wenig Anwert eigentlich sein Talent bisher gefunden hatte. Der Vater, wiewohl ihm der kleine Ruhm seines Sohnes schmeichelte, sah das Versemachen doch nur als Spielerei an. Vollends konnten politische Gedichte dem Fortkommen Hermanns im Amte nur gefährlich werden. War doch schon mit dem Namen „Jung-Tiroler" das Lebensglück in Frage gestellt, denn die Polizei witterte hinter der so bezeichneten Jugend nur politische Unruhestifter. Gilm verbarg daher seine politischen Gedichte ängstlich vor dem Vater und verhütete nach Möglichkeit ihren Druck. Und nun hatte er einen gleichgesinnten Chef und mit ihm sein lang entbehrtes Publikum gefunden! Nun konnte sich sein Talent wie die Zentifolie im Sonnenglanz entfalten und aller Weltschmerz war verflogen! Zwar mußte Kern schon wenige Wochen nach Gilms Ankunft Bruneck verlassen, um eine höhere Stellung in Innsbruck anzutreten, aber er blieb doch in Verbindung mit Gilm, und sein poesiefreundlicher Geist lebte in seinem Nachfolger

J. J. Staffler fort, dem noch heute geschätzten Topographen Tirols. Gilms Dankbarkeit war so groß, daß er zu seinem Abschied den schönen „Sonettenkranz" dichtete.

Und gerade in dieser Zeit stiegen die Wogen der durch die Einführung des Jesuitenordens hervorgerufenen Erregung im Lande immer höher. Der Landtag hatte den Jesuiten die Leitung des Gymnasiums überlassen und den Bau eines eigenen Konviktes für ihre Zöglinge zugestanden, und so bildete sich unter dem Schutze des Statthalters Grafen Brandis, eines Josephiners und Gelehrten, der Verein zum Bau des „Ferdinandeums", das der Mittelpunkt aller fortschrittlichen Bestrebungen und der Tiroler Kunst und Heimatkunde werden sollte. Auch in der Tagesliteratur wagte man sich nun schon offener hinaus. In der Augsburger Allgemeinen Zeitung veröffentlichte der junge Dichter und Advokat Dr. Streiter aus Bozen am 6. Dezember 1843 einen anonymen Artikel: „Poetische Regungen in Tirol", der, vortrefflich geschrieben, weiteren Kreisen Deutschlands Kunde von den Leistungen der neuen Tiroler Generation gab und mit einer scharfen Wendung gegen die Jesuiten schloß. Am 8. März 1844 hielt der Historiker Professor Albert Jäger, Benediktinermönch aus dem Stifte Marienberg in Südtirol, im „Ferdinandeum" einen Vortrag über die Tätigkeit des Jesuitenordens in Österreich, der sich zu einer Kritik

seiner Erziehungsmaximen gestaltete. Bald darauf veröffentlichte Dr. Streiter, wieder anonym und ohne Zensurerlaubnis, eine schneidige Broschüre: „Die Jesuiten in Österreich" (bei Hoffmeister in Stuttgart) und druckte darin zwei Gedichte Gilms ab: „Die Liedertafel und die Jesuiten" und „An Albert Jäger, am 8. März 1844", ohne dessen Namen zu nennen.

Gewollt und ungewollt wurde also Gilm ein Chor- und Stimmführer seiner Landsleute in dieser aufgeregten Zeit, denn kein anderer Tiroler Dichter verfügte in solchem Maße wie er über die Macht des Wortes, hatte seine Fähigkeit, Gedichte zu schreiben, die sich wie von selbst dem Gedächtnis einprägten, keiner besaß seine epigrammatische Schlagkraft und seine Leidenschaft. Man lese nur seine packenden Landtagssonette. Gilm blieb Dichter auch dann, wenn er die Muse in den Dienst der Politik stellte, die ihm Herzenssache war. Handschriftlich fanden diese Gedichte, die nicht gedruckt werden durften, weite Verbreitung. Adolf Pichler erzählt, daß ihm im August 1844 auf einer Stellwagenfahrt von Innsbruck nach Hall ein mitreisender Handwerksbursche Gilms „Jesuitenlied" deklamierte. Ermunterung kam also dem Dichter von allen Seiten zu. Gubernialrat Staffler forderte immerfort Natur- und Stimmungsbilder von ihm zum Schmuck seiner Schilderungen Tirols, wofür ihm noch nachträglich nicht genug Dank gesagt werden

kann. Ludwig Steub, der Gilm im zweiten seiner drei Sommer in Tirol" persönlich kennen gelernt hatte, trug in München, im Kreise der „Zwanglosen" Gedichte von ihm vor. Aus Meran schloß sich in enthusiastischer Liebe der Erzähler Friedrich Lentner, ein Baier von Geburt, an ihn an und bald vereinigte die beiden ein inniges Freundschaftsbündnis. Es hätte nur noch wenig Gunst des Schicksals bedurft, um Gilms Existenz und Stellung in Tirol auch materiell für immer zu sichern . . . Aber selbst dieses Wenige fehlte leider.

Seit Ende Dezember 1843 bezog Gilm ein Adjutum im Betrage von jährlich 300 Gulden, das ihm Gubernialrat Kern verschafft hatte, und seit derselben Zeit ungefähr liebte Gilm in Bruneck ein edles Mädchen, das die Muse seiner bekanntesten Gedichte wurde. („Die Georgine", „Allerseelen", „Die Schweigsame".) Aber Sophie Petter war ebenso wie er, arm und aus guter Familie. Gilm strebte auch diesmal eine eheliche Verbindung an. Aber — wovon leben? Doch nicht von lyrischen Gedichten, die immerfort seine Stellung gefährdeten? Die geheime Polizei in Innsbruck wußte gar wohl, wer die Lieder gegen die Jesuiten und 1846 das zwar nicht preisgekrönte und doch in ganz Tirol gelesene Schützenlied zum ersten Bregenzer Preisschießen („Schützen singt! es ist befohlen, Freigegeben der Gesang") gedichtet hatte; sie schonte Gilm aber aus Rücksicht auf den Vater, den würdigen Appellations-

gerichtsrat. Indes selbst bei allem persönlichen Wohlwollen des Statthalters Brandis, der sich nicht zu einer Kreatur Sedlnitzkys machen lassen wollte und seine Tiroler schützte, wo er konnte, war es schwer, einen so ausgesprochen politischen Charakter wie Gilm amtlich zu fördern, zumal ja durch den Stillstand der Staatsmaschine im Zeitalter des Kaisers Franz auch das Avancement im Staatsdienst verlangsamt worden war. Diesen Dienst aber zu verlassen, um etwa Advokat zu werden, was Gilm gleichfalls in Erwägung zog, war ebenso aussichtslos; es ging damals auch den Rechtsanwälten schlecht in Tirol. Literarische Tätigkeit versprach kein Einkommen. Zum Erzähler taugte Gilm so wenig wie zum Dramatiker, sein Talent war ausschließlich auf die Lyrik beschränkt. Die Journalistik des Vormärz und schon gar die der Provinz bot nicht die bescheidenste Existenzmöglichkeit. So blieb dem größten Tiroler Dichter des 19. Jahrhunderts, der füglich seinen Platz neben den ersten deutschen Lyrikern einnehmen durfte, nichts anderes übrig, als um den Hungerlohn eines Adjutums weiter im Beamtenjoch zu verharren. Er war kein Gutsherr wie Anastasius Grün, hatte keinen reichen Onkel wie Heinrich Heine, keine reiche Frau wie Georg Herwegh, fand keinen Ausweg ins Geschäftsleben wie Freiligrath, keine königliche Vorlese- und Intendantenstelle wie Dingelstedt und besaß nicht die Zigeunernatur Nikolaus Lenaus. Er

mußte Beamter bleiben und noch weiter ohne Publikum für die Schublade schreiben.

Im Oktober 1845 wurde Gilm wieder nach Rovereto versetzt und damit der mächtig anregenden Brunecker Gesellschaft entzogen. Als richtiger Lyriker war er, einer Windharfe gleich, von seiner Umgebung bestimmbar und es begann nun auch in Südtirol ein neues Leben für ihn. Neue Frauen — neue Lieder; heißere Sonne — üppigere Bilderpracht in seiner Sprache. Die siebzig oder noch mehr Sonette an eine Roveretanerin, darunter wieder Perlen seiner Muse, legen Zeugnis davon ab. Aber am 1. Juli 1847 endlich, erhielt er die mit soviel Sehnsucht erwartete Berufung nach Wien als Hofkanzleipraktikant und kehrte der leidenschaftlich geliebten, aber materiell so undankbaren Heimat den Rücken.

Wien betrat Gilm mit Neugier und Lebensdurst, aber auch mit den vielen Vorurteilen des Provinzlers, die besonders Lentner in ihm genährt hatte. Lentner kannte Wien nur flüchtig und liebte es nicht. Er sah darin nur das Kapua der Geister, nur die auf der Oberfläche schwimmenden Tagesgrößen. Dr. Streiter hatte in Wien Grillparzers „Traum ein Leben" gesehen und den Dichter persönlich aufgesucht. Lentner (übrigens viel jünger) hatte nur die aller Welt zugänglichen Vergnügungsorte kennen gelernt, die ihn, den Brustkranken, bald vertrieben. Gilm, der in Bruneck einmal selbst die „Ahn-

frau“ aufgeführt hatte, also wohl seinen Grillparzer kannte, sah Wien zunächst nur mit den Augen Lentners an, und da er gesünder als dieser war, gewann er dem „Kapua“ einen anderen Geschmack ab. Zur lebendigen Literatur aber, in der es damals außer Grillparzer doch noch so manchen Großen gab: Hebbel, Stifter, Feuchtersleben, Halm (um nur ein paar Namen zu nennen), trat er in kein persönliches Verhältnis, wie es doch der jüngere Adolf Pichler zur selben Zeit und wahrlich nicht zu seinem Schaden gefunden hatte. Als Hofkanzleibeamter hielt sich Gilm streng im Kreise seiner Kollegen und deren Familien; vielleicht mußte er die Wiener Geheimpolizei mehr als die Innsbrucker fürchten, die ihn so rücksichtsvoll geschont hatte. Eine gewisse Befangenheit vor Fremden und insbesondere vor der geschäftlichen Seite der Literatur war ihm stets eigen. „Ein Gedicht zu machen“ — schrieb er einmal an Ludwig Steub — „ist eine himmlische Wonne; es gedruckt zu sehen, eine irdische Freude.“ Ein praktischer Mensch war dieser Lyriker absolut nicht. So gut es ihm in Wien gefiel, so wenig freilich konnte er das Heimweh des Tirolers ganz verwinden und dieses fand in manchem ergreifenden Verse Ausdruck. Viele seiner besten Gedichte, wie „Der alte Schütz am Pragser See“ und die ergreifende Ballade „Jakob Stainer“ sind in Wien entstanden. Durch Briefe, deren sich leider nur sehr wenige erhalten haben, ist Gilm mit

seiner Familie und den Freunden in der Heimat ständig in Verbindung geblieben. Ihre unmittelbar anfeuernde Wirkung hatte freilich aufgehört, und die Zeit der politischen Lyrik ging am Vorabend der Märzrevolution zu Ende, die Zeit des politischen Leitartikels war gekommen. Wohl loderte im Völkerfrühling des Jahres 1848 auch Gilms Herz in jubelnder Begeisterung auf, seine Schilderung der Märztage ist ein Hymnus in Prosa. Auch in seiner Seele löste sich eine ungeheure Spannung aus, die zwanzig Jahre lang auf die Abrechnung mit Metternich und Sedlnitzky gewartet hatte. Allein die bald wieder mächtige Reaktion zwang auch den bescheiden gestellten Hofkanzleibeamten zum Schweigen. Mußte Gilm doch froh sein, endlich, nach zwölfjähriger Dienstzeit am Schluß des Jahres 1849 zum wirklichen Staatsbeamten mit dem Range eines Bezirkskommissärs im Kronland Tirol und mit tausend Gulden Jahresgehalt ernannt worden zu sein. Am 13. März 1854 erfolgte seine Ernennung zum Statthaltereisekretär in Linz mit etwas besseren Bezügen. Am 24. November 1861 heiratete er hier als alter Junggeselle die anmutige und verständige Marie Dürnberger.

In diesen äußerlich ereignisarmen Beamtenjahren ist indes Gilms literarischer Ehrgeiz keineswegs erloschen. Nach zehnjähriger Pause wandte er sich, am 31. Januar 1857, an den alten Freund Steub, der ihn kurz zuvor

„vor ganz Europa wachgerufen", indem er sein Gedicht, „Die Georgine" in einem Artikel der Allgemeinen Zeitung zitiert hatte: „Der Beamte prosperiert wie wilder Kohl und der Poet ist noch immer ungedruckt und unbekannt", schrieb ihm darauf Gilm. „Damit ist nicht gesagt, daß ich ein andrer geworden bin. Ich bin ganz der alte Gilm geblieben. Ich werde Sie einmal bitten, meine Lieder in die Welt zu führen." Aber Steub konnte diese Bitte nicht erfüllen. Es stand auch anderwärts um die Lyrik nicht besser als in der Heimat, von der Gilm sagte: „Im neu umgeackerten Österreich ist der Boden noch nicht geeignet für die Gartenkultur der Lyrik". Das unselige „Zu spät", das so manchem Österreicher zugerufen wurde, bekam Gilm nun auch von Steub zu hören. Man hatte in jenen Jahren der neuen „realistischen" Strömung in der deutschen Dichtung ein herbes Urteil über die politischen Lyriker, und Steub rechnete seinen alten Tiroler Freund nur zu sehr zu ihnen. Und der sensitive Gilm, nur zu leicht abgeschreckt, verfolgte den Plan einer Ausgabe seiner Gedichte auch nicht mit dem gehörigen Nachdruck weiter. Wurde doch diese Zaghaftigkeit durch sein Bedürfnis genährt, an den oft so rasch hingeworfenen Versen zu feilen und zu bessern. Allerdings gereichten ihnen diese Verbesserungen nur zum Vorteil. Auch politische Bedenken gegen den Wiederabdruck seiner Gedichte aus den Tagen des Kampfes, jetzt in der schlimmen Reak-

tionszeit vor dem italienischen Krieg, mochten ihm das Herz schwer machen. Dem Geschlechte des Nachmärz waren die uns so wohlig anmutende Biedermeierzeit und der Vormärz noch nicht historisch geworden, und Gilm wurde es sich selbst am wenigsten.

Als aber im Sommer 1863 in Innsbruck das Fest der fünfhundertjährigen Zugehörigkeit Tirols zu Österreich gefeiert wurde und Gilm — damals schon schwer krank — den selben Sommer in Innsbruck und Feldkirch verbrachte, da kam zu dieser Gelegenheit endlich doch wenigstens eine kleine Auswahl seiner Dichtungen zustande. Es erschien ein dünnes Heft: „Schützenlieder“ und diese zum erstenmal vereinigten Gesänge zündeten in Aller Herzen. Im Schützenwesen fand Gilm den Brennpunkt des Tiroler Volkslebens. In der „Schützenfahne“ singt er:

Wie das glänzt und blinkt und leuchtet,
Wie das lockt so wunderbar!
Von dem Felde läuft der Bauer
Und der Priester vom Altar.
Schützen alle! Auf der Scheibe
Steht der Ratstisch bei dem Pflug,
Jeder Schütz ist ein Tiroler,
Und ich glaub', das ist genug.

Alle führenden Ideen seiner Lyrik: Liebe zur Natur, Begeisterung für Deutschtum und Freiheit, Stolz auf den mannhaften Nationalcharakter — sie klingen in diesen farben- und tonreichen Liedern an.

Bald erhebt sich der Dichter in hymnischem Schwunge zum Preise der ewigen Berge, die im Sonnenstrahl leuchten und die Wege zum Himmel zeigen; bald stimmt er ein trutziges Kampflied gegen die Feinde der Freiheit an; bald zeichnet er ein heiteres Genrebildchen mit dem Humor des Scheibenstandes. Der Reichtum seines Talentes tritt hier in vollem Glanz zutage. Das ist keine „vormärzliche" Poesie, der man wohl gnädig ihren historischen Wert zugestehen kann, um sie im Pantheon der deutschen Literaturgeschichte beizusetzen, sondern wahrhaft nationale Dichtung, in der das Volk zum Bewußtsein seiner selbst kommt, einen ewig reinen Spiegel seiner Seele besitzt.

Eine schönere Gabe konnte zu dem denkwürdigen Feste nicht geboten werden. Und die Tiroler erkannten sie als solche an und sagten es dem geliebten Dichter und feierten ihn, wo er sich nur in diesen Festtagen blicken ließ. Und wiewohl ihn schon der Fieberfrost seiner Todeskrankheit schüttelte, genoß er doch dankbar und glücklich diese letzten Huldigungen.

In seinem Landsmann und Freunde Vinzenz von Ehrhart, dem Staatsschreiber Schmerlings, fand er einen Helfer bei der Sammlung und Redaktion seiner Gedichte. Bevor diese aber vollendet werden konnte, drückte ihm der Tod am 31. Mai 1864 in Linz die leuchtenden Augen zu. Gilm konnte sein Buch nicht mehr sehen. „Zu spät"!

Die Kriegszeiten, die nun folgten, waren der Lyrik auch nicht günstig. Die erste Ausgabe der Gilmschen Gedichte im Verlage von C. Gerolds Sohn in Wien wurde bald vergessen. Die Liebe seiner Tiroler ist ihm zwar treu geblieben, ihre berufensten Kritiker (Günther, Obrist, Schullern, Sander, Prem, Wackernell, Greinz u. a.) haben ihm und seinen Dichtungen sorgfältige Studien gewidmet, Adolf Pichler hat sich zeitlebens mit Betrachtungen für und gegen seinen größten poetischen Landsmann abgegeben. Das Ferdinandeum hat sich in den Besitz aller erreichbaren Handschriften Gilms, seiner Briefe und seiner Gedichte gebracht. Aber es dauerte doch beinahe 25 Jahre, bis bei Felix Liebeskind in Leipzig eine neue Ausgabe seiner Gedichte (1888) erschien. Und was immer gegen diese Ausgabe, die nur eine Auswahl war, gesagt werden mußte, das Verdienst bleibt ihrem Herausgeber gesichert, Gilm wieder in die Literatur gebracht zu haben. Dann folgte eine Ausgabe seiner Gedichte in Reclams Universalbibliothek, die Rudolf Greinz, der bekannte Erzähler, besorgte und die den Vorzug hat, möglichste Vollständigkeit der von Gilm erhaltenen Gedichte angestrebt zu haben. Eine kritische Ausgabe derselben, die bei dem Reichtum der Varianten zu den schwierigsten Aufgaben gehört, bleibt noch immer eine ideale Forderung der tirolischen Germanistik.

*   *
*

Ich kann nicht schließen, ohne denen herzlich zu danken, die mich mit Rat und Tat bei meiner Arbeit unterstützt haben. Vor allen meinem verehrten alten Freunde Regierungsrat Dr. Ludwig von Hörmann, der mir die Schätze seines Gilm-Archivs zur Benützung anvertraute, und der verehrlichen Leitung des „Ferdinandeums“ in Innsbruck für die Erlaubnis, Gebrauch von ihren Sammlungen zu machen. Dem Sohne Ludwig Steubs, Herrn Generalkonsul Steub in München, danke ich für die gewährte Einsicht in die Originalbriefe Gilms an seinen Vater, die das „Ferdinandeum“ bewahrt. Und den Gilm-Kennern Regierungsrat Dr. Hermann Sander und Professor Dr. S. M. Prem in Innsbruck, die mir ihren Rat nie versagten, kann ich nur mit der Versicherung danken, daß ich redlich bemüht war, diese Sammlung von Briefen Gilms im Geiste ihrer Forschung zu besorgen.

Wien, Ende Oktober 1912.

M. N.

Inhaltsverzeichnis.

Beilagen und Anmerkungen.

Bregenz am Begräbnistage unserer Mutter
24. Oktober 1840.

Liebe Caton!

Kaum hatte ich gestern, am 23ten, den Brief an Dich und Pepi auf die Post geschickt, so trat Papa von seiner Reise in das Zimmer. Er hat sich vortrefflich unterhalten und konnte nicht genug den reizenden Aufenthalt in Wyl loben. Unsere neue Tante soll nicht schön, aber sehr liebenswürdig sein und das Glück des Onkels soll groß sein, wenn es nach den äußeren Umständen gemessen werden darf. Im Hause seines Schwiegerpapas soll es gar nobel hergehen; Bibliotheken, Gemälde, Sammlungen, Kupferstiche rc. rc. Das wäre etwas für mich gewesen. Auch mit den schweizerischen Einrichtungen der neuesten Zeit im politischen Haushalt war Papa zufrieden und der Eindruck, den das radikale Element auf ihn machte, war ein erfreulicher. Hier glaubt Alles an den Krieg. In Deutschland und in der Schweiz schlagen die Handlungshäuser alle Effekten los und es sollen sechsspännige Wagen mit Zwanzigern nach Augsburg und München angekommen sein. Lernt nur französisch, es könnte nicht lange mehr dauern, daß wir französische Einquartierung in Innsbruck hätten. Auf den König Louis ist schon wieder geschossen worden; die Franzosen sind wütend und dem Ausland gegenüber alle Parteien einig; so lauten alle Stimmen. Hier an der Grenze spricht man von gar nichts anderem, man vergißt alle

Dinge über den kommenden Feldzug. In Innsbruck wird alles ruhig sein. Übrigens ist es gut, wenn das Ding einmal los geht; zum Kampfe muß es doch kommen, und besser, wir schlagen ihn, als unsere Enkel, so können wir doch noch den Lohn erhalten. Der künftige Friede wird die Welt neu gestalten. So seufzen alle Herzen, denen das Glück der Menschheit nahe geht.

Der Arlberg hat meinen Reiseplan verändert, es soll 10 Schuh Schnee und den vorigen Eilwagen 6mal umgeworfen haben. Da ich nicht Lust habe, mir ein ewiges Kämmerlein aus Schnee zu graben, so geh ich nun über Baiern, und zwar am künftigen Dienstag und komme Donnerstag nachmittag zu Euch. Mir ist es auch darum lieber, weil ich neue Gegenden sehe. Bis zur Abreise des Papas wird es mit der Gnade Gottes wohl besser werden. Ich mag mir es gar nicht denken, den alten Herrn im Schnee und Unwetter auf dem Berg. Hier regnet es noch immer und in diesem Augenblicke sitzen Papa und ich an einem Tisch und er fabriziert einen Brief an die Mama, die ich zu grüßen bitte. Papa wird von der Nani im engsten Sinne des Wortes liebkost, ihr Töchter könntet vieles lernen wie sie mit ihm umzugehen weiß, sie macht ihm tausend närrische Sachen vor und schmeichelt ihm von morgens früh bis abends spät. Du kannst es gar nicht glauben, welch guten Humor die Frau hat, sie ist nicht mehr zu kennen. Nach Feldkirch komme ich nun auch nicht mehr und die 2 Tage werden langweilig genug ausfallen. Mit Marie Tauscher hab ich aus Langweile eine Korrespondenz eröffnet, die mir viel Spaß machte. Ich werde sie Dienstags zum letztenmale ledig sehen. Sie soll Braut sein. Die Inlage bestelle und grüße und küsse im ganzen Haus so viel Du willst, aber meinen Liebling, den Hugo, doppelt. Gilm.

Schwaz, 2. Jänner 1841.

Liebe Pepi, Liebe Caton!

Teilt Euch so gut Ihr könnt in diesen Brief. Was der einen nicht taugt, behalte die andere. Ich bin unendlich aufgeregt, und wie man Euren Briefen die Neujahrspredigt anmerkte, muß dieser die Farbe meiner Seele tragen. Was sag ich Farbe, Farben sind es, mehr als sie der Regenbogen hat, oder das ewige Meer, oder der Frühling. Vor allem andern bitte ich Euch, mir nie mehr einen Brief durch den Stellwagen zu schicken. Der Bursche, der mir ihn brachte, verlangte 6 kr. und auf der Post zahl ich 2; und dann ist diese Aufgabsart unsicher. Euere Glückwünsche sind recht und ich danke Euch darum aus dem Grunde meines brüderlichen Herzens, aber Euer sekkaturalisierendes [Gerede] ist unrecht. Was Zeitabschnitt! In der Zeit ist kein Abschnitt, nur das Herz kennt Epochen, die Menschen machen die Geschichte, die Zeit ist unendlich; es gibt kein neues Jahr, nur einen andern Morgen, das ist pure eitle Menschenerfindung, Gespenster, um die Kinder fürchten zu machen; nur jene „Mitleidlosen" beuten alles aus, um zu drücken und zu schwächen und zu entnerven.

Gestern war ein seliger Tag für mich. Ich trank wieder einmal aus vollen Zügen aus jenem Gesellschaftstone, wie er nur in höheren Kreisen zu treffen ist. Es war bei Gub. Rat große Soirée. Ich spielte mit zwei Exzellenzen Whist. Jede Karte mußte angesagt werden, weil sie blind sind, und als ich das Wort: „Exzellenz", das schön-tönende, schon etliche zwanzigmal ausgesprochen hatte, kam der Gubernial-Rat zu mir und sagte: Hr. v. Gilm, die jungen Leute sind in Verzweiflung, wir wissen nicht, was tun, arrangieren Sie etwas, ich will Sie derweil hier ver-

treten, und ich erhob mich von meinem vergoldeten Armsessel und mit einem Blick erkannte ich das Terrain. Ich traf hier zuerst die Frau des Rittmeisters Khan. Ein so durchgeistigtes Wesen ist mir noch nie vorgekommen. Ich glaube, eine Berührung von dieser Frau würde die Wirkung einer Elektrisierungsmaschine haben; es war mir nur schwer, einen Sitz neben ihr zu erhalten. Ich deklamierte:

Mag auch drüber eine Seele
Sterben in der Maienblüte
Und die alten Kardinäle
Schütteln ihre roten Hüte.

Als ich nichts mehr wußte, spielten wir und endlich holte mich der Gub. Rat wieder zum Whist. Ich spielte mit der Frau Baronin, und die hatte meine Gedichte vernommen, so halb und halb, und die modernen Zeitklänge schienen ihr wohl getan zu haben; und wenn die Frau 20 Jahre jünger wäre, wär ich wohl ein sehr glücklicher Mensch. — Aber dem wollmussilinenen Kleide schien es draußen in der fröhlichen Welt nicht mehr zu gefallen; sie stand wie eine Statue hinter dem Stuhle Sr. Exzellenz und schien den Gang des Whists zu studieren; und so oft ich eine Levée auf den harten Tisch schnellte, schien es ganz innen in ihr aufzuleuchten. Das Mädchen ist verliebt in mich, das ist klar, was draus werden wird, weiß Gott. Sie hat mir 4 Gläser Punsch gefüllt und ich habe sie getrunken; eins auf das Wohlsein meiner Eltern, eins auf das Euere! Eins auf das meiner Pepi! Auch die Toten sollen leben! wem gehörte das 4te —? Als alles drunter und drüber mit Wickler und Hüten beschäftigt war, hat mir jemand meine Hand gedrückt, wenn es nicht der Geist meiner Mutter war, so war es Theodolinde, es war ein Druck, stark und so elastisch schnell zurückspringend, ich

fühl ihn noch jetzt in der Hand, drum schreib ich so schlecht. Morgen bin ich bei Graf Tannenberg eingeladen. — Die Baronin Taxis will alle Gedichte von mir. Die gute Frau weiß nicht, was sie wünscht. In ihrem Alter liebt man den Frieden. Nur das junge Herz blutet am Schmerz der Welt, und mit 50 Jahren hätte Christus nimmermehr um Jerusalem geweint. — 4 Gläser Punsch machen mich nicht zum Schlafen disponiert. Bei der Post war noch Licht: die Karlsbader spielten. Musik in meine aufgeregte Seele! Ich fand meinen Freund Hutter, ich hätte weinen mögen an seiner Brust; und aus Wonne hab ich getanzt um das Billard herum. Es war spät, als ich schlafen ging; und zum Morgengruß kam Euer Brief. Caton, Du bist fürchterlich in Deinen Wünschen! Brauchst Du Jahre, um einem Mädchen gut zu werden, das die Liebe aller Menschen verdient aus dem einzigen Grunde, weil sie unglücklich ist. O verliere nicht die Zeit der Gnade! Heut, in dieser Stunde gleich, geh zu ihr, stürz in ihre Arme, nenne sie Schwester, küß ihr das verweinte Auge, küsse die schmale Wange, küsse die Locke, die, wenn sie alle Tränen gezählt hat, müde, todmüde sein wird. Vielleicht ums Jahr tragen sie sie elend so wie die Jufinger hinaus, und wenn Ihr, Du und Pepi, mitgeht, so könnt Ihr auch sagen: Sie lebte noch, wenn wir ihr Schwestern gewesen wären, wenn wir in das unendliche Elend dieses verlassenen Herzens nur einen Tropfen Güte, nur einen Tropfen Schwesterliebe gegossen hätten. Ich will Euch etwas erzählen: Am vorigen Sonntage behauptete sie, den Papa begegnet zu haben, der ihren Gruß nicht erwidert hat; und fing dann so bitterlich zu weinen an, nicht weinen, heulen, der Ausdruck ist stark, aber ich weiß keinen anderen für das entsetzliche Weh und den fürchterlichen Schrei dieser

gemarterten Brust: und denkt Euch das Mädchen, das für ein weißes Haar Eueres Vaters, meines Vaters, vielleicht Alles hingäbe, denkt sie Euch allein, verlassen in Kummer und Sorge, an Euch denkend den ganzen lieben Tag, und wenn Ihr das denkt, so muß es feucht werden in Eueren Augen, ihr müßt Euch in die Arme stürzen und schwören, wir wollen dieser Armen, die unseren Vater liebt und ehrt — die für unsern alten Vater betet, vielleicht mit Tränen betet: — wir wollen ihr Schwester sein von heut bis in Ewigkeit! Pepi, Caton, Ihr seid so gute liebe Seelen, Papa und Mama so guten Herzens und Ihr tut doch so viel Unrecht. Von meiner Seite dürft Ihr nichts fürchten, ich bleib ihr treu mein Leben lang und alles übrige sind politische Launen, ich kann mein Feuer nicht immer in meinem Herzen zurück halten, und die Strahlen Gottes wärmen und beleuchten oft ein andres Gemüt. Das ist Reiz des Lebens. Was ich da sagte, ist so herausgequollen aus mir, weil Du Caton mit Deinem Wunsch mir wieder den Mut gegeben hast. Ich hab Dir und der Pepi darüber von Bregenz geschrieben, Ihr habt mich nicht einmal einer Antwort gewürdigt, und es handelt sich vielleicht um ein Menschenleben; Gott vergebe Euch die Sünde, es ist Eure schwerste, die Ihr zu begehen mit allen fünf Sinnen imstande seid. Ihr braucht sie nicht zu beichten; Euere Beichtväter hätten doch keinen Segen dafür, sie sind ja selbst Mörder alles Seelenlebens. — Aber noch ist es Zeit, Ihr werdet bei näherem Umgang mit Pepi selbst die Gefahr entdecken, zitternd entdecken, was Ihr gewagt. Wenn Euch der Friede Eures Bruders lieb ist, der um Eurer Seele Rettung seinen Leib 1000mal hingäbe, so nehmt die Pepi in Eure Arme; da wird sie gesunden, das gute Werk, ihre Freude, wird Euch belohnen mit einer unaussprechlichen Freude, Ihr werdet

die Süßigkeit der Freundschaft empfinden, denn „mein Mädchen ist ein Kind nach dem Herzen Gottes“, mein Geist hat gerade so viel in ihr geweckt, daß alle Blumen in ihrem Herzen blühen können, und es sind alles Gottesblumen, nicht eine einzige weltliche ist darunter. Ich bitte Euch, verwendet Euch auch bei der Mama; das Leben ist kurz, wer weiß, wie lang wir noch Gutes tun können; stimmt ihr Herz zu mir, gebt ihr die Gelegenheit, Jesu schönstes Wort zu vollführen: „seinen Beleidigern Gutes erweisen“; das ist der Triumph des Christentums, die Weihe der Gnade. Nicht allen Menschen ist es möglich, mögt Ihr, möge das Herz der Mama von Jesu Wort schon so entzündet sein, um das Herbe zu vollbringen. Mein Dank soll grenzenlos sein. Pepi und ich wollen Euere Diener sein, nicht herrschen wollen wir, Ihr sollt uns nur dulden, um Liebe betteln wir nur, damit wir leben können. Ratet mir, ob ich der Mama selbst schreiben soll?

Der Toni kann ich nicht mehr schreiben, ich bin nicht aufgelegt. Küsse sie in meinem Namen, ich wünsche ihr und Euch allen, daß Ihr nie das von andern erduldet, was das sanfteste Wesen der Welt von Euch erdulden muß. Schreibt mir recht bald hierüber, besprecht Euch abends vor dem Schlafengehen, denkt den Geist Hermanns bei Euch, entschließt Euch zur raschen guten Tat; und im schlimmsten Falle, laßt diesen Brief Mama lesen. Sie wird sich zwar daran wenig erbauen, ich kann auch nicht heucheln, ich könnte eine Komödie spielen, wenn ich wollte, à la „Geisterseher“, ein Jesuiten-Kunststück, und der Preis wäre die Pepi als Tochter des Hauses. Ich bin zu ehrlich; um meiner selbst willen, um dieses armen Menschenherzens willen, das unter Euch gelitten hat, sollt Ihrs tun. Die Post geht ab; ich bin müde, nicht vom Schreiben,

aber zwischen Herz und Aug war's in immerwährender Bewegung. Ich schreib nie mehr über diesen Gegenstand. Das Unvermeidliche muß der Mensch ertragen und wenn die Pepi tot ist, habt Ihr keine Schulden mehr zu zahlen.

Hermann.

Schwaz, 1. Februar (1841).

Liebe Schwester!

Du betreibst meine Angelegenheiten sehr schläfrig. Ich will Dich zum Danke Deiner Nachlässigkeit mit unsern Schwazer Lustbarkeiten unterhalten. Vielleicht ist unser Ball vom 26ten schon zu Deinen Ohren gekommen. Sowohl Damen als Herren aus Innsbruck verherrlichten ihn. Eine Eleganz herrschte, die dem Innsbrucker Kasino wenig nachgab; und dazu vortreffliche Lokalien, ein Tanzsaal so schön und geräumig, als man ihn nur wünschen kann, 7 Luster erhellten ihn und die Musik war die nämliche wie oben, die Karlsbader. Ich habe viel getanzt und mich vortrefflich unterhalten, besonders zeichnen sich die hiesigen Frauen als gute Tänzerinnen aus. Am andern Morgen kam früh um 9 Uhr Brentano, der lustigste Mensch auf Gottes weitem Erdboden, zu mir und redete mich, der ich noch im Bett lag, folgendermaßen an: Zauberer! glaubst Du nicht, daß man einen Ball-Nachtag mit obligatem Katzenjammer auf eine ergötzliche Weise totschlagen muß (ich habe den Namen Zauberer hier erhalten, das in einer sehr kurzweiligen Geschichte seinen Grund hat). Ich war ganz seiner Meinung und so verfügten wir uns zu der Gub. Rätin, die samt ihren schönen Jungfrauen noch süßen Schlafes genoß. Bald kamen sie, Federn in den Haaren, blaß und mit roten Augen, die zuschanden getanzten

Kinder, und Brentano machte mit kunstreicher Stimme das Geläute von Schlittenschellen nach; und die Kinder verstanden ihn und klatschten in die Hände und die Müdigkeit war aus den Füßen; und da kam aber Gub. Rat mit eingebundenem Kopf, der hatte Kopfweh. Mit der Schlittage war also nichts. Nach dem Essen kam abermals Brentano und sprach: Zauberer! ich halt's nicht aus, etwas müssen wir anfangen; wenigstens ein allgemeines Biergesüffe. Und wir beschlossen nun, alle Mädeln in unser Bierhaus, den Mondschein, zu bringen, und bei Bier und Käs uns des Lebens zu freuen. Also wieder zu Gub. Rätin. Und wieder waren die Schönen alle im Bett und machten ein Nachmittagsschläfchen, und wieder kamen sie, und als wir alle im Kreise saßen, hub Brentano seine Rede an, und als er geendet, sagte die Gub. Rätin uns lachend zu. Selbst Gub. Rat war dabei. Ich sprang nun zu den Ringlerischen, die Pepi Ringler war von Innsbruck da, zu Rossi und Indermauer, und bald saßen wir alle in der Kneipe und es war ein Gelächter und ein Geschrei, und als die gewöhnlichen Gäste kamen und keiner mehr einen Platz fand, wurde jeder mit schallendem Gelächter empfangen. Erst um 10 Uhr wateten wir mit den halb bespitzten Mädeln durch den tiefen Schnee. Gestern kam nun die projektierte Schlittage nach Rattenberg zustande, es waren 10 Bendeln, ich kutschierte Hrn. v. Indermauer. Schreibe bald. Hermann.

Ich setze noch einiges über unsere Rattenberger Fahrt bei. In jedem Schlitten war ein Herr und ein Frauenzimmer. Es gab so viel Spaß, daß ich unmöglich alles anführen kann. Das beste war die Abfahrt, es war Nacht, wir hatten einen einzigen Knecht, alle Pferde wurden ver-

wechselt, und um den Wirrwarr vollkommen zu machen, haben wir Kutscher uns noch alle vermummt und maskiert. Es war ein Gelächter auf dem Stadtplatz, daß ganz Rattenberg zusammenlief. Auf der Zurückfahrt sind wir einander vorgefahren und haben geschrien, daß ich noch heiser bin. Einmal ist mein Pferd gefallen. Wir stiegen in unserm Kasino ab und hopsten mit unsern Mädeln noch 4 Maß Glühwein aus. Es war 12 Uhr, als ich von meiner Dame das Trinkgeld verlangte und erhielt. Morgen haben wir eine komische Vorstellung. Den Beschluß macht eine Tanzerei. Ich habe 5 ambulierende Musikanten bestellt. Mittwoch ist eine große Punchade zu Ehren Brentanos Geburtstag. (Ich bin den ganzen Tag heut um alte Kleider herumgelaufen.) Schreib mir doch mit umgehender [Post] über Deine Unterredung mit Papa.

Schwaz, 3. Februar 1841.

Liebe Schwester Caton!

Wie sehr mich Deine Briefe freuen, zeigt Dir die Schnelligkeit, mit der ich sie beantworte. Ich würde mit weit mehr Freude an das väterliche Haus denken, wenn ich wüßte, daß meine Eltern auch Deine Gesinnungen gegen mich teilten. Ihr Stillschweigen und die gereizte Stimmung, die aus Papas Briefen reflektiert, überzeugen mich leider vom Gegenteile. Ich habe das Schuldenmachen immer von der Seite aufgefaßt, wie es oft die Not und ein überschwenglicher Leichtsinn entschuldigt. Ich kann ihm durchaus nicht den bösartigen Charakter anerkennen, die tausend andere Vergehungen an sich tragen, die so leicht

verziehen werden. Ich will keine Geschenke und glaubte, im guten Rechte zu sein. Auch mischen sich in Papas Vorwürfe immer so fremdartige Dinge, die gar nicht zur Sache gehören; Dinge, die als Resultate der Selbstbildung und vieler und ernsthafter Studien, nur dem Gerichte Gottes unterliegen, der sehr gut weiß, wie viel er jedem von uns die Augen öffnen muß zum Heil seiner Seele. Jener allgemeine Leist, worüber jeder Mensch geschlagen werden soll, ist die grausamste Barbarei und eine Verhöhnung jedes sittlichen Fortschrittes. Ich hatte dem Papa geschrieben, er soll Herr meines Vermögens bleiben und mir monatlich eine fixe Summe geben. Er will nichts davon wissen. Wenn ich daher auf Aushändigung der in seinen Händen sich befindlichen Kapital-Briefe oder Obligationen bestehe, so ist dieses nur seine Schuld. Suche ihn zu bewegen, daß er mir schreibt. Ich wüßte im Fall des Bedürfnisses keinen Kreuzer hier zu bekommen, ich will und kann mich keiner Verlegenheit aussetzen, schon der Gedanke würde mir hier jede Freude rauben. Das beste von der ganzen Geschichte ist noch das, daß mir Ferdinand in einem Briefe, den ich gestern erhielt, den guten Rat gibt, in Innsbruck Schulden zu machen und, um meine jungfräuliche Schamhaftigkeit zu überreden, die Bemerkung beifügt: „Du brauchst Dich gar nicht zu genieren."

Den gestrigen Abend hat uns der Tod eines Kindes vom Kreiskommissär v. Buckeisen verdorben. Die Baßgeige, die schon hereingewandelt war, mußte sich wieder fortbequemen. Grüße mir die Geschwisterlen alle, ich würde gern hinaufkommen, wenn die Stellwagenfahrt nicht so gar fürchterlich wäre. Aber die Liebe zu Euch wird stärker sein und eines kalten Tages will ich den Mädeln selbst sagen, daß ich zu faul und zu verdrießlich bin, um ihnen zu

schreiben. Pepi ist mir seit 8 Tagen Antwort schuldig. Sie scheint kalt gegen mich geworden zu sein. Mir auch recht. [So bleibe] ich dann ledig oder [heirate] nur viel Geld.

Hermann.

Schwaz, 8. Februar 1841.

Liebe Schwester!

„Sagt mir, wird mein Auge trüber,
„Nebelt's mir ums Angesicht?
„Meine Minna geht vorüber,
„Meine Minna kennt mich nicht."

Ich weiß nicht, ob sie Minna heißt, die Schwazer-Briefträgerin, aber vorübergegangen ist sie. Ich sah sie von den Fenstern des Kreisamtes schon von weitem die Marktgasse heraufkommen, und als sie an der Türe vorüber war, war abermals eine Hoffnung eingesargt, die ich zwei Tage als blühendes Kind herumgetragen hatte. Gewöhne Dir an, jeden Brief sogleich nach dem Empfange zu beantworten, oder wenn Du durchaus nicht von der Arbeit fortkannst, so rufe ein Mädel und diktiere ihr. Gestern Nachmittags hielt Brentano mit einem prächtigen Schimmel in einem Bendel vor meinem Hause und lud mich ein, mit ihm nach Weer zu fahren, wo sich Zillertaler Natursänger produzierten. Ich ging nicht, es hielt mich etwas zurück, von dem ich keine Rechenschaft geben kann. Als ich dann um 5 Uhr aus dem Kasino zurückkam, lag ein Brief von der Pepi auf dem Tisch. Sein Inhalt ergriff mich so, daß ich ihn in der ersten Angst sogleich zusammenpackte und der Mama überschickte. Ich weiß selbst nicht, was ich will, aber es ist schon Trost, nicht allein die Gewißheit tragen zu müssen, daß wenn nicht geholfen wird, das Mädchen

ein Opfer des Grames wird. Du wirst aus demselben ihren Gemütszustand ersehen, der an Wahnsinn grenzt. Ich bin in der gespanntesten Erwartung, was mir Mama schreiben wird. Schreibe mir sogleich, nachdem Du diese Zeilen gelesen, wenn noch ein Funke schwesterlicher Zuneigung in Dir ist. Später spielte ich mit drei Damen Whist. Sie spielten zu schlecht, als daß sie meine Zerstreuung gemerkt hätten. Nachdem 6 fürchterlich lange Robber beendigt waren, setzte ich mich in eine Ecke und redete kein Wort mehr. Hierüber wurde nun schon wieder gewitzelt. Du weißt, daß in Hall Maskenball und — es ist zu große Dummheit, auf was die Leute in ihrem Müßiggang verfallen. Ich war keinen Augenblick in Hall. Ich dachte Euch alle, alle meine Schwestern, die ich so sehr liebe, an dem Tische versammelt, und mitten unter Euch Pepi, und die Mama so freundlich mit ihr, wie sie es nur mit denjenigen ist, die ihre Liebe vielleicht am allerwenigsten verdienen. Pepi stürbe für sie.

(Schluß fehlt.)

Schwaz, 12. Februar 1841.

Liebe Schwester.

Ich hätte Dir gestern noch auf Deinen Brief vom 11ten geantwortet, wenn ich nicht der Pepi hätte schreiben müssen, und zwar unaufschieblich. Ich habe nämlich den Brief der Mama, an dem ich beinahe eine halbe Stunde zu lesen hatte, wie er war, der Pepi geschickt. Sie soll nun tun, was sie will. Ich werde der Mama für ihre gütige Meinung danken, sobald ich aufgelegt bin, in die noch offene Wunde abermals die schmerzliche Sonde zu senken. Man ist nicht jeden Tag disponiert, mit seinem Gewissen

Rat zu halten und ich möchte sehr aufrichtig sein. Du kannst ihr unterdessen für ihre Liebe und Gnade die Hand küssen. Hast Du dem Schuster, Du „Ambo-Glückliche“ eingeschärft, mir eine elegante Arbeit zu liefern? Des Halstuchs wegen wird es von dem Umstande abhängen, ob man nach der gewünschten Art in diesen kleinen zum Zerschneiden bestimmten Tücheln eines bekommt. Nur schön und modern, dann ist gleich: Tuch oder Krawatte. Die Strümpfe müssen durchaus weiß sein oder wenigstens sehr hellfarbig, Seide ist nicht notwendig. Geschmack und Wohlfeilheit . . . . .

Schauderts Dich noch vor meiner philosophischen Weltanschauung; das ganze gebildete Norddeutschland, bewußt, und das ganze liberale Europa unbewußt huldigt diesem Kultus. Das Wort ist Fleisch geworden, da liegts. — Aber dieses gehört nicht in die Fasching.

Ich will Dir eine andere Geschichte erzählen. Ich saß gestern beim Mondschein hinter einem Krug Bier unter dem Vorsitze des Präsidenten des Dorf-Kasinos v. Indermauer. Auf einmal kommt die Kellnerin und sagt dem Brentano etwas ins Ohr; Brentano steht auf, nimmt den Hut, und sagt zu mir: geh mit, Gilm; ich folgte ihm, und da vertraute er mir, daß ihm sein Vater durch die Magd habe sagen lassen, daß 4 Fremde angekommen seien, die nicht deutsch verstehen und eine ihm unbekannte Sprache reden; er möchte ihm in dieser Verlegenheit helfen. Ich zauderte zuerst mitzugehen, aber er wußte mir die Neuheit ihrer Kleidung rc. so verführerisch vorzustellen, daß ich nachgab. Als wir in das Zimmer traten, saßen mit Herrn und Frau v. Brentano 4 Fremde, unendlich komische Gesichter, zu Tische. Es waren junge Männer mit dicken Gesichtern und kugelrunden Köpfen, auf denen sie schwarze seidene enganliegende Käppchen trugen. Alle trugen schwarze

beinerne Brillen und unbändige Schnurr- und Knebelbärte. Sie standen nicht auf, als wir eintraten, und blieben steif und ruhig wie Automaten sitzen. Jeder hatte ein Glas Wein vor sich. Ich sah gleich, daß das Ding eine Maskerade ist, nur kannte ich keinen, obgleich sie kein Visir trugen. Nach vielem Gelächter und Gefrage ergab es sich, daß die 4 jungen eleganten Türken 3 Frauenzimmer aus dem Gasteigerschen Hause waren und eine Mayrhofen. Sie sagten uns, daß sie noch an mehrere Orte gehen und wir sollen sie begleiten. Sie hatten alle Mäntel von Leintüchern, die oben zu einem Knopf mit einem farbigen Band zusammengebunden waren. Mit diesen 4 weißen Gestalten wanderten wir nun in einem vom Regen erweichten Schneesee durch den Ort. Ich führte Theodolinde. Auf einmal springt ein Mann in einem kurzen Mantel, mit einem Zillertaler Hut tief im Gesicht uns vor, wieder zurück, drängt sich bei Indermauer mit uns in den Hausgang, verfolgt uns dann wieder in den obern Markt, und als ich ihn ganz wütend ansakramentiere, so schlägt er den Mantel auseinander und zeigt mir den Stock. Brentano war weit vor, ich ganz allein mit den zwei Mädeln und dem Kerl hinter mir, Theodolinde schrie so laut auf, daß man sie auf eine $^1/_4$ Stunde hören mußte, da hätt ich 1000 Leben weggegeben. Ich packte den Kerl, es fiel der Hut . . . es war Robert Gasteiger. Nach der Angst langer Tanz.

(Schluß fehlt.)

[Schwaz], 18. Februar 1841.

Liebe!

Vor allem dank ich Dir für die Bestellungen; alles war recht, nur die Strümpfe nicht. Ich schrieb ja aus-

drücklich, daß ich keine grauen haben will. Sind denn in ganz Innsbruck keine weißen gewobenen Strümpfe zu erhalten? Hier hab ich gleich ein Paar bekommen. Mit solchen alten Moden kann ich hier als Ball-König nicht figurieren. Der Ball war wunderschön und die Masken zahlreich; mitunter komische und Karikaturen zum Totlachen. Überhaupt ist das Maskengehen hier sehr en vogue und alle Abende durchstreifen Maskenzüge den Markt. Ich bin auch infiziert worden. Gestern war Katzenjammeriade beim „Mondschein". Tafel von 42 Personen und die meisten Tänzerinnen. Gubernial-Rätin präsidierte. Da trat ich herein im Gewande einer Bäuerin, einen ungeheuren Wifling, eine blaue Pudelhaube und ein altes uraltes Weibergesicht. Visir. Ich trug einen Korb mit Eiern, die ich alle ausgeblasen hatte, und Zettelchen mit Versen darin versteckt. Da gab es natürlich viel Anzüglichkeiten. Man hat mich lang nicht erkannt, ich habe meine Sache meisterhaft gemacht. Dann lief ich im Galopp nach Haus, wo die Lang-Marie schon mit einem andern Anzuge meiner wartete. Eine alte Jungfrau aus dem vorigen Jahrhundert; ich konnte, ohne vor Lachen fast hin zu werden, kaum in den Spiegel sehen. In einer ½ Stunde war ich also abermals im „Mondschein", trat ein und deklamierte in dem Kostüm das niedliche Gedicht: „Ich setze nur den Fall", es fängt an:

> Oft denk' ich mir, wenn ich so reizend wäre
> Wie manche Mädchen sind auf dieser Welt,
> Ach, das wär' schön, mit einer einz'gen Zähre
> Gewänn' ich mir den Mann, der mir gefällt.

So lang der „Mondschein" steht ist in dem langen Tafelzimmer nicht so viel gelacht worden. Dem Gub.-Rat Gasteiger sind die Augen übergegangen. Heute ist großer

Ball bei Tannenberg und ich muß eilen und Toilette machen. Es ist mir also unmöglich, nach Innsbruck zu kommen. Am Sonntag noch weniger; und die Werktage muß ich arbeiten wie ein Ackerstier. Als am vorigen Samstag Ball bei Gasteiger war, ging der Refrain: „Der Zauberer ist nicht da“, den ganzen Abend durch die Gesellschaft. Als ich krank war, hat mich das ganze Kreisamts-Personale besucht und alle Familien [haben] sich um mein Befinden erkundigt. Wir haben nämlich am Sonntag auch einen großen Maskenball und ich muß auf Dummheiten studieren. Die alte Lang Marie muß mit mir gehen. Es ist seit einiger Zeit eine totale Faschings-Narrenwut in alle Leute gefahren; das Haus des Gub.-Rats geht mit gutem Beispiel voraus. Überhaupt kann es auf Erden keine zweite Gub.-Rätin geben. Eine so vorurteilsfreie liberale Frau, gesellig, nicht stolz, aber die Würde des Geschlechts und der Mutter in dem sinnigen Auge. Ich rede so gern mit ihr und alle Interessen der Menschheit sind zwischen uns schon zur Sprache gekommen. Wenn alle Frauen ihr glichen, wäre die Frage der Emanzipation schon gelöst und die bigotten Männer, die Heuchler und Andächtler, müßten rot vor Scham sich in die feuchten Höhlen der Erde verkriechen, ein Ort, wo das ultramontane Gewürm hingehört. Schreib mir recht bald, ich muß mich anziehen gehen.

Grüße mir die Kleinen alle. Was hat denn das Gewissen mit einer Maskerade zu tun? In der hl. Stadt Rom maskiert sich 8 Tage lang alles, was gesund ist, und am Aschermittwoch gibt der hl. Vater die Absolution.

Ich küsse Dich, küsse mich wieder

Hermann.

Schwaz, 27. September 1841.

Liebe Schwester!

Der Himmel weiß, daß ich sehr wenig Ursache habe, guter Laune zu sein. Denn einmal ist es kalt und regnets, und dann sind die Abschiedstränen noch nicht trocken auf meinen Wangen. Theodolinde geht fort. Du stündest daher in Gefahr, recht klägliche und traurige Dinge zu lesen, wenn Du nicht mit Deiner schwesterlichen Liebe vorgesorgt hättest, mich bei gutem Humor zu erhalten. Wenn Du mir geschrieben hättest: „Hermann, ich bin traurig, tröste mich“, oder „die Toni hat Kopfweh und möchte Dich gern sehen“, oder „der Hugo hat den Fuß verrenkt und hat Langweil im Bett,“ — ich wäre gekommen und wenn hundert Arme mich umfangen und hundert reife, feuchte Lippen mich gefesselt hätten. Aber nicht der Papst und die ganze Klerisei bringen mich zum Zimmer hinaus.

Wie kannst Du nur solche Dinge schreiben! Schreibe mir von Dir, Du bist hundertmal mehr wert, als eine solch — ich will Dich nicht beleidigen — hoch ansehnliche Person. Mit ein paar Worten ist ein Brief abgetan von Dir oder wenn Du viel schreibst, so predigst Du, als wenn Dein Fleisch, Dein Blut und Dein Herz aus nichts als geistlichen Sprüchen bestünde. Lauter überschwengliche Theorien, unfruchtbar, unnütz, die keine Träne trocknen und keine Freude schaffen. Es ist noch nicht lange her, war ein Mädchen hier aus Zweybrücken. Von dort aus kann man bei heiterem Wetter den französischen Telegraphen sehen und ein feines Ohr hört wohl auch das Lied von Marseille. Die Mädchen sind empfänglich für den Geist der Zeit. Diese Fremde hatte freiere Ideen als alle Männer Tirols in 100 Jahren zusammenbringen. Sie frug mich

einst, nachdem sie sich an unsern herrlichen Bergen nicht satt sehen konnte: „und in dieser Natur gibt es keine Dichter?" Ich antworte ihr tags darauf mit einem Gedichte, da heißt es:

Sieh Dich nur um, erkennst Du die Standarten,
Die schwarzen Mäntel und die breiten Hüte?
Die dulden auf der Erde keinen Garten
Und an dem Baum des Lebens keine Blüte.

Doch wie sie fruchtlos den Gesang verbieten,
Zu dem im Wald die Vögel sich vereinen,
Und ihre Wächter nimmer es verhüten,
Daß nachts die Blumen um die Sonne weinen.

So hat mein Lied sich auch zu Dir gestohlen
Durch all die Häscher und die schwarzen Schergen,
Und wittern sie's und wollen sie mich holen,
Wird eines Engels Fittich mich verbergen.

Wie kann ich froh und frei mit diesen Menschen aus einer Schüssel essen.

Liebe Schwester, ich bin ein Dichter. Das ist ein ganz besonderes Wesen, hat nichts gemein mit den Gütern dieser Erde. Laß Dir von Otto das herrliche Gedicht Schillers: „Die Teilung der Erde" vorlesen und Du wirst mich verstehen. Daß ich nicht längst einen Namen habe in Deutschland, daß meine Gedichte nicht Klang haben im deutschen Sängerwalde, bin nicht ich, sind die Umstände schuld. Freiheit ist des Dichters Element und jede Lüge und jeder Betrug ist ihm schrecklicher als die Hölle. Ich kann meine Ideale nicht verbergen, ich kann meine Herrin nicht verleugnen, auch um Deinen Schwesterkuß, die Fahne, zu der ich geschworen, nicht verraten. Ich will falsch sein den lieben langen Tag, aber gegen

Dich kann ich es nicht sein, ich kann Dich nicht betrügen, auch wenn es Dir weh tut; Du mußt bis zur letzten Sekunde meines Lebens wissen, was ich liebe, was ich hasse.

Vorderhand liebe ich Theodolinde! Sonst gar nichts, wirklich gar nichts. Berg und Tal und die Sterne am Himmel lieb ich zwar auch, aber nur weil Theodolinde, so oft sie einen Berg, einen Baum, einen Stern sieht, an mich denkt. O welcher Zauber liegt in der Naturpoesie! Wenn Du nur ahnen könntest, wie diese leblosen Dinge plaudern können, wie ein abgeschälter, nichtsnutziger Weidenbaum mehr zärtliche Dinge weiß, mehr göttliche Gedanken hört, als ein Seelenhirt durchs ganze nutzlose Leben. Und Theodolinde liebt mich wieder, sie hat es mir gestanden, ihre Tränen sind auf meine Hand geträufelt. Was sagst Du zu solchem Weihbrunnen? Kann die Hand je was Böses tun, die so geheiligt wurde? Und gestern machten wir eine Partie. Es war nur die Frau von Barth, Tochter des hiesigen Rossi, als Aufsicht dabei. Ich konnte 2 Stunden abends beim Sternenschein mit Theodolinden am Arm allein durch den duftigen Waldweg gehen. Ich habe ihr Alles gesagt, die ganze Geschichte meines Herzens. Sie hat mich nicht verdammt, nicht verflucht, sie hat den Ketzer geküßt. Theodolinde steht nicht gut mit ihrer Mutter, es scheint wenig Friede in ihrem Hause zu wohnen. Sie hat mir nun versprochen, ihr zu schreiben, die Mutter zu versöhnen, ich sagte ihr, was eine Mutter ist, wer keine hat, der weiß es am besten — und sieh, so habe ich ein gutes Werk getan, ich habe kein Vaterunser gebetet, aber Mutter und Tochter versöhnt. Auf der ganzen Welt, so sagte sie mir selbst, hätte sie niemand zu diesem Schritte bewegen können, denn sie sei ein schrecklich böses Weib. Ich hab's gekonnt ohne Christentum, warum? weil ich Christi

Gebot im Herzen trage: „Ihr sollt euch lieben untereinander."

Ich habe ihr erzählt, wie Charlotte Stieglitz gestorben ist, von den Dichtern Frankreichs und von Goethe, dem jungen Greise. So gingen wir allein, wenig Sterne leuchteten uns, schwarze Wolken hingen herab, es fing an zu regnen, die Gesellschaft sammelte sich und wir waren nicht mehr allein.

Aber was ich hasse? Vorderhand nichts als die Sünde, aber die geht in verschiedenen Gestalten herum, am meisten im Schafpelze und mit demütigem Gesichte, übertünchte Gräber, einen hl. Spruch auf der Lippe, im Herzen Modergeruch. Ich küsse Dich. Du bist das zweite Mädchen, das ich heute küsse. Dein

Hermann.

Grüß den Otto und dank ihm in meinem Namen für seinen lieben Brief. Sag ihm, er soll nicht Langweile haben, das ist der Mörder des Genies. Er soll arbeiten, nicht träumen. Die Ideale sind draußen im Leben, in der Geschichte, in der Kunst. Nur nicht Essig werden. Die Traube wird süß nur an der heißen Sonne. Die Liebe muß alles Saure verzehren, die Liebe zu Idealen. Nur nicht müßiggehen. Ich werde ihm bald schreiben. Grüß mir alle, besonders den Hugo und die kleinen Mädeln.

Schreib mir recht bald.

An Johann Senn in Innsbruck. Schwaz, 3. Nov. 1841.

Lieber Senn!

Menzel werden Sie erhalten haben.

Mit dem Subskribenten-Sammeln geht es schlecht.

Dies ist für mich eine neue Warnung, den Schritt zur Autorschaft nicht zu wagen. Ich habe alles, was nur einigermaßen auf Bildung Anspruch hat, angeredet und habe allenthalben mit einem recht langweiligen Gesicht ein recht langweiliges „Nein“ erhalten. Ich weiß nicht, warum sich ein so unaussprechliches Ennui aller Gesichter bemeistert, wenn von Poesie die Rede ist. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich das ganze Publikum in zwei Klassen teile.

Der einen ist Poesie schon von Haus aus ein Abscheu und das hat seinen Grund in der Pfaffenerziehung; die andere Klasse, die sogenannten „Aufgeweckten“, bringen ein Vorurteil mit gegen jedes Buch, das einen vaterländischen Verfasser oder einen vaterländischen Verleger hat. Und man kann das Mißtrauen ihnen nicht einmal verargen. Ich bin nicht gesonnen zu scheitern, wenn ich auch mein Schifflein hinausbringen sollte auf die hohe See. Ich bleibe also hübsch zu Hause und werde nur nach Gelegenheit etwas von mir hören lassen zu meinem Vergnügen. Vor meinen Freunden habe ich kein Geheimnis und ich werde Ihnen daher die versprochenen „Lieder eines Verschollenen“ nach Gelegenheit schicken. Sollte ich binnen einigen Tagen außer meiner Person keinen Subskribenten finden, so werde ich Ihnen für mich 3 Zwanziger durch den Boten in das Helblingsche Kaffeehaus senden.

Ich bitte Sie auch, sich mit dem Pfadfinder zu beeilen und ihn dem Wohlgemuth zurückzugeben, der ihn mir dann gleich schicken wird, wozu ich bereits Ordre gab.

Wenn Sie sonst etwas wissen, was mich interessiert, und Sie Muße haben, so schreiben Sie mir bald wieder.

Adieu.

H. v. Gilm.

Nachschrift: Ortner kann seine Tiroler-Nibelungen nur im Auslande herausgeben, und wenn er die Mittel auftreibt, so braucht es von Ihrer Seite nur einige Aufmunterung und er läßt die eingesperrten Riesen los. Ich bin begierig, es zu lesen. Er wird's mir schicken.

An Johann Senn. [1842].

Lieber Senn'

Gestern erhielt ich Ihren Brief und die Anzeige, wie lang meine Briefe liegen bleiben. Geben Sie bei Rist die Ordre, Ihnen die hinterlegten Briefe gleich zu schicken oder im Unterlassungsfalle fordern Sie den Briefträger auf, Ihnen die Briefe aufs Zimmer zu bringen. Mir liegt immer daran, daß ich gleich von Ihnen Antwort erhalte.

Lieber Senn, das anliegende ist ein Liebesgedicht, es ist der Verschollenen eines, die ich bald beendet haben werde und Ihnen dann zur Einsicht und Übergabe an Spindler überschicken werde. Wenn Sie das anliegende zur Veröffentlichung geeignet finden, so möge es in die Welt laufen. Wenn ich nie meinen Zweck erreichte, so erreiche ich ihn diesmal.

Mina Wohlgemuth schrieb mir, daß sie Pfadfinder von Ihnen nicht erhalten habe. Erkundigen Sie sich hierüber, ich bitte Sie. Vielleicht waltet ein Mißverständnis ob. Der Fasching klingelt, die ersten Schwalben sind bereits angekommen. Es sind dies zwei Nichten des Kreishauptmannes. Anderes Geflügel wird nachziehen, darunter auch die berüchtigte und im Achenthaler Lied gefeierte Adam Mali. O einfältige Welt!!!

Ich bin begierig, etwas über Balduna zu hören. Schreiben Sie bald, hören Sie!

Somit habe ich alles übereinander und untereinander geworfen und schließe mit der Versicherung meiner Freundschaft.

Weil Raum ist setze ich noch ein Gedicht her aus den Verschollenen.

24.

Mein liebes Kind! warum wird Dir so bange?
Wenn ich von Dir hinüberflieg' zur Seine
Und meine Stirne statt an Deine Wange
An den Granit des Obelisken lehne. rc. rc.

Hermann v. Gilm.

An Josef Kern
Ritter von Kernburg

Schwaz, 2. Jänner 1843.

Hochwohlgeborner Herr Gubernialrat!

Mit hohem Präs.-Dekrete vom 16. v. M. wurde ich dem k. k. Kreisamte in Bruneck zur fernern Dienstleistung als Konzepts-Praktikant zugewiesen und von dem hiesigen Kreisamte mit 1. d. M. des Dienstes enthoben.

Meine Freude unter Euer Hochwohlgeboren meine Praxis fortzusetzen die Ehre zu haben, wird nur durch das Bedauern überwogen, daß mir dies Glück nicht mehr lange gegönnt sein dürfte, jedoch bitte ich Euer Hochwohlgeboren, diese Gefühle als den Ausdruck meiner innigsten Verehrung hinzunehmen.

Indem ich mich der Huld und der Gnade Euer Hochwohlgeboren empfehle, ersuche ich zugleich um eine kurze Frist, teils zur Schlichtung einiger durch meine Abreise bedingter Geschäfte, teils zu einem kurzen Aufenthalte bei meinen Eltern in Innsbruck und erlaube mir, Euer Hochwohlgeboren die Versicherung zu geben, daß ich längstens den 11. oder 12. d. M. in meinem neuen Bestimmungs-

orte eintreffen und jeden Fleiß und jede Mühe anwenden werde, die Zufriedenheit Euer Hochwohlgeboren zu erhalten.

In tiefer Hochachtung und Ehrfurcht

Euer Hochwohlgeboren

bereitwilliger Diener

Hermann v. Gilm.

An Dr. Johannes Schuler in Innsbruck.

Bruneck, 3. April 1843.

Euer Wohlgeboren!

Die Abreise des Herrn Gubernialrates von Kern war für den ganzen Kreis Pustertal ein schmerzliches Ereignis. Man hat von jeher den Kummer einer Nachtigall und die Kindesnot eines Sperlings poetisch gefunden, aber den Schmerz des Volkes ist man vornehm zu ignorieren gewohnt. Daher ist alle unsere Poesie so unerquicklich.

Ich habe die „Lieder aus Tirol" von Beda Weber mit Unmut aus der Hand gelegt, obgleich manche Stellen von unbeschreiblicher Schönheit sind. Die Tendenz des Buches und der poetische Glaube desselben sind heillos. Es ist eine Sünde an der Menschheit, ihr unbestreitbares Recht der Gegenwart an die Zukunft zu weisen und ihr endliches Heil so unendlich weit hinauszuschieben, und ekelhaft ist es, alle Hoffnungen durch die Schauer des Grabes und den Prozeß der Verwesung zu führen.

Beda Weber ist ein Auferstehungsdichter. Der christliche Weltschmerz ist um kein Haar besser, als der von Byron und Heine. Er ist ebenso egoistisch und ebenso unfruchtbar in seinen Resultaten. Die Zensur ist keine Entschuldigung für diese Dichter ohne Haß und ohne Liebe. Man muß

schweigen. Die Stille ist die unerträglichste Strafe. Aber diese vorlauten Schwätzer verderben alles und das sterile System rühmt sich poetischer Befruchtung. Der gegenwärtige Zank der jungen Dichter in Deutschland ist zwar unerfreulich und man könnte weinen, wenn sie von dem Baume der Freiheit die unreifen Knospen reißen und die Zukunft um Blüte und Frucht betrügen. Aber doch ist es viel besser als bei uns, denn dieser Baum ist von unendlichem Wachstum, und man möchte sagen, wie mehr man ihn mißhandelt, desto üppiger treiben seine Zweige. Bei uns ist die Atmosphäre verpestet und die Sonne verbannt und unsere künftigen Dichter werden lange, lange „Schutt" führen, ehe der Boden urbar ist.

Euer Wohlgeboren erlauben, daß ich diesen Worten meine Abschieds-Sonette an den Gubernialrat von Kern beilege und mir vorbehalte, eine Sammlung meiner neuesten Pustertaler Lieder Euer Wohlgeboren zu übersenden. Ohne äußere Anregung, ohne Aufmunterung, ohne Kampfplatz und in der Einsamkeit des geheimnisvollen Spieles der Phantasie ist es ein erquickender Trost, sich der Teilnahme Euer Wohlgeboren schmeicheln zu dürfen.

In Hochachtung

Euer Wohlgeboren

ergebener Hermann v. Gilm.

An Kern in Innsbruck. Bruneck, 22. April 1843.

Euer Hochwohlgeboren!

Euer Hochwohlgeboren haben sich meiner erinnert und mir durch Herrn Kreiskommissär Beyrer einen Gruß gesendet. Diese Güte fordert mich zum unmittelbaren Danke

auf, und indem ich mich dieser angenehmen Pflicht auf das wärmste entledige, befriedige ich zugleich ein sehnsüchtiges Bedürfnis meines Herzens, wenn ich anders die Bewunderung und Hochachtung, die ich gegen Euer Hochwohlgeboren hege, so nennen darf. Ich hätte mir längst, auch ohne diese schmeichelhafte Aufforderung, die Freiheit genommen, Ihnen zu schreiben, aber ich wußte die Sache nicht recht anzugreifen. Es liegt da eine so große Kluft, daß dem Gedanken schwindelt, da hinüber eine Brücke zu bauen, die mehr zu tragen imstande ist, als die leichte Ware der Courtoisie. Allein die nachsichtsvolle Teilnahme, die Sie meinen kleinen poetischen Versuchen schenkten, gab mir von Tag zu Tag mehr Mut, endlich dies Unternehmen zu wagen.

Man sagt, es gäbe keine politische Poesie in Österreich. Das ist nicht wahr. Der Gubernial-Konzeptspraktikant ist die personifizierte Elegie, der eigene Totengräber seiner Hoffnungen. Ich wäre versucht, den geringsten Manipulationsdienst wo immer, der mir das notwendigste Einkommen verbürgt, anzunehmen, wenn ich Hoffnung hätte, hiezu qualifiziert erachtet zu werden. Rousseau hat Noten abgeschrieben. Ich habe keine Aussicht, meinem Vaterlande, oder wie man das Ding nennen will, das gegen den ungeheuern Einsatz an Jugend und Gefühlen und Glückseligkeit so viele Nieten herausgibt, mit bureaukratischer Betätigung nützlich zu werden. Aber es will sich nicht geziemen, solch trostlosen Betrachtungen in einem Schreiben an Euer Hochwohlgeboren Raum zu geben. Der Frühling ist da und ich will nichts andres denken, als wie schön die ersten Blüten sind. Ich und Told Karl sitzen alle Abende im Wirtshausgarten zu Dietenheim und sehen zu, wie der letzte Sonnenstrahl aus dem herrlichen vor uns liegenden

Panorama verschwindet. Bruneck liegt im Grünen und die vergoldeten Spitzen der Blitzableiter leuchten, als hätte diese Stadt ihre eigenen Sterne. Dort wird gepflügt, hier gesäet und hoch über die arbeitenden Menschen und über die keimende saftgrüne Winterfrucht erhebt sich die singende Lerche. Euer Hochwohlgeboren Wirken und Streben sind dann wohl oft der Gegenstand unseres Gesprächs und wir sind oft gewillt, der blühenden Natur zu zürnen, die freundlich ist und selig, während unsere Herzen den Schmerz Ihrer Entfernung noch nicht verwunden haben. Ich habe zwar keine Ursache, mit der Regentschaft des Herrn Kreiskommissärs Keesbacher unzufrieden zu sein; er behandelt mich gütig und wohlwollend und mitunter auch mit Auszeichnung, obgleich die Quelle dieser Ergüsse nicht immer eine lautere sein mag; aber es fehlt jene geistige Spannung, die Euer Hochwohlgeboren immer zu erhalten wußten — es lohnt auch nicht die Mühe zu reden, weil der strahlensammelnde Reflektor fehlt, der selbst Licht gebend auch das fremde Licht zurückstrahlt. Die kurze Zeit, die ich in Ihrer Gesellschaft zuzubringen das Vergnügen hatte, gleicht einem Traume, einem Rausch, einem Märchen aus tausend und einer Nacht. Ich war gewohnt, alle meine Gedanken mißtrauisch zu verbergen und Ihre Huld wirkte so elektrisch und befruchtend, daß sich alle längst zertretenen Keime wieder streckten. Ich habe bei der Versteigerung Ihrer zurückgelassenen Möbeln das gipserne Standbild Napoleons gekauft. Da steht er nun mit verschlungenen Armen vor mir auf dem Bureautische. Ich bitte um Empfehlung an Ihre hochgeschätzte Familie.

In Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren
ergebener Hermann v. Gilm.

An Kern. Bruneck, 5. Juni 1843.

Euer Hochwohlgeboren!

Ich habe das anliegende Gedicht in der Absicht verfertigt, es Euer Hochwohlgeboren mitzuteilen. Allein als es fertig vor mir lag, fehlte mir der Mut hiezu. Diese Mutlosigkeit ist vielleicht eine Tugend zu dieser Zeit. Ich bin jedoch bereit, Ihnen, Herr Gubernialrat, alles zu opfern — und seit Ihrer gütigen Aufmunterung betrachte ich mein poetisches Talent als kein Unglück mehr. Ich bin wahrhaftig nicht aus Eitelkeit mit meinen Gedichten zurückhaltend, sondern im Bewußtsein des Mißbehagens, mit dem man gegenwärtig auf diese Produkte sieht. Man will vom Vogel die Federn und nicht den Flug. Die von Euer Hochwohlgeboren durch Herrn Kreiskommissär Beyrer mir zugekommene schmeichelhafte Aufforderung hat mich nicht nur mit großer Freude erfüllt, sondern auch meinen Vorsatz gefestigt, jeden meiner poetischen Versuche Ihnen zukommen zu lassen.

Ich habe mich gegenwärtig auf ein dramatisches Feld gewagt und hiezu die Zerwürfnisse des Kardinals De Cusa mit der Äbtissin Verene in Sonnenburg in den J. 1452—1460 gewählt. Ich habe bereits den ersten Akt vollendet, jedoch betrachte ich diese Arbeit, die mir viel Vergnügen macht, nur als einen Versuch, was schon die Wahl der Personen beweist. Wenn ich mit Euer Hochwohlgeboren bei einem Glase Bier über diese Dinge sprechen könnte, so würde ich, mich sehr glücklich fühlen, allein in einem Briefe fürchte ich Sie zu ermüden, daher ich mit der Bitte um Ihre fernere Gnade und mit einer ehrfurchtsvollen Empfehlung an Ihre Familie diese Zeilen beende.

Euer Hochwohlgeboren

ergebener Hermann v. Gilm.

An Kern. Bruneck, 2. Juli 1843.

Euer Hochwohlgeboren!

Meine Muse hat stets einen Dornenkranz getragen, nun trägt sie einmal eine Rose, am 19. Juni aufgeblüht, und ich kenne sie beinahe nicht mehr, so glücklich und fröhlich sieht sie aus. Es ist dies zwar nur ein kleiner winziger Teil Ihres segenvollen Wirkens, aber es ist ein lebendiger Samen und bessern Boden hätten Euer Hochwohlgeboren nicht finden können, als mein dankbares Herz. Ich hatte Feinde in mir und außer mir. In mir das Mißtrauen und außer mir den Unverstand. Ihre freundlichen Worte haben mein Selbstvertrauen gehoben und der letztere ist keine Macht mehr. Eine Sonne erleuchtet die ganze Erde. Die gegenwärtige Zeit ist nicht ungünstig für den Dichter. Es gibt Kampf und Leiden, und Kreuz und Schwert sind die Symbole der Poesie. Der Dichter trägt den Kranz nicht umsonst, die Alten haben alle ihre Opfer geschmückt. In Deutschland mühen sich die Dichter ab mit eingebildeten Schmerzen, wir dürfen dies nicht tun, unser Weh ist eine Wahrheit und wir haben das Recht, so recht von ganzer Seele traurig zu sein. Auch Beda Weber ist es. Aber er führt alle Hoffnungen durch den Prozeß der Verwesung und dies ist ekelhaft. Der christliche Weltschmerz ist um kein Haar besser als der von Byron und Heine. Dies soll ein kurzes Vorwort sein für die künftigen Mitteilungen, wozu mich Euer Hochwohlgeboren ermunterten. Hier lege ich 3 Piecen bei. Es sind Brunecker Gelegenheitsgedichte. Diese Eigenschaft dürfte in Ihren Augen den poetischen Wert ersetzen. Das erste wurde von einer vom Herrn Landrichter Petzer improvisierten Liedertafel auf der Galerie des Toldschen Saales während der Tafel zu Ehren

des Herrn Gub. Rates und Kreishauptmanns Dr. Staffler am 24. v. M. gesungen. Das mit Nr. 2 bezeichnete ist der Text eines Quartetts, das beim Valete des v. Peißer und des Kölle beim Kirchberger zum besten gegeben wurde. Das 3te trug ich bei dieser Gelegenheit als Trinkspruch vor. Es waren im äußeren Saale im ersten Stock 64 Personen bei einem Abendessen versammelt. Auch der H. Gub. Rat und der H. Dekan waren zugegen. Peißer ist am 30. Juni abgereist. Ich und H. Landrichter begleiteten ihn bis Vintl. Kommen und gehen sind die Pole dieser Welt. Das letztere wird mich bald treffen. Ich gehe sehr ungern fort von hier, wenn auch nicht die Menschen, ist doch die Natur im höchsten Grade poetisch. Ich werde dies reizende Tal nie vergessen. Heimweh ist der religiöse Kultus der Natur. Bevor ich jedoch abreise, werde ich mir Lienz ansehen und Ihre Favorite, die Drau. Vielleicht läßt sie Euer Hochwohlgeboren grüßen durch mich. Die hiesige Gesellschaft ist gänzlich zersplittert, es gibt nicht einmal Koterien, sondern Individuen. Als Gott die Welt erschuf, fühlte er nicht so viel Individualisierungswut wie gegenwärtig Bruneck. Auch die Geselligkeit bedarf eines Schwerpunkts, der ist nicht nur verrückt, sondern mit E. H. W. gänzlich verloren gegangen. Das schmeichelhafte Lob hinsichtlich meiner Amtsgeschäfte ist mir ein Sporn zu neuer Tätigkeit. Über die amtlichen Verhältnisse schweige ich, indem mir hierüber kein Urteil zusteht. Von Verena werde ich E. H. W. durch den Gub. Rat Staffler einige Probeszenen senden. Ohne äußere Anregung, ohne Publikum und allein mit dem geheimnisvollen Spiele der Phantasie ist es großer Trost, der Teilnahme und der Erinnerung E. H. W. würdig befunden zu werden.

E. H. W. ergebenster Diener

Hermann v. Gilm.

An Kern. Bruneck, 7. August 1843.

Euer Hochwohlgeboren!

Es liegt in meiner Natur, über unangenehme Dinge schnell hinaus zu kommen, daher ich auch ohne alle Einleitung folgendes Anliegen vor Euer Hochwohlgeboren zu bringen wage. Nach dem Vernehmen soll in kurzer Zeit bei dem h. Landesgubernium ein Adjutum erledigt werden, worüber diese hohe Stelle in der Voraussetzung, daß ich ein eigenes großes Vermögen besitze, wahrscheinlich wieder nicht zu meinen Gunsten verfügen wird. Es ist unbegreiflich, wie in einer so nüchternen, in einer so wirklichen Zeit so sublime Träume von unbekannten Reichtümern aufkommen können, und ganz entsetzlich ist es, daß ich in Gefahr stehe, das Opfer dieser Täuschung zu werden. Die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet es mir, diesen goldenen Schleier wegzuziehen — ja ich dürfte es sogar meiner amtlichen Stellung schuldig sein, der hohen Landesstelle einen Irrtum zu benehmen, der für dieselbe immer sehr bedenklich ist. Hierüber kann kein Zweifel sein. Daß ich jedoch Sie, Herr Gubernialrat, mit einer Sache behellige, die so ganz, so gar ganz außer dem Bereiche jener Empfindungen liegt, die meine Hochachtung zur Liebe steigerten, scheint einer Rechtfertigung zu bedürfen. Mir kam es vor wie ein Verrat, wie ein Undank an Ihrer Gnade und an Ihrer gütigen Teilnahme, wenn ich mein Schicksal in eine andere Hand legte, oder wenn ich den wahren Stand meiner Verhältnisse nicht Euer Hochwohlgeboren zuerst entdeckte. Mein Vermögen, das mir aus der Verlassenschaft einer Großtante zufiel, bestand im Jahre 1840, in welchem ich dem Kreisamte zu Schwaz zugeteilt wurde, in 4000 fl. R. W. Von den Interessen dieses kleinen Kapitals hätte ich auch

unter der Voraussetzung nicht leben können, daß dieselben regelmäßig flüssig gewesen wären, was jedoch nicht der Fall ist, indem das Kapital in kleinen Partien bei armen Zinsleuten anliegt. Ich bin daher schon seit 3 Jahren genötigt, vom Stammkapital zu leben und ich werde kaum noch so viel besitzen, um die Erledigung eines andern Adjutums erwarten zu können, besonders wenn sich das Gerücht meiner Versetzung nach Trient verwirklichen sollte. Es gibt Geldmenschen, die die Aufzehrung ihres letzten Notpfennigs in Verzweiflung jagen könnte, aber ich weiß nicht, ist es mein Gott oder mein Leichtsinn, was mich aller irdischen Geldnot entrückt. Jedoch wäre es eine sündhafte Eitelkeit, wenn ich bei diesen Verhältnissen und der Anciennetät nach mit Vorhauser auf gleicher Stufe, der das Adjutum bereits erhielt, noch ferner die mir aufgezwungene Rolle eines Rentirers spielen wollte. Ich weiß nun nicht, soll ich durch das Kreisamt eine Eingabe an das Landesgubernium machen und mich förmlich um das erledigte Adjutum in Kompetenz setzen, oder soll ich in echt orthodoxer Resignation nichts tun und auf die Hilfe desjenigen warten, der die Lilien kleidet und die Vögel speist? Ich bitte daher Euer Hochwohlgeboren um Ihren gutmeinenden Rat und um gnädige Unterstützung, wenn dieser Gegenstand zur Sprache kommen sollte.

Damit ist, Gott sei Dank, diese Sache vom Herzen und ich schreibe wieder so leicht, als hätte ich ein Liebeslied zu kopieren. Diese Brotatmosphäre hat etwas Schlagflüssiges für die Poesie. Ich war richtig im Oberpustertale. Magistratsrat Baader nahm mich in seinem Wagen nach Lienz. Das Drautal ist der offene Blumenkelch vom grünen Pustertale und drinnen liegt Lienz, sanft und still wie eine müde Biene, die sich vom Geschäft zurückgezogen

hat. Die Straßen sind sehr reinlich, sehr sonnig, sehr langweilig und sehr menschenleer. Die Fichten in dieser Gegend sind sehr beschnitten und stehen da, als hätten sie die Hände in der Tasche, um ja niemand zu grüßen oder gar umarmen zu müssen, es ist gar keine Brüderlichkeit in diesen Wäldern. Der Roggen war reif und es ist eine gar liebliche Erscheinung, daß zwischen diesem ährenhohen Glücke noch Guirlanden von Mohnblumen hängen. Und wie gar nicht leichtfertig diese Blumen sind, wie gar nicht stolz, und sie sind doch sehr rot und sehr schön und sehr entfaltet: der Segen, den sie zieren, gibt ihnen eine religiöse Weihe, wie jeder Schmuck erst einen Wert erhält, wenn er unter dem Schutze einer Empfindung steht. Und der Bierkeller, wo man sich an dicke Föhren lehnt und die Füße in weiches Waldmoos drückt, wo das Bier besser ist als auf der Brunecker Spekula, auf welcher die Bierkrüge aus Hitze wahnsinnig werden. Und Amlach mit seiner Fruchtbaum-Allee; und Jungbrunn! Es ist ein eigentümlicher Reiz der Bäder des Pustertals, daß sie beinahe alle im tiefen Walde liegen. Zu jedem Fenster sieht so ein Waldbaum herein und das würzige harzige Nadelholz-Arom mit seinen unbestimmten Erinnerungen an Triumphbögen und Fronleichnamsprozessionen ist überall, in der Luft, im Wasser, in den Speisen — man könnte einen Stockfisch für einen Auerhahn essen, der noch vor seinem Tode junge Lärchengipfel gefrühstückt hat . . . . .

In Lienz waren die Bürger in gewaltiger Aufregung. Es war soeben ihre Deputation von Triest zurückgekehrt, die zur in Frage stehenden Straße über die Plecken glänzende Anerbietungen von der Triestiner Börse und der Gemeinde Palluzza brachte. Dies begeisterte — es ist die Poesie der Tat, der sich nicht einmal „die Industriellen"

erwehren können. Auch an das Landesgericht Sillian erging eine Aufforderung zur Mitwirkung und ich habe hierüber Bericht an das h. Landespräsidium erstattet. Nun bin ich am Meer und zugleich an der natürlichen Grenze meines Briefes.

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster Hermann v. Gilm.

An Kern. Bruneck, 15. August 1843.

Euer Hochwohlgeboren!

Dem in Ihrem Schreiben vom 10ten d. M. enthaltenen gütigen Rate und Ihrer warmen Vertretung meiner Sache habe ich nichts anderes zu erwidern als einen Dank, den keine getäuschte Hoffnung zu schwächen imstande ist und nur von der Verehrung übertroffen wird, die ich gegen Euer Hochwohlgeboren fühle.

Die Worte Seiner Exzellenz, daß ich mich um eine supernumeräre Kreiskommissärstelle beworben habe, dürften die Aufrichtigkeit meines letzten Schreibens in Ihren Augen in Frage stellen, und es würde mich nichts mehr schmerzen auf der Welt, als wenn der Gedanke Raum gewänne, daß ich Ihre Güte zu mißbrauchen imstande wäre. Da ich oft hören mußte, daß ich, so lange ich noch ein Vermögen besitze, auf kein Adjutum Anspruch machen dürfe, so bat ich nur um den Rat Seiner Exzellenz, ob zur Erhaltung einer supernumerären Kreiskommissärstelle Aussicht vorhanden sei, in welchem Falle ich vielleicht Hoffnung gehabt hätte, von meinem Bruder in Bregenz, dessen Frau ein bedeutendes Vermögen besitzt, eine jährliche Unterstützung zu erhalten. Es wird nun wohl lange dauern, bis ein

Adjutum wieder erledigt wird. Ich werde jedoch den Herrn Gubernialrat Danler nach Ihrem wohlwollenden Rate um seine gütige Verwendung bitten.

Seit Mai habe ich nicht mehr an Verena gedacht. Den ersten Akt hat Herr Landrichter Petzer. Auch die Lyrik schläft; aber nicht ohne Träume. Wenn sie die Augen aufschlägt, so ist ihr erster Blick und ihr erstes Lächeln Ihnen, vielleicht auch ihre letzte Träne.

Euer Hochwohlgeboren
dankbarster Hermann v. Gilm.

An Adolf Pichler in Wien. Bruneck, 17. Aug. 1843.

Euer Wohlgeboren!

Ich erhielt Ihren Brief zugleich mit der Augsburger Postzeitung vom 30. Juli d. J. im Bade bei Innichen. Es war der Maria-Himmelfahrtstag und der Schnee reichte beinahe bis zu meiner hölzernen Behausung herab. Von hier reiche ich Ihnen meine kalte erfrorene Hand, die aber ein heißes Herz bekundet. Tragen Sie die Fahne, rühren Sie die Trommel, ich folge Ihnen. Ein anonymer Brief aus Innsbruck machte mich mit Ihrem Vorhaben bekannt und warnte mich vor den Lockungen der Ultramontanen. Dies hat mir weh getan. Wer hat in Tirol freiere Lieder gesungen? Daß sie nicht allgemein gekannt sind, ist nicht meine Schuld. Alle Vaterlandsliebe, alles Gefühl für die höchsten Interessen der Menschheit wird von der finsteren Partei zu Boden getreten.

Du freies Wort, des Friedens Schwert,
Heraus aus deiner Scheide,
Daß — wir Tiroler sind es wert —
Die Welt uns drum beneide.

Ich hätte gar Vieles, was dem Zwecke entspräche. Wir müssen uns aber persönlich besprechen. Bestimmen Sie mir irgendeinen Platz in Tirol — nur nicht Innsbruck — und ich werde zur Stunde erscheinen, wo wir allein und ungestört über Ihr Vorhaben sprechen können. Vor allem geben Sie in Ihrem Buche der Sentimentalität keinen Raum:

Denn eisern ist die Zeit und sie verlangt,
Daß ihre Kinder ihre Farben tragen —

Mondschein haben wir längst gehabt, wir wollen Sonnenlicht, weinen wollen wir um unser Vaterland und die Mädchen gewinnen durch die Tat.

Noch einmal werfen Sie allen Liebesjammer hinaus, kein Mensch achtet darauf. Ich bin eben mit einer größeren dramatischen Arbeit beschäftigt. Oswald der Name, die Not der Zeit der Gegenstand. Ich weiß, ich habe mich durch das Gedicht an Galura verdächtigt. Es war Handwerksarbeit und für keine Öffentlichkeit berechnet. Die Parteien fielen darüber her. Zum Überfluß hat es Staffler noch in seiner Statistik abgedruckt. Aber Ihr Brief hat mir bewiesen, daß Sie besser denken von mir. Dies hat mich wieder aufgerichtet. Auf mich können Sie rechnen so lange mein Herz klopft. In der Hoffnung, Sie bald zu sehen, grüße ich Sie mit ganzer Seele. Schulers Gruß mögen Sie freundlich erwidern. Der Glückliche, er erhielt in der Augsburger Postzeitung den III. Preis. Wir sind leer ausgegangen. O, daß er uns erst zu schämen lernte. Aber es soll anders werden. Der ultramontane Bayer soll die Preise nicht mehr aufbringen.

In dieser Erwartung

Ihr

Hermann v. Gilm.

Bruneck, 1. November 1843.

Liebe Schwester!

Du wirst es begreiflich finden, daß ich heute nach Hause denke und mich mit ganzer Seele in Euern Kreis hineinfühle. Sage dies der Mutter und den Geschwistern. Obgleich mein Bureaufenster gegen den Kirchhof geht und ich die Gräber mit Lichtern und Bändern und Blumen geschmückt und die vielen Menschen, die nun schon das drittemal die Arkaden umwandelt haben, sehen kann, denke ich doch lieber der Lebenden als der Toten. Ist Vater schon heimgekommen? Der Pepi habe ich einen langen Brief nach Feldkirch geschrieben, er hat vielleicht ihr, Tante und Onkel einen unterhaltenden Augenblick gemacht, denn ich war just bei Laune. Und dies ist selten hier. Der Hut ist angekommen und recht; die Theatergesellschaft hat uns verlassen und dies ist nicht recht; man hat sich gewöhnt, von 8—11 Uhr abends im Theater zuzubringen und jedermann fühlt die Lücke. Die Gesellschaft ist nun gegenwärtig in Schwaz. Wenn ich Flügel hätte, wäre ich mit. Unvergeßliches Schwaz. Ich habe soeben Indermauer zu seiner Ernennung zum Gub. Sekretär gratuliert. Wopfners Gattin hat mit uns Nacht und Mittag gespeist; sie erzählte viel von Euch, besonders von Albert. Nani ist trübselig, aber Franz ist sehr lustig. Nichts schöneres auf der Welt als „ein liebend Paar“. Ich habe auf heute Briefe von Euch erwartet. Sonst war wenigstens die Mutter sehr fleißig. Ihr wißt nicht, wie wohl es dem Verlassenen tut, wenn so freundliche Boten ihn wieder zur Heimat ziehen.

Nun kam der Amtsdiener um den Brief . . . . . auch läuten sie so entsetzlich mit allen Glocken, daß mir schwindlich wird. Dann geht's auch noch nach Dietenheim, wo ich mit

Wein und Kastanien ganz allein mit meinem Herzen den 31. Geburtstag feiern will.

Gott behüte Dich und alle.

Hermann.

An Kern. Bruneck, 30. Dezember 1843.

Euer Hochwohlgeboren!

Das Jahr 1843, das in der Geschichte meines Lebens von so großer Bedeutung war, kann ich nicht scheiden lassen, ohne Ihnen, hochgeehrter Herr Gubernialrat, als Gründer und Schöpfer dieser neuen Ära meinen innigsten Dank zu wiederholen. Die Summe meiner Verpflichtungen ist imponderabel. Alle Millionen Sterne locken keine Veilchen heraus, aber die eine warme Sonne bevölkert und schmückt die Welt.

Ich hatte keinen Halt und keine Stütze, diese Berge waren zu schwach, mich zu tragen und gaben nach wie weiches Wachs. Ich hätte mich verlieren müssen in der Kometenbahn, wenn ich nicht eine hohe Persönlichkeit als Zentrum gefunden hätte, um das ich kreisen kann. Die Kreisbewegung ist die Bedingung der Verdichtung — Ein Stern bildet den andern .... Übrigens ahnen Euer Hochwohlgeboren gar nicht, wie sauer man mir das Handwerk macht.

Den hydraulischen Druck der Zeitverhältnisse teile ich mit den übrigen. Aber es gibt geheime empfindliche Hemmnisse. Der Artikel in der „Allgemeinen Zeitung“ über die poetischen Regungen in Tirol hat meinem Vater unendlichen Kummer gemacht. Er sieht schon im Geiste mich als Herwegh auf seiner Triumphreise nach Berlin, die erregte Phantasie geht weiter — ich bin geächtet, landes-

verwiesen. Er stellt sich mit furchtbaren Worten zwischen die Jesuiten und mich. Ich bin entwaffnet. Ein einziges weißes Haar meines Vaters schützt diesen Orden mehr als alle Bullen Roms. Ich habe in den 24 Sonetten nur Schutt geführt, um für Besseres Raum zu gewinnen. Dr. Streiter in Bozen hat, ohne daß ich die Veranlassung kenne, sich mit mir liiert und ich besitze von ihm die schmeichelhaftesten Anerkennungen meiner Gedichte. Unsere dramatischen Regungen werden Ihnen bekannt sein. Das Bühnenfieber hat sogar die Frau v. Gall ergriffen, die als Mondecar nun fern von Madrid 10 Jahre Zeit hat, darüber nachzudenken, wie verführerisch ihre Marie als Eboli war. Don Carlos wurde jedoch nur gelesen. Aber am Neujahrstage geht der letzte Akt von Kabale und Liebe und Sonntags darauf einige Szenen aus den Räubern über die Bretter. Ettl Amalie ist eine Louise, so blond und blauaugig und durchsichtig als je eine Limonade zurechte machte. Ich erscheine in der Brunecker Nationalgarde-Uniform als Ferdinand. Wir tun, was möglich ist, und gewinnen, daß sich das Gespräch um andere Dinge wendet als um die gewöhnlichen Erbärmlichkeiten.

Soeben erhalte ich von H. Baron Lichtenthurn einen Brief mit der Nachricht, daß ich am 29. d. M. zwischen 12 und 1 Uhr das Adjutum erhalten habe. Ich weiß, daß ich diese Gnade meist Ihnen danke. Lassen Sie dieses unaustilgbare Dankgefühl von der Bitte um Ihre fernere Wohlgewogenheit berühren.

Den hochverehrten Fräulein Töchtern den herzlichsten Gruß.

Ich nenne mich in Ehrfurcht

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster Diener Gilm.

Bruneck, 16. Hornung 1844.

Liebe Schwester!

Ich bedanke mich für die Matratze. Ich habe zu meiner großen Qual nun 8 Tage auf einem Federbette geschlafen. Mein neues Quartier, mit einem Erker, der für sich ein eigenes Zimmer bildet und mit schönen Draperien behängt ist, läßt nichts mehr zu wünschen übrig. Die Hemden mache nur nach Bequemlichkeit und lege an der Brust breite Falten. Die hiesigen Wäscherinnen geben sich nicht die Mühe, wie weiland Du, und verfahren sehr summarisch. Ich werde Dir dann all mein zerrissenes Zeug schicken und ich bin zufrieden, wenn Ihr 3—4 Hemden daraus zusammenflickt. Ich bin heute noch ein wenig nachtig von gestern, doch heute und morgen sind Ruhetage. Am Faschingsonntage ist Theater und Ball. Kreisingenieur Schweighofer hat für diesen Tag eine eigene Lokalposse für Bruneck gedichtet und mit Staffler viel Verdruß bekommen, der die besten Witze unter die Schere nahm. Am ersten Fastensonntag:

Wirrwarr von Kotzebue,
am 2ten Fastensonntag: Die Ahnfrau von Grillparzer.
„ 3ten „ Kabale und Liebe
„ 4ten „ Griseldis.

Diese Stücke sind beschlossen. Ich habe den Bruneckern ein Theater geschaffen, wie keine kleine Stadt der Welt es hat. In meiner Theaterkasse sind heute 200 fl. R. W. und ich beschäftige fast ganz einen Schneider. Und dieses alles ohne Entree, nur durch freiwillige Beiträge von den Reichen. Einige haben mir 10—12 fl. gesendet. Bei den Proben, die nach dem Turnus in allen Häusern von

Distinktion gehalten werden, wird echt bruneckerisch gegessen und getrunken. Bei diesen Verhältnissen wäre es für mich ein Todesstoß, wenn ich nach Schwaz zurück müßte. Mein Himmel in Schwaz war Theodolinde und die ist „Gelobt sei Jesus Christus“ über eine andere vergessen. Galura sandte mir ein recht sonderbares Präsent. In einem eleganten Etui einige 40 Bilder — heilige Lithographien, wie Ihr sie genug habt. Ich kann nun wie ein Kapuziner Bilder austeilen. Der Dekan hier kam selbst auf mein Zimmer und überreichte es mir mit der Bemerkung, welche Sensation dieses Gedicht in Brixen gemacht hat. Ein Domherr — Gott verzeih ihm — hatte sogar den dummen Einfall, es an die Redaktion der Allgemeinen Zeitung zu senden. Ich habe es auch der Pepi nach Feldkirch gesendet. Die Jesuiten machen dem Papa wohl viel Not, wenn sie nur geblieben wären, wo sie waren. Du scheinst von dem neuen Aufruhr nicht unterrichtet zu sein. Daß Du nicht gepredigt hast, dank ich Dir, aber wenn Du hier die Partie der zärtlichen Mütter übernehmen willst, an denen es fehlt, so tust Du mir einen Gefallen. Grüße mir alle. Besonders die Eltern und sage Mama, daß ich nicht mehr weiß, ob ich ihr oder sie mir eine Antwort schuldet. Unterhalte Dich die Faschingstage, doch wie es einer Christin geziemt, die da glaubt, daß auch für die Freude die Kirche ihre eigenen Tage bestimmt hat.

Dein

Hermann.

An Kern. Bruneck, 16. März 1844.

Euer Hochwohlgeboren!

Euer Hochwohlgeboren Namensfest begrüße ich als eine erfreuliche Gelegenheit, Ihnen, hochverehrter Herr Gubernialrat, meine Gesinnungen der Dankbarkeit und Hochachtung zu wiederholen und damit die herzlichsten Wünsche für Ihr Glück zu verbinden.

Wir kennen hier nur wenig die Geschichte des 8ten März in Innsbruck. Wenn aber alles wahr ist, was hier nach brieflichen Mitteilungen erzählt wird, so hat die Partei des Fortschritts an jenem Tage in dem akademischen Saale einen Sieg errungen, der für das ganze Land von Bedeutung ist.

Albert Jäger ist demnach der Mann des Tages geworden. Ich hätte der tirolischen Märzsonne nicht diese Kraft zugetraut. Darf ich ein Lied singen auf den 8ten März?? Mein inkriminiertes Gedicht hat mir meines Vaters wegen viele Angst gemacht. Übrigens verdienen die Aufmerksamkeit die Jesuiten nicht und mehr und mehr langweilt mich die Jagd auf so erbärmliches Wild. Wir zanken uns hier in Bruneck um nichtigere Dinge. Der Schleier der Ahnfrau ist eine Lebensfrage geworden, der Dolch des Hauses Borotin und ob die Kerzen bei Erscheinung der Ahnfrau mit Blasbälgen oder Bolzröhren ausgelöscht werden sollen, veranlaßten einen Streit, der mehr Lungenkraft konsumierte, als die 9tägige Debatte über Irland. Ich habe durch einen winzigen theatralischen Versuch einen Funken in eine Pulvertonne geworfen. Auf so massenhaften Zündstoff war ich nicht bereitet und die Explosion hat mich auch glücklich zu Boden gebracht. Ich habe auch den Schein der Diktatur verloren und bin zum bloßen Schau-

spieler herabgesunken, den ich mir recht sehr gefallen lassen möchte, wenn sich nicht so viel Unberufenes herbeidrängte. So spricht Strele Karl z. B. die Grillparzerischen Trochäen mit so entsetzlicher Gemeinheit, daß es ein pädagogischer Fortschritt wäre, wenn man auf den Kopf seines Schulmeisters einen Preis setzte. Morgen abends 6 Uhr geht der Spektakel los, nachdem vorher noch bei der heutigen Probe vom Oberpriester Sohm der dramatischen Muse ein wahres Ungeheuer von einem Lienzner Huchen geopfert wird. Unser Theaterdoktor hat zwar Einsprache getan und will die Künstler auf Diät setzen, allein die Direktion wagt in dieser delikaten Sache den wütenden Homöopathen nicht zu unterstützen. Beyrers Stellung ist possierlich. Alte Erinnerungen glühen unter bureaukratischer Schlacke und kleiden den alten Borotin nicht übel. Amalia Ettel leistet Unglaubliches; es wetterleuchtet eine Seele aus der etwas verschleierten Stimme.

Den Festgruß sandte ich Ihnen nicht, weil mir Dekan sagte, daß Sie durch Schuhmacher ein Exemplar erhalten. Er war ein Fehler und ich rede ungern von meinen Sünden. Lieber von fremden Torheiten. Streiters und Webers Zank in der Allgemeinen Zeitung ist eine Schande. So gehts, wenn die Poesie keine Sache, keine Meinung vertritt. Auf diesem Feld des Unmuts muß eine neue Poesie blühen.

Schließlich empfehle ich Euer Hochwohlgeb. mein Gesuch um eine Hofkanzlei-Praktikantenstelle zur gütigen Unterstützung.

Den Fräulein Töchtern eine artige Empfehlung. In dankbarer Verehrung

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster Gilm.

Bruneck, 20. April 1844.

Liebe Schwester!

Die Hemden sind so vorzüglich ausgefallen, daß nur zu bedauern ist, daß der Stoff für diese Arbeit zu geringfügig war. Die Krawatte ist auch schön und hat mich sehr gefreut. Ich danke demnach für alles. Da ich eigentlich nicht viel zu schreiben weiß, will ich die Kaiserfeierlichkeiten von Bruneck erzählen. Am Donnerstag abends um 6 Uhr begann das Fest und dauerte ununterbrochen bis Freitag um 10 Uhr Abends. Also komm mit mir in unsern glänzend erleuchteten, mit grünen Guirlanden ausgeschmückten Kasinosaal. Du setzest Dich auf einen Sessel, von denen meistens 10 Reihen dastehen, nieder und siehst einen ungeheuren grünen Vorhang aus glänzendem Zeuge. Ober dem Vorhange bemerkst Du eine weiße Tafel mit dem Stadtwappen von Bruneck und darunter mit großen goldenen Buchstaben „CASINO-THEATER". Die Bande der Stadtschützen steht gerade hinter dem Souffleurkasten, und es beginnt ein brummendes Musikstück. Die Musik ist zu Ende. Es klingelt. Der Vorhang geht rechts und links zurück und Du siehst die Bühne in einen blühenden Garten verwandelt, im Hintergrunde eine Pyramide, aus der in Brillantfeuer ein F glänzt. An der Spitze derselben flammt eine Opferschale. Auf 2 Postamenten halten 2 lebendige Genien, in Blau und Silber gekleidet, mit lieblichen Lockenköpfchen, die von der Pyramide herabfallenden Kränze. Ein donnernd Vivat erschallt. Als es ruhig und stille wird, tritt Dein Bruder heraus und spricht einen Prolog, unter dem der weibliche Teil, statt aufzumerken, allerlei Grimassen und Karessen mit den Genien macht. Der Prolog ist aus, der Vorhang geht wieder zu, und die Liedertafel stimmt

das Kaiserlied an. Unterdessen wurde oben auf der Bühne der Garten in eine spanische Landschaft verwandelt, indem nun das „Nachtlager von Granada“, Schauspiel in 2 Aufzügen von Kind aufgeführt wird. Ich spielte nicht mit und es ging alles gut, besonders machte Ottenthal den österreich. Prinzen Max ganz ausgezeichnet. Die Gabriele war zu alt und zu mager. Da war meine Berta in der „Ahnfrau“ ein anderes Kind. Nun entstand mit den Sesseln ein gewaltiges Gepolter, indem nun zum Souper sich ein jeder seinen Sitz selbst holen mußte. Um 10 Uhr stellte sich die türkische Musik auf die Bühne und der Ball begann mit einer rauschenden Polka. Ich hatte Kopfschmerz und tanzte wenig. Wie es bei derlei Gelegenheit geht, wurde um 12 Uhr der Freitag nicht sonderlich respektiert und die letzte Geige legte sich erst um 2 Uhr schlafen. Wir Schauspieler und Schauspielerinnen blieben aber bis 4 Uhr beisammen, und als wir das schöne Geschlecht glücklich heimgetan hatten, fielen wir in eine Bierkneipe und plauschten von den Vorfallenheiten dieser Nacht, bis es Zeit zum Frühstück war. Nun krachten die Pöller und die Glocken klangen, und wie ich war, in Deklamators-Kostüm, eine weiße Gartenrose im Knopfloch, mußte ich eine ganze Stunde in der Kirche ausharren. Nach dem nahm der Kreishauptmann die Beglückwünschungen hin und es wurde zugleich ausgemacht, daß Nachmittag man in großer Gesellschaft nach Percha gehen soll. Es wurden dann sogleich Ottenthal und ich gewählt, diesen allerhöchsten Beschluß des Stellvertreters Sr. Majestät auch den Frauenzimmern kundzutun, womit wir dann auch mit einigen freiwilligen Verzögerungen bis 12 Uhr zu tun hatten. Nach dem Essen, das lang dauerte, wurde dann abmarschiert und wir sahen — die Straße zieht einen Berg hinan — eine lange

Reihe grüner, weißer und blauer Sonnenschirme und hatten bald eine Karawane Damen eingeholt. In Percha war alles gar heiter und fröhlich und einen besonderen Spaß gab es, daß man mir aus einem Kasten, zu dem ich den Schlüssel in dem Hosensack hatte, ein ungeheures Paket Konfituren stahl, das ich einem Mädchen in Bruneck bestimmt hatte, welches wegen eines Fußleidens nicht mitgehen konnte. Beim Sternenhimmel und unter Gesang, der alle Vögel aus dem Schlafe weckte, ging man heim und gerade ins Bett, um die frühere Nacht einzubringen. In diesem Augenblick regnet es stark und vor meinem Fenster ist alles grün.

Dein Bruder Hermann.

An Dr. Josef Streiter. Bruneck, 27. Juli 1844.

Hochgeschätzter Freund!

Ich habe meine Reise nach Bozen auf den kommenden Monat schon so lange festgesetzt und danach meine Anstalten getroffen, daß ich Ihrer gütigen Einladung, am 22. d. M. auf den Alpen uns zu treffen, nicht Folge leisten konnte. Ich sende Ihnen hier zwei Gedichte, die keines Kommentars bedürfen.

Von Innsbruck hat mir ein Anonymus im Namen meiner Innsbrucker Freunde eine Art Warnungsbrief geschrieben, nicht in die Schlingen Beda Webers zu fallen. Ich stehe allen Parteien viel zu ferne und gehe meinen eigenen Weg, den mir nicht viele nachtreten werden. Übrigens war ich beinahe vier Wochen krank, und mein Geist ist in den Händen der Doktoren auch nicht besser geworden.

Wenn H. Steub noch in Bozen ist, so grüßen Sie ihn von mir nach Art der Geistesverwandten. Lentners Geschichten aus den Bergen im Morgenblatt gefielen mir außerordentlich. Ich könnte ihn küssen dafür — und er ist kein Tiroler. Ich glaubte einmal, und es ist noch nicht lange her, daß der Sehnsucht der Liebe kein anderes Verlangen gleiche, aber es gibt einen Hunger, einen Durst, eine Brunst und das ist das Bedürfnis eines Publikums. Wenn mich diese Sehnsucht recht quält, so erlauben Sie, daß [ich] Ihnen manches mitteile, was ich in den Händen und im Herzen Gleichgesinnter wissen möchte.

Ihr

aufrichtiger Gilm.

An Ludwig Steub. Bruneck, 5. Oktober 1844.

Teurer Freund!

Die Liebe ist zaghaft und schüchtern und der erste Brief ein Ereignis. In Ihnen liebe ich Deutschland, den Fortschritt und die Freiheit. Sie wissen, wie sündhaft diese Liebe ist, und wie die Unschuld erschrickt, wenn sich das Gewissen rührt. Doch nun haben Sie gesiegt, und mag werden was da will, ich lasse nicht mehr von Ihnen. Hören Sie, wie der Versucher klopft:

Es hat das Lied
In Dir den Adler aller Welt verraten,
Sie werden ihm die Flügel binden, Ringe
Ihm an die Füße legen, deren Klauen
Den Blitz auf ihre Häupter werfen sollte.
Fürwahr ein Anblick, daß die deutschen Brüder
Sich des verwandten Blutes schämen müssen,
Des Blutes, das gewürzt vom Duft der Blumen,

Erfrischt vom reinen Quelle dieser Berge,
Zum gallenschwarzen Brei gerinnen konnte.
Da seht den stolzen, königlichen Adler
Im sonnengiergen Auge stummen Wahnsinn,
Wie sie mit ihren schleppenden Gewändern
Den Kerker ihm umhängen und zur Warnung,
Damit Tirol nicht seiner Schmach vergesse,
Den schwarzen Vorhang jährlich einmal lüften.

— — — — — — — — — — — — — — —

Du bist des Vaterlandes Eigentum,
Das Lied ist Dein Beruf. Wir schwiegen lang,
Denn einer großen Tat Erinnerung
Half uns der Ruhe träge Zeit verkürzen.
Nun aber schleicht ein Feind um diese Berge,
Ein anderer, gefährlicher als jener,
Weil dessen Glieder nicht verwundbar sind
Mit jenen Waffen wie wir gern sie führen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Himmel, Oswald, gab Dir Licht wie Keinem,
Es ist die einz'ge Waffe für den Feind,
Nimm es, und leuchte Deiner Braut zur Kammer,
Dann lösch' es aus — — — — — —
Süß schläfts sich in der Nacht, und dann zu Grabe.
So weißt Du nichts vom Leben-und vom Sterben,
In Finsternissen gibt es keinen Wechsel;
Doch einmal wird es leuchten auf den Bergen,
Denn jedem Land und jedem Volke ist
Ein Tag beschieden — wenn dann alle Sünden
Der Nacht ans Licht der Sonne treten müssen,
Dann wird man auch das lorbeerarme Grab
Des Dichters finden, der sein Lied verkaufte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie oft
Fuhr's wie ein Wetterschlag durch Deine Seele
Wenn draußen sie das liederarme Land
Verhöhnten, und mit ihrer längern Kette
Sie prahlten und mit Sklaven=Schadenfreude
Mitleidig uns bedauerten! Viele Lieder,

Wie selten sie durch deutsche Eichen schmettern,
Hat dieses Zornes wilde Glut geboren,
Gib sie heraus!

— — — — — — — — — — — — — — —

Gib sie heraus! An Deines Geistes Sonne
Wird manches kleine Lichtlein sich entzünden
Und hell wirds plötzlich werden, mögen sie
Auch noch so fest die Augenlider schließen,
Die lichtgereizten Nerven werden sagen:
Das ist der Tag.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie wagen nicht, ein Haar von Dir zu krümmen,
Und wenn sie's wagen, sind wir auch gerettet
Und Deine Tat gewinnt Dir eine Krone.
Ist erst Dein Fluch in ihre bleichen Wangen,
Wie Grabesschrift in Marmor, eingehauen,
Und raucht Tirolerblut von ihren Händen,
Dann gibt es keine Blume mehr im Land,
Die nicht in stillen Nächten Aufruhr predigt.

Darauf entgegnete ich:

Denk an die Zillertaler!
Wer achtete auf ihre Tränen? noch
Steht ihrer letzten, heißen Blicke Brandmal
In ihre Berge, wie auf Mörders Stirnen
Der Sünde rotes Zeichen eingebrannt.
Ich kenne einen andern Messias: die Zeit,
Die Zeit, die tut es ohne Schmerzen, ohne Wunden,
Was wir mit allen Opfern nicht vermögen.
Siehst Du sie nicht geflügelt und gepanzert
Mit jedem Jahr nach neuen Waffen langen,
Siehst Du sie nicht im Mark der Berge graben,
Den Sternenbahnen unermüdet folgen,
Und wo ein Funke glimmt im Weltenraume,
Ihn still und heimlich an die Lampe tragen,
Die leuchtend einst am Himmel hängen soll.
Auch meine Lieder wird sie finden,
Doch Wahnsinn ists, der Sicherzögernden

Voranzueilen und im Übermute,
Die Frucht zu brechen, eh' sie zeitig ist.
Drum rühr mir meine Liebe nicht mehr an,
Laß leben mich; das Glück des Einzelnen
Muß mit der Zeiten Fortschritt sich vertragen.

Die Herbstabende sind schön in Bruneck. Erinnern Sie sich unserer Pappeln:

Schlank und üppig zugleich ein Bild der südlichen Schönheit,
Wie ein bräutlicher Kranz ums heitere Bruneck gewunden,
Aber feirlich und stolz mit streng gebietender Miene
Schaut das fürstliche Schloß, daß diesem schönen Gemälde
Sinnender Ernst nicht fehle, des Geists gewaltiger Tempel.

Ich war in einem Garten zu Dietenheim, unzählige Georginen funkelten wie Leuchtkugeln aus dem üppigen Blätterdunkel.

Warum so spät erst, Georgine?
Das Rosenmärchen ist erzählt
Und honigsatt hat sich die Biene
Das Bett zum Schlummer schon gewählt.

Sind nicht zu kalt dir diese Nächte?
Wie bringst du einen Herbsttag hin?
Wenn ich dir jetzt den Frühling brächte,
Du feuergelbe Träumerin!

Wenn ich mit Maitau dich benetzte!
Gar mild ist Juli-Sonnenlicht;
Doch ach, dann wärst du nicht die letzte,
Die stolze Einzige auch nicht.

Wie Träumerin, lock ich vergebens?
So gib mir schwesterlich die Hand,
Ich hab den Frühling dieses Lebens
Wie Du den Maitag, nicht gekannt.

Und spät wie Dir, du Feuergelbe!
Stahl sich die Liebe mir ins Herz,
Ob spät, ob früh, es ist dasselbe
Entzücken und derselbe Schmerz.

Und sie kam. Dort die dunkelnden Berge, hier zwei warme, brennende Augen.

Mags noch so dunkel um mich werden
Des Lichts Bedürfnis quält nicht meine Seele.
Welch kleiner lichter Punkt ist jener Stern
Und hat doch Raum für eines Gottes Schöpfung
Und in dem kleinen, glänzenden Ovale,
In deinem Aug' ist Raum genug
Mir eine eigne, schönre Welt zu bauen
Und Licht genug, ein Dichterherz zu tränken.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Durchstrichen ist, was mit dem süßen Gifte
Mir Welt und Jugend in das Herz geschrieben.
Verlassen schwankt die Gondel, sturmgetrieben,
Auf der ich einst zu freien Inseln schiffte,
Die Trikolore hängt in bleichen Fetzen,
Daß sie der Salzflut bitt're Tränen netzen
Gleich lebensmüden Armen von dem Mast;
Ich habe heiß und viel gehaßt,
Da war ich glücklich . . . . .
— — — Dir schenk' ich meine Leier
Es ist vorbei. Nie sollen ihre Saiten
Den wilden Ruf zum Kampfe mehr begleiten.
Ein Kind des Zorns hat sie in Ungewittern
Dem Blitz gerufen und dem Sturm befohlen,
Nun aber folg' sie Deines Auges Zittern
Und Deiner Seele süßem Atemholen.
Denn was der Haß gesondert und geschieden
Das kann allein die Liebe wieder binden,
An Lichtern ist kein Mangel mehr hienieden,
Die Luft kann leuchten und der Stein kann zünden —
Wohl aber an Vereinigung und Frieden.

Sie haben es erraten, daß ich verliebt war.

Doch wie lange
Kann eine Rose mit dem Lorbeer streiten?
In diesem Kampfe gibt es keinen Feigen,
Wo des Gedankens still gereifte Früchte
Zur Ernte winken keinen Müßigen.

Ich habe Abschied genommen. Sie kennen des Sängers Abschied: „Nun ist es Zeit, daß wir uns trennen müssen!“ Ich sandte es an Streiter. Aber auf den Alpen war ich:

Nur weiter, weiter, wo die Edelraute
Den seidnen Faden bleichte auf dem Schnee!
Nun seid ihr frei, nun spielt die freie Laute,
Bezahlte Späher gibts nicht in der Näh' —
„Doch Eis.“ Ja freilich, das kann Wasser werden,
Eh' wir die Bäume grüßen, ist es weit
Im Tal; nichts ist geschwätziger auf Erden
Als eines jungen Bachs Vertraulichkeit.

Und auf den Alpen habe ich geschworen, mein Leben und mein Lieben der guten Sache zu opfern.

Du freies Wort, des Friedens Schwert!
Heraus aus deiner Scheide,
Daß, wir Tiroler sind es wert,
Die Welt uns drum beneide.

Ihre Drohung, Gedichte von mir drucken zu lassen, ist mir eine willkommene Verheißung, süßer als ein Liebes-versprechen. Aber einen Namen müssen Sie sich erdenken. Was liegt am Namen; es sind deutsche Gedichte und brauchen keine Taufe. Es taufen nicht Personen, sondern Sachen. Ich werde Ihnen, was Sie noch nicht haben, von mir zusenden. Zu diesem Behufe bitte ich Sie, mir anzuzeigen, was Sie in Händen haben. Die Kernschen Sonette sind nicht für den Druck geeignet; es sind immer nur Gelegenheitsgedichte, und zudem könnte ich den Kern kompromittieren, und ich habe nur meine Haut verpfändet. Sehr lieb wäre es mir, wenn ich Sie in Brixen eine Nacht sprechen könnte. Richten Sie es bei der Heimreise so ein, daß Brixen Ihre Nachtstation ist, dann komme ich ganz gewiß. Ich war jüngst auch auf einem Dichterkongresse zu Brixen. Adolf Pichler hat von sehr jungen Leuten sehr

junge Gedichte gesammelt und will sie unter dem Titel „Auch Lieder aus Tirol“ herausgeben. Die Gesellschaft ist sehr knabenartig, aber ich habe mich dem Unternehmen doch beigesellt, und so unschuldig gesungen als möglich. Das Buch soll gegen Beda Weber geschleudert sein, allein ich glaube nicht, daß man ihm eine Mütze aufzusetzen zu raten not hätte. Er kann die Bombe bloßen Hauptes erwarten. Es wird verteufelt viel Mondschein und Liebesseufzer verschwendet. Wir brauchen andere Dinge:

Die ihr dem Dichter gern Gesetze machtet,
Daß er nur soll von Lieb und Frühling singen,
Und den verdammt, der in der Zeitnot trachtet,
Ein Wort des Trostes vor sein Volk zu bringen:

Euch sei vertraut, daß ich nach Lieb' geschmachtet,
Und war den Blumen gut vor allen Dingen,
Wißt ihr warum? Weil nach dem Licht sie ringen
Und stille Tränen weinen, wenn es nachtet.

Doch für das Ungetüm, das man herbei
Geschleppt — jedwede Nacht legt es ein Ei —
Tauscht selbst Apoll die Leier mit der Keule.

Sing jeder Vogel in dem Wald und heule
Ein jeder Hund im Dorf, die Eule
Vertreibt doch nur der Morgenhahnenschrei!

Nun bin ich Ihnen in meiner wahrsten Gestalt entgegengetreten, und küsse Sie als Freund und Bruder, und bitte Sie, mir recht bald zu schreiben. Die Korrespondenz ins Ausland ist mir noch zu gewagt. Ich bin sonst unter den Verdächtigen, und singe doch so patriotische Lieder, wie Beilage beweist.

An Lentner, wenn er noch in Meran ist, einen freundlichen Gruß. Ich war eben in seiner Münchner Frauenkirche; er hat gut, alte Geschichten zu erzählen.

Der Ihre

Gilm.

An Johannes Schuler. Bruneck, 12. Oktober 1844.

Euer Wohlgeboren!

Ich habe mich an Dr. Streiter gewandt, um von ihm ein gedrucktes Exemplar meines Gedichtes: „Die Liedertafel und die Jesuiten in Innsbruck“ zu erhalten, und derselbe hat mich an Sie gewiesen. Ich ersuche Sie daher, mir dasselbe baldmöglichst zukommen zu lassen. Fenners Handlung war kein literarischer Diebstahl, das Poem war eine herrenlose Sache, eine verlassene Waise, ein ausgestoßenes Kind, dessen sich jeder bemächtigen kann, der Mut und guten Willen hat. Mich hat's gefreut der Sache wegen, meine Person kommt gar nicht in Betracht und meine Dichtereitelkeit ist längst in der Vaterlandsliebe aufgegangen. Ich hätte noch mehrerer solcher Kinder, die barfuß die Wälder durchlaufen und einen Vater suchen.

Pichler wird nicht mehr in Innsbruck sein. Ich bat ihn, mir sein Buch „Früh-Lieder aus Tirol“ vor dem Druck zur Einsicht zu übergeben. Ich kenne die Gesellschaft noch viel zu wenig, um damit zu fraternisieren. Maskiert können Sie mich haben, auf jeden Fall. Ich weiß nicht, was Pichlers Willen ist, indem er mein Ultimatum noch nicht beantwortet.

Gegenwärtig beschäftigt mich ein Drama, das ich „Oswald“ nenne, und aus den gegenwärtigen Zeitverhältnissen entsprungen ist. Es ist ein dramatisches Jesuitenlied. Pichler will es für kein Drama gelten lassen. Ich kann nicht urteilen. In vier Wochen werde ich Sie bitten, das Ding durchzulesen, es gehört zur tirolischen Geschichte der Gegenwart.

Ich habe niemand, dem ich mich mitteilen kann; was Wunder, wenn ich Geister heraufbeschwöre, die mit mir über Dinge reden, die jedem am meisten am Herzen liegen sollen.

Zugleich schwebt mein trauriges Schicksal mir immer vor Augen, schattenartig, in diesem Drama suche ich's zu fassen, zu inkarnieren und mir und anderen zur Anschauung zu bringen. Auf das Nebenblatt schreibe ich Ihnen zwei kleine Gedichte, und die Beilage behalten Sie zu meiner Erinnerung. Ich kann sehr unschuldig sein und wäre es auch in der Tat und Wahrheit, wenn nicht die heillosen Finsterlinge mich zur Verzweiflung brächten. Es ist bald gesagt, der Dichter könne in seiner höheren Region lächelnd und ruhig auf diesen Ameisenkrieg heruntersehen, aber diese Ameisen sind meine Bruder und das Schlachtfeld mein Vaterland.

In besonderer Hochachtung

Ihr
ergebener Hermann Gilm.

An Josef Streiter. Bruneck, 4. November 1844.

Lieber Freund!

Auf ihre Betreibung vom 31. v. M. beantworte ich die drei Fragepunkte wie folgt: ad 1. Nach Bozen zu kommen, ist für mich schwerer als Sie glauben. Nichts ist aufregender, als der individuelle Einfluß der Persönlichkeit. Wenn ich einige Zeit mit Ihnen und Dr. Steub verlebte, ich müßte wieder lang Wasser tragen, um die Flamme zu löschen, die mich zerstört. Es tut mir Ruhe not. Ich kann Ihnen von meinem Zustand kein Bild geben. Vielleicht haben Sie Ähnliches erlebt, Sie sind ja auch ein Dichter in Tirol. Da ein Lied:

Allerheiligen.

Es liegen Blumenkränze
Auf allen Gräbern schwer,
Nur eines ist vergessen
Und aller Zierde leer.

Der drunten ist gebettet,
Glaubt ihr, daß er verblich?
O nein, der hier Lebendig-
Begrabene bin ich.

Nur eine Pappel schüttelt
Herab ihr gelbes Blatt,
Dank der barmherz'gen Schwester,
Sie gibt ja was sie hat.

Lassen Sie mich also hier und seien Sie versichert, daß ich mit großer Teilnahme ihren poetischen Bestrebungen folge und Sie um den Frieden ihrer Seele beneide.

ad 2. Ich habe nichts gesammelt, nichts gelichtet, alles liegt welk, dürr und feucht untereinander, wie die Herbstblätter. Eines oder das andere mag vielleicht noch im glühenden Rot der Rose durch die Lüfte schweben, aber die meisten kehrt irgendeine gemeine Hand zusammen als Streu fürs liebe Vieh. Ich hätte wenigstens einen Monat Arbeit, wenn ich meine Lieder zum Drucke geeignet sammeln wollte. Da Sie aber so viel Güte für mich haben, so soll mich diese Arbeit nicht abschrecken und ich werde Ihnen eine Sammlung Lieder senden, die ein kleines Büchlein ausfüllen soll, und das sollen Sie in die Welt senden, und ich werde Ihnen keine Schande machen. Aber in den Kampf der Zeit kann ich jetzt mit meiner Poesie nicht treten. Sie fragen warum? Das folgende Lied gibt Antwort:

Ihr locket mich hinaus zur Schlacht,
Ihr ruft nach meinem Reim,
Ich lieb' den Tag und haß' die Nacht
Und bleibe doch daheim.

Du Jung-Tirol nur dran und drauf,
Ich geh' nicht von der Stell',
Mein Mädchen schlägt die Augen auf
Und meine Welt ist hell.

Doch habt Ihr Euer Werk getan,
Klopft wieder an mein Haus,
Bricht erst der helle Morgen an,
Die Lerche bleibt nicht aus.

Die Liebe ist aus der Mode, und doch ist sie bei uns die einzige Quelle, aus der [der] Dichter 'eine vorübergehende Begeisterung trinken darf. Sie haben es gewagt, wo anders zu kosten, doch davon später. So mache ich denn Liebesgedichte. Aber es sind sonderbare Dinger.

Die Schweigsame.

Sei karg mit deinem Worte
Verschließe deinen Mund,
Doch öffne mir die Pforte
Des Aug's zu jeder Stund.

Und wenn die Welt dich immer
Verwundert fragen will,
Warum dein Aug' voll Schimmer,
Und doch dein Mund so still;

So sage unverdrossen
Der Törin ins Gesicht,
Die Rose sei verschlossen,
Der Himmel aber nicht.

Die Blumen.

Wir lagen in der Wiege
In Windeln weich und grün,
Es zogen Abendlüfte
Sie schaukelnd drüber hin.

Und eine Stimme tönte
Mit liederweichem Schall,
Ist das der Quelle Murmeln?
Ist das die Nachtigall?

Wir sprangen aus den Windeln
Wir schauten rings herum,
Und überall war's öde,
Und überall war's stumm.

Das war wohl jener Engel,
Der zweimal ruft herab,
Einmal auf uns're Wiege
Einmal auf unser Grab.

Samstag.

Schönes Kind, bist du noch wach,
Nun so kniee traulich
Auf im Bett, und sprich mir nach,
Aber recht erbaulich:

Lieber Himmel, hör' mir zu,
Sonntag ist es morgen,
Daß für schön're Kleider du
Nicht vergißt zu sorgen.

Zieh' den blauen Mantel an
Mit den gold'nen Kanten
Und den großen Orden d'ran
Voller Brillianten.

ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

ad 3. Ihr Heinrich IV. ist etwas Kaiserliches, und ich legte das Buch mit einer gewissen Art Ehrfurcht aus der Hand, nicht wegen der vielen Bischofsmützen, sondern weil mir war, als hätte ich die Weltgeschichte eine große Stunde schlagen gehört. Es kann kein deutsches Drama mehr geben ohne Politik, und Sie sind der Zukunft vorausgeeilt. Solche Gestalten werden einst über die Bretter gehen. In diesem Betracht ist ihr Buch ein Ereignis, das seiner Bedeutung nach gar nicht besprochen werden kann. Die Kritik hat es mit etwas zu tun, das noch nicht tast- und greifbar ist, mit der Sehnsucht, den Herzschlag der Völker in die Poesie zu bringen, daher werden Sie vergebens auf eine richtige Besprechung ihres Heinrichs warten.

Mich hat es aber ermuntert, meine abandonnierte Verena wieder aufzunehmen. Es ist eine wahre Lust, unter

einer Bischofsmütze zu stecken, ich komme mir vor, wie ein Kind, das den heiligen Nikolaus spielt. Diesen Winter müssen Oswald und Verena fertig werden.

Morgen werde ich Dr. Steub schreiben. Lentners Verse haben mich bis zu Tränen gerührt. Ich werde ihm bald schreiben. Man muß Geduld haben mit mir und doch bin ich gegen früher ein glücklicher Mann, indem ich mich der Freundschaft Gleichgesinnter erfreue, unter denen Sie, als der Erste, der dem Sinkenden die hilfreiche Hand bot, das größte Recht auf meine Dankbarkeit bis zum Ende haben.

Ihr Gilm.

Kaiser Heinrich IV. habe ich nach Befehl an Doktor Guggenberg gesandt.

An Ludwig Steub. Bruneck, 26. November 1844.

Lieber Freund!

Ich habe tagtäglich sehnsüchtig auf Ihr Aviso gewartet, das mich nach Brixen rufen soll. Meine stille Sehnsucht war daher nichts weniger als eine poetische Unart, wie Sie in Ihrem Schreiben vom 22. d. M. zu bemerken belieben. Übrigens bringt mich der Inhalt desselben nicht in geringe Verlegenheit. Sie wollen die tirolischen Dichter besprechen? Ich rate Ihnen, diese geheimnisvollen Dinger recht geheimnisvoll zu behandeln, und je weniger Sie von uns wissen, desto besser für uns. Es ist nicht viel mehr als ein Jahr, daß ich mich berufen fühle, auf dem poetischen Jahrmarkt Tirols meine Ware auszurufen. Ich gehöre aber nicht unter die soliden alten Häuser, merken Sie

dies, und in meinem Hausiererbündel ist verbotenes Gut. Ich bin daher sehr begierig, wo Sie mich unterschieben, um so mehr als der Buchhandel nichts von mir weiß und meine Firma gar keinen Kredit hat. Sie müssen mich daher wie ein Märchen behandeln, ohne Anfang und Ende, wie ein fliegendes Rosenblatt durch den Föhrenwald, denn ich habe keine Vergangenheit, keine Gegenwart — nur vielleicht eine Zukunft, wenn auf unseren Bergen eine hellere Sonne steht. Sie lieben Tirol, ich küsse Sie dafür, und daß ich es liebe, ist vielleicht mein einziges Verdienst. Ich atme meine Lieder in den Wäldern ein, und ihr Nadelholzaroma berauscht mich zur Begeisterung. Der Zukunft Tirols können Sie einen Dichter versprechen. Es klingt dies vielleicht sehr anmaßend, aber ich glaube an mich, dieser Glaube ist mein Leben und mein Dasein. Nun wollen Sie aber meine eigene Sammlung? Meine Sammlung! Von allen imaginären Dingen auf dieser Welt ist dies das imaginärste. Ein Buch — Sie kennen es, es war schwarz eingebunden — hat Adolf Pichler nach Wien genommen, sonst ist nichts zusammengeschrieben. Alles fliegt in Fetzen, unleserlich geschrieben, herum. Ich werde Ihnen aber bis Freitag die vierundzwanzig Jesuitensonette und einige dreißig Herbst-Liebeslieder senden. Die letzteren sind das neueste. Im übrigen machen Sie aus mir was Sie wollen, wie schattenartiger desto besser. Ich bin ein Rätsel, das die Zukunft löst. Geboren bin ich in Innsbruck, erzogen in Vorarlberg, die Universität besuchte ich in Innsbruck, und seit vier Jahren leb' ich in den Bergen. Sie sehen eine schwäbische Pflanze, die ein tirolischer Baum werden soll. Von meiner Umgebung läßt sich gar nichts sagen. Kein Mensch hat Einfluß auf mich genommen, der hier in Tirol atmet. Ich habe deutsches Brot gekostet. Mein Vater ist

ein Jesuit und meine Mutter habe ich nie gekannt. Habe vor einigen Wochen hier ein Schützenlied gemacht und es sehr weinseligen Pusterer Schützen vordeklamiert. Hören Sie, es ist Sinn für Poesie in diesen Naturen; es haben da Männer geweint, die kaum wissen, was eine Träne ist. Ich sandte es meinem Vater. Der hätte mir beinahe seinen Fluch gegeben. Eine Strophe schreib' ich her:

Wir schenken aus dem Vaterland'
Freiwillig keine Blume,
Und greift je wieder eine Hand
Nach unserm Eigentume,
Dann Schützen auf und eilt herbei
Und laßt das eingeübte Blei
Die Freiheitslieder singen.

Ich habe eine Stiefmutter. Meine ersten Lieder waren Tränen.

Die Mutter holt ein Engel ab
Mir und der Schwester mein,
Wir setzen auf das frische Grab
Ein Rosenstöckchen ein.

Doch eines Tags, wir weinten laut,
Da war die Rose fort,
Und statt ihr stand ein Nesselkraut
Am lieben stillen Ort.

Ich reiß das Unkraut aus zur Stund',
Sagt', ich zur Schwester mein,
Da brennt es mir die Hände wund,
Brennt mich ins Herz hinein.

Die Schwester sagt, mir überlaß'
Die Sorg', ich helf' dir leicht,
Und macht mit ihrer Augen Naß
Die Kirchhoferde feucht.

Und legt mir's auf die Wunde hin,
Und es zerrinnt das Weh,

Jetzt laß uns in die Weite ziehn,
Lieb' Mütterchen Ade.

Das nur im Geheimen. Die Wunden sind längst vernarbt. Aber haben Sie auf Ihren Wanderungen durch die Straßen Merans oder Bozens nie ein schönes, schlankes Mädchen getroffen, dem der Name Dichterbraut auf der Stirne geschrieben steht? Theodolinde v. Gasteiger heißt sie. Dieses Mädchen hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Ich liebe sie noch, obgleich wir uns fremd sind, und ich seither manche „Liebschaften" gehabt habe. In allen meinen Liedern geht sie um. Betrachten Sie sie einmal, und wenn Sie mit ihr sprechen — sie ist, glaube ich, in Bozen — so denken Sie, daß die tirolische Poesie ohne dieses Mädchen eine Lücke hätte.

Ihre übrigen Fragen werde ich, wie möglich im nächsten Briefe beantworten. Nur etwas hier. Vom Schlosse Bruneck sieht man allerdings die Kirche von Achornach sehr gut, das Schloß Taufers aber nur bei dem heitersten Wetter.

Kerns Wirken im Pustertal läßt sich nicht in einige Zeilen drängen. Es waren 22 Jahre von reichstem Segen. Unter allen seinen großartigen Leistungen nimmt jedoch die Regulierung der Drau bei Lienz die erste Stelle ein, sowohl wegen ihrer segensreichen Folgen, als wegen den furchtbaren Hindernissen, die ihm durch Listheit und Unkenntnis allenthalben in den Weg gestellt wurden. Sein größtes Verdienst jedoch ist, daß er den Fortschritt liebte und ein Kind des Tages war. Was Pustertal an Sagen besitzt, ist beinahe alles im Stafflerschen Werke beisammen. Ich kann Ihnen nichts Neues bieten.

Nun wäre mir vielleicht auch eine Frage erlaubt. Wo wollen Sie von Tirols Dichtern reden? Doch nicht

in der Allgemeinen? Schonen Sie mich. Wo kommt ferner Ihr Reisebericht heraus? Schreiben Sie mir dieses alles genau und besonders, ob Sie ausführlich von mir reden oder gar Poesie abdrucken lassen wollen. Angefangen muß werden, das fühle ich, und doch zittere ich, wenn ich daran denke. Doch ich bin gefaßt. Und nun zum Schlusse noch ein kleines Lied von Ihrem

dankbaren Hermann.

Öffentlichkeit.

Wie still ists doch im Lande hier,
Viel Volk und kein Getöse,
Denn im Geheim verrichten wir
Das Gute und das Böse.

Geheim beratet der Kongreß,
Geheim urteilt der Richter
Und zitternd vor dem Halsprozeß
Singt im Geheim der Dichter.

Mit meiner Liebe Liederschlag
Will ich das Schweigen brechen,
Und ist das Wort erstarkt, so mag
Ein Andrer nach mir sprechen.

An Ludwig Steub. Bruneck, 29. November 1844.

Verehrtester!

Wegen den zwei Vintlerischen Gemälden habe ich Nachfrage gehalten. Über Georg von Freundsberg versicherte mich Vintler, der Sie übrigens grüßt, daß er ihn für Original aus der italienischen Schule [gehalten] hat. Vintler ist Kenner und sein Zeugnis dürfte genügen. Ebenso haltet er die Krönung Marias als ein Albrecht Dürer; er gab mir die Abschrift eines Briefes von

Jos. Heller aus Bamberg, dem er die Zeichnung von diesem Gemälde sandte, und der es aus den bloßen Umrissen für ein Original von Albrecht Dürer erkannte.

Schreiben Sie mir genau den Abend, den Sie in Brixen eintreffen. Sonntag und Donnerstag kann ich mit dem Stellwagen, und sonst mit dem Eilwagen jeden Tag eintreffen, wenn ich es nur zwei Tage früher weiß.

Ihr

getreuer Gilm.

An Josef Streiter. Bruneck, 21. März 1845.

Verehrter Freund!

Ich habe Ihren Brief durch einen Boten und Lentners Schreiben mit dem Poststempel Bozen durch die Post erhalten. Mit Ihren Vorschlägen bin und war ich immer einverstanden. Wenn Lentner nach Bruneck kommt, werde ich allen meinen poetischen „Unrat" gesammelt haben. Ich schenke es ihm. Er kann dann machen, was er will. Es wird doch nicht verboten sein, ein Manuskript zu verschenken. Schwarz bin ich und werd' es bleiben.

Sie werden wissen, daß Ihr Kollega v. Grebmer in Dietenheim starb. Ich habe einen poetischen Nekrolog gemacht und ihn an die Redaktion des T. B. (Tiroler Boten) gesandt. Ich weiß nicht, ob er akzeptiert ist. Über die Vorlesung meiner Sonette in der Münchner Zwanglosen hat mir Steub selbst geschrieben. Daß Pichlers Unternehmung scheitert, will nichts bedeuten. Ich ärgere mich gar nicht. Solange in der Schöpfung des Liedes eine so große Wonne liegt, kann ein Zensor keine Dichterglückseligkeit vernichten. Sie haben übrigens lange geschwiegen und ich hatte manchmal Sorge, Ihre Freundschaft eingebüßt zu

haben. Das schmerzte mich mehr als eine getäuschte Hoffnung, sich gedruckt zu sehen, nach der ich eigentlich gar nicht geize. Lieber wäre mir, meine Lieder stünden im Herzen des Volkes.

Das Anliegende bitte ich Lentner zukommen zu lassen. Im Frühlinge verspreche ich Ihnen gewiß nach Bozen zu kommen. Erinnern Sie sich wieder bald Ihres wahren Freundes

Gilm.

An Ludwig Steub. Bruneck, 22. März 1845.

Lieber Freund!

Ihr Brief vom 9. d. M. hat mich freudig überrascht. Sie haben die Hoffnung, die der Anker meines Lebens ist, erhöht, die Hoffnung, in der Ferne ein Verständnis zu finden, das ich in meiner nächsten Umgebung vergebens suche. Jene Sonette sind achtzehn Monate alt und in Tirol kaum gekannt. Es ist hier mit den Männern nichts anzufangen. Sie haben kein Ohr für Poesie. Darum habe ich mich den Frauen zugewandt. Da haben Sie meine Don Juanerie! Ich taste nach einem Publikum. Es ist dies aber eine gefährliche Art, unter die Leute zu kommen, und Kritik und Zensur sind bei weitem nicht so unbequem als die Fesseln der Liebe. Das mochten Sie, lieber Steub, in freundlicher Sorge für mich, wohl gedacht haben, als Sie mich unter die Zwanglosen führten und mir so wohlfeilen Kaufes ein Publikum schafften. Ich danke Ihnen dafür, und wenn ich mich erinnere, wie viel mich oft ein solcher Versuch gekostet hat, möchte ich Sie küssen. Wenn die deutsche Poesie in der benannten Gesellschaft Zutritt hat, so halten Sie auch meiner Muse ein Plätzchen frei — für zwanglose Männer ein zwang=

loses Mädchen. Ich werde Ihnen bis Ende April einen Tiroler Frühling senden.

Mit Pichlers Unternehmen steht es schlecht. Fünf Zensoren sitzen darauf. Ein Lied läßt sich aber gar nicht zensieren, so wenig als ein Lächeln oder eine Träne. Ich bin auch bei der Sache beteilt, mache mir aber gar nichts daraus, wenn die fünf kalten Hennen das Ei zerdrücken. Kein Zensor der Welt kann eine Dichterglückseligkeit vernichten; ein Lied zu machen, ist eine himmlische Wonne, es gedruckt zu sehen, eine irdische Freude.

Ein Tropfe Wermut ist gefallen
In einen Becher voller Wein,
In einen Kranz voll jungen Rosen
Stahl brennen sich die Nessel ein.

Und ich muß jenen Becher trinken,
Die Rosen trag' ich um die Stirn:
Der Wermut macht mein Leben bitter,
Die Nessel brennt mich ins Gehirn.

Und dennoch geb' ich diesen Becher
Um keinen süßen Götter-Wein
Und dennoch tauscht' ich diese Rosen
Nicht gegen Fürstenkronen ein.

Doch wollt ihr reinen Wein im Becher
Und einen Kranz nach Eurem Sinn:
Die Mädchen haben süße Tränen
Und Rosen ohne Nesseln drin.

Lentner schreibt mir oft und viel. Ein so harmloser Mensch und geächtet! Aber er hat Geist, fort mit ihm! Ich habe ihm alle meine Lieder zugesprochen. Ich schenke ihm meine Vergangenheit. Auch das Stück Leben — Theodolinde? Aber meine Zukunft? Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor. Er mag dann machen damit was er will.

Übrigens haben Sie Lentner richtig beurteilt. Schon

überschätzt er mich und mein Lied. Wenn nur ein Fünftel Tirols seiner Meinung wäre, ich säße nicht hier im Pustertale, ein Pole am Ural. Doch nein, ich will nicht klagen. Es war ein wunderliebliches Mädchen da aus Pergine, deutsch an Augen, Gemüt und Rede; aber das „Fleisch" war italienisch und stellte meinen Patriotismus auf schwere Probe. Nun sie fort ist, will ich meinen Tiroler Frühling beginnen, aber nicht ohne sie; denn die Freiheit ist eine Dame und kann den Gürtel der Grazien nicht entbehren. Schließlich danke ich Ihnen noch einmal und bitte Sie, jenen gefeierten und hochgestellten Männern, denen Sie den unbekannten Poeten näher brachten meine tiefsten Gefühle der Hochachtung auszudrücken. Ihr

Hermann Gilm.

An Josef Streiter. Bruneck, 28. März 1845.

Lieber Freund!

Die Augsburger Postzeitung wird in Bruneck nicht gehalten. Ihr überraschender Brief vom 26. d. M. läßt mich daher über das Faktum ganz im unklaren, obgleich ich es aus den abgeleiteten Folgen selbst konstruieren kann. Senden Sie mir doch jenen Artikel, oder lassen Sie mir ihn abschreiben. Aber schleunig. Ich habe um meinen Vater Angst; doch vielleicht lernt er den Segen der jesuitischen Presse kennen und bekehrt sich. Meine ewigen Praktikantenjahre kümmern mich nicht. Meinen Sie, mir fehlte der Mut, sie abzukürzen? Glauben Sie, der Dämon der Poesie könne meine Gebirgspfade wandeln? Ich habe keine Furcht, aber Zorn. Losschlagen will ich, und dann mögen sie mich begraben. Vor sehr vielen Jahren, als ich

die Freiheit noch schamhaftig und stille liebte, sang ich schon:

Wenn sich der Birken dünne Blätter röten
Und wenn die Schwalben prüfen ihre Schwingen,
Novemberstürme alle Blumen töten,
Dann will ich meine Frühlingslieder singen.

Ist kalt mein Herz und meine Lippe trocken
Und kommt das Alter mit den bösen Dingen,
In Silber wandelnd mir das Gold der Locken,
Dann will ich meine Liebeslieder singen.

Und haben sie — und dieses ist mein Ende —
Gefesselt mich mit schweren Eisenringen
An eines Kerkers moosbewachs'ne Wände,
Dann will ich meine Freiheitslieder singen.

Was soll ich machen? Eine reiche Frau könnte mich retten. Daß der Stoß von Beda kommt, schmerzt mich. Was kann man denn Ihnen anhaben? Und doch ließen Sie das jesuitische Gebräu über Ihren Kopf ausgießen. Es ist ehrenhaft, in der Augsburger gelästert zu werden. Sie, Schedler, Jäger und viele kommen grüßend entgegen. Was soll mir die Schmähung schaden, die bisher keinem der Angegriffenen ein Haar krümmte? Es müssen also ganz sonderbare Dinge vorkommen. Und solche persönliche Ausfälle duldet die Zensur, ja unterstützt sie. Sie sehen, ich bin im ungewissen, und bitte Sie um baldige Aufklärung. Grüße an Lentner, wenn Sie ihn sehen.

Ihr

treuer

Gilm.

An Josef Streiter. Bruneck, 29. März 1845.

Verehrtester!

Heute erhielt ich das Ende Jung-Tirols. Ich bedarf daher Ihrer Mühe nicht mehr. Unterrichten Sie mich von der Stimmung gegen mich. Sie wissen viel. Sagen Sie alles. Übrigens geht es mir sehr gut, und im Mai hoffe ich Sie zu sehen. Zugleich aber bitte ich Sie, wegen meiner Bequemlichkeit die Ihrige nicht zu vergessen. Anliegendes gehört Lentner; ich bitte, es nicht liegen zu lassen.

Ihr dankbarer Gilm.

An Johann Senn. Bruneck, 1. April 1845.

Lieber Senn!

Wir waren lange Kameraden und sind viele traute Stunden zusammengesessen. Jahre sind vergangen und wir stehen wieder Arm in Arm auf dem — Pranger und über uns weht die verfehmte Fahne Jung-Tirols. Ich weiß, Sie haben grimmig gelächelt, als Sie die Beilage der Augsburger Postzeitung vom 19. v. M. aus der Hand legten. Aber der Dämon der Poesie hat keine Macht mehr über Sie. Sie haben ihn unter die Füße gebracht. Aber ich nicht. Diese Denunziation, diese boshafte Verleumdung im Namen des Katholizismus hat meine Anstellung unmöglich gemacht. Ich muß etwas tun und weiß nicht was. Alter Löwe rühren Sie sich. Ich bin Ihnen viel verpflichtet. Sie haben eigentlich mich erst zu meinem poetischen Bewußtsein gebracht. Verdoppeln Sie meine Schuld. Raten, helfen Sie mir. Sprechen Sie mit Schuler. Ich mag ihm nicht schreiben, weil ich weiß, daß ihm das unbequem ist.

Ich habe seit der Zeit, als ich Sie das letztemal sah, vielen Irrtum hinter mir. Mein Streben ist redlich. Fallen muß und werd' ich, aber Tirol soll es wissen, wodurch.

Ende der Woche kommt meine Schwester, durch die ich diesen Brief bestelle, nach Bruneck. Geben Sie ihr einen Brief an mich mit und vergessen Sie nicht, den 2. Band Menzels deutscher Geschichte, der noch in Ihren Händen sein muß, mitzugeben. Den Tag der Abreise meiner Schwester erfahren Sie durch Dr. Pintzgers Gemahlin. Sollten Sie diese Gelegenheit nicht benützen können oder wollen, so lassen Sie meine Adresse durch fremde Hand schreiben.

O schütze mich! Hörst Du die Geißel schlagen,
Die alte Zeit sitzt wieder ꝛc. ꝛc.

Hermann v. Gilm.

An Josef Streiter. Bruneck, 3. Mai 1845.

Lieber Freund!

Vedas Illustration kenne ich nicht. Ob Sie sie verschaffen können? Für die Abschrift des „Ende vom Lied" danke ich. Gubernialrat Staffler hat den Kreis Bozen zu Ende und quält mich immer um Verse. Ich sagte ihm rund heraus, ich mache keine mehr. Nun will der gute Mann mich trösten und Sie rufen mich auch an. Nur Geld, und ich will Euch Tendenzlieder singen trotz Herwegh und Heine. Bleibt jener Artikel ganz unbeantwortet? Glauben Sie mir, diese Zeitung [Augsburger Post-Zeitung] hat hohen Ortes mehr Kredit als man glaubt. Der arme Lentner soll aus Tirol getrieben werden. Sagen Sie mir, grollt es hin und wieder nicht auch in Ihnen? Und dies alles muß abgenagt und abgefressen werden — langsam, langsam bis die Nerven tot sind.

Bald werde ich etwas senden.

Ihr Gilm.

An Kern. Bruneck, 15. November 1845.

Hochwohlgeborner Herr Gubernialrat!

Als ein Scheidender aus Pustertal erlaube ich mir auch einige Worte des Abschiedes an Sie zu richten. Sind Sie doch immer noch so innig damit verbunden, daß man diese Berge nicht lieben, daß man nicht scheiden kann von ihnen, ohne an Sie zu denken. Es ging mir fast kein Tag vorüber, wo ich nicht aus dem reichen, hier hinterlegten Schatze Ihrer Arbeiten Belehrung und Anregung fand. — Ich habe den Stockhammer gewiß nie beneidet, weder um seine blauen Augen, noch um seinen Milchkaffee; aber um seine Faszikel könnte ich ihn beneiden. Aus dieser unmittelbaren Berührung mit Ihnen, Herr Gubernialrat, trete ich nun aus, ich muß wieder allein sein mit mir und ich fürchte mich vor mir. Wenn ich nur etwas von der Natur der Schwalbe hätte. Mein Gott, die fremde Sprache, die fremden Sitten und keine Schaufel deutscher Erde! Und dann unsere Italiener und Beda Weber, der sie liebkost! Doch vielleicht findet der Dichter an den italienischen Grenzen Gnade bei der schwarzäugigen Augsburgerin, die in den alten Straßen ihrer alten Stadt Liebe feil hat für die frommen Väter in Tirol. Kennen Sie ihre Schimpfrede auf die Frühlieder? Sie verdienen kein Lob, aber auch nicht diesen schmutzigen Schimpf.

Hier in Bruneck ist ein fortwährendes Kommen und Gehen und mitten in diesem Lärm der Völkerwanderung hat Letzer nach zweijährigem Stillschweigen wieder gesprochen. Die Neuangekommenen, Dr. Heinisch und Frau, Dr. v. Röggla und Frau, Dr. Vorhauser, Baron Prato, machen wunderliche Augen bei den großen schönen Worten: Eintracht, Geselligkeit, Theater, lauter zärtliche Mütter

und keine Liebhaberin, zwei Narren und kein Held, musikalische Akademie, Quartett, drei Bässe und einen halben Tenor, Table d'hote, zwei Kitze für fünfzig Personen! Es soll alles wieder werden, wie es war. Heute abends ist die Eröffnung der Saison und soll sich zugleich die Theatergesellschaft konstituieren. Ich werde den grünen Vorhang nicht mehr rauschen und den guten Pfefferer im Souffleurkasten nicht mehr braten sehen. Aber ich wollte, ich könnte Ihnen darüber referieren. So muß ich aber anfangs Dezember fort. Nach einem Briefe Ottenthals soll sich das Gubernium über das Einschreiten des Herrn Kreishauptmanns Staffler wegen meiner Zurückbehaltung gewundert haben. Das Gubernium weiß aber nicht, daß mir seit 1. d. M. mit Ausnahme der Forst- und Militärsachen sämtliche Referate von 8 Landgerichten zugeteilt sind, und das ist freilich nicht schön von ihm. Auch ließe sich begreifen, daß ein Kreishauptmann, der jedes Jahr einen dickleibigen Band schreibt, nur die wichtigsten Gegenstände der Verwaltung sich vorbehalten kann, als da sind: Liguorianer zitieren und Kommunisten fahnden. Wäre ich am 1. d. M. nach der hohen Präsidialvorschrift des Dienstes entlassen worden, wäre ganz Pustertal, mit Ausnahme obiger Individuen auf den Schultern Keesbachers gelegen. Sie können sich das Höllenspektakel dieses neuen Atlas, dessen Pedal auf solche Lasten nicht eingerichtet ist, denken. Beyrer ließ sich nicht zurückhalten, und so machte denn der Herr Kreishauptmann jenen Schritt, der für mich eine einmonatliche Galgenfrist zur Folge hatte. Ich erhielt 8 Landgerichte und Keesbacher die 4 übrigen, den Baron Prato und das Forstreferat. Nun aber soll am 17. d. M. Keesbacher auf Stempelrevision und wir sind dann wieder am gleichen Fleck, nur mit dem Unterschiede, daß Salcher,

der auch am 17. d. M. eintrifft, allen Verhältnissen dieses Kreises, besonders den forstalen, fremd ist. Neue Verlegenheiten! Ich meine, man sollte die Kreisämter versteigern, um 4000 fl. übernehme ich das Ganze und alle Not hat ein Ende.

Am vorigen Donnerstag, 13. d. M., haben wir mit einem Souper beim Kirchberger von Beyrer Abschied genommen. Ich mußte ihn als cidevant Poeten denn doch ansingen. Ich schließe Ihnen das Gedicht in Abschrift bei. Ach Gott, es hat es niemand verstanden. Bruneck ist sehr heruntergekommen. So ein Gedicht ist ein wahrer Wärmemesser für die geistige Temperatur eines Ortes. Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben. Mein Glück war, daß die lieben Zuhörer gegessen hatten; ein gesättigter Mensch, ein zufriedener Mensch; und so haben sie denn doch aus lauter Bonhomie und leiblicher Glückseligkeit geklatscht. Es ist jedoch keine Regel ohne Ausnahme und selbst die Brunecker können beim Essen ihre friedliche Natur ablegen. Sie kennen die Geschichte über die Schließung der hiesigen Schießstätte. Diese kreisämtliche Anordnung hat um so mehr böses Blut unter den Schützen gemacht, als man sie allein der Privatrache Keesbachers zuschrieb. Am verflossenen Sonntag war nun das übliche Martini-Schützenmahl, und da mußte denn das Kreisamt sehr bittere Dinge in einem sehr gereizten Tone anhören. Der Skandal vergrößerte sich noch, als man laut dem Kreisamte vorwarf, das Landgericht umgangen und seinen Wirkungskreis überschritten zu haben. Da eine moralische Person nicht spricht, so verteidigte Keesbacher die arme Angegriffene und sagte, daß das Kreisamt das Amt gehandelt habe, weil . . . das Landgericht nichts tue. Denken Sie sich die Situation des Landrichters bei einem solchen Angriff und

unter solchen Leuten. Nun glaubte denn doch endlich der Herr Kreishauptmann, nach einem ¼stündigen Geschrei das Wort nehmen zu müssen. Als er sich mit vieler Mühe und mit ausgebreiteten Händen wie ein Kapellmeister, der sein stürmisches Orchester beschwichtigt, Gehör verschafft hatte, machte er der ehrenwerten Gesellschaft begreiflich, daß das Kreisamt darum in erster Instanz gesprochen habe, weil es hiezu vom Gubernium beauftragt worden sei. Totenstille nach dieser Rede. Ich glaubte die gebratene Gans atmen zu hören, die auf dem Tische lag. Solche Genre-Bilder gäbe es eine Unzahl aus dem Brunecker Leben.

Und nun zum Schlusse noch ein Sonett, das ich für den Hrn. Kreishauptmann „als liebliche Blüten" in seine Statistik machen mußte.

An Herculan Oberrauch.

Soll Stern um Stern am Horizonte bleichen?
Tritt Du hervor aus Deinem heitern Tale,
Um uns die süße Frucht der Ideale
Die Liebe mit der Wissenschaft zu reichen.

Viel Zank und Streit ist um die leere Schale
Und keiner will dem andern freundlich weichen,
Tritt Du hervor und gib des Friedens Zeichen
Mit Deines Auges liebevollem Strahle.

Tritt Du hervor, mit milder Hand zu fassen.
Des Liedes Blume, die sie sinken lassen,
Daß sie die Welle nicht vom Strande schiebe.

O daß Dein Arm an diese Berge schriebe:
Unwissende allein nur können hassen,
Der süße Kern des Wissens ist die Liebe.

In Rovereto will ich Altes sammeln und für Neues sorgen. Hier ist die Kameradschaft demselben hinderlich ge-

wesen. Teilen Sie das Gedicht an Beyrer auch dem Dr. Schuler mit. Waren sie doch Komilitonen. An Ihre Fräulein Töchter eine ehrerbietige Empfehlung. Sagen Sie denselben, ihren Schwestern in Bruneck geht es schlecht; sie haben alle ihre Anbeter verloren und nur die einzige Marie v. Gall zieht im Paradeschritt mit ihrem Strehle durch die Stadt. Fräulein Bertas Verse auf dem Grabstein ihrer Frau Mutter sind vortrefflich und gewiß nicht die ersten. O, wenn sie sich entschlösse, gegen Beda Weber zu ziehen, ich trete ihn ihr ab mit Haut und Haar.

Nun, Herr Gubernialrat, nehmen Sie die Versicherung meiner Hochachtung, die außer dem Namen alles gemein hat mit der herzlichsten Liebe.

Der dankbare Hermann v. Gilm.

An Josef Streiter. Rovereto, 20. Dezember 1845.

Verehrtester Freund!

Ich bin durch Bozen geflogen, ohne Sie gesehen zu haben. Zürnen Sie mir deshalb nicht. Es war spät abends als ich ankam, und früh morgens reiste ich wieder ab. Lentner mußte ich in Meran besuchen, dieses machte mir den Aufenthalt in Bozen unmöglich. Die Trientiner Feste riefen mich ab. Lentner hat, ohne mich zu fragen, in seinen tirolischen Reisebriefen meiner auf eine so kompromittierende Art erwähnt, daß ich ihn dringend bitten mußte, den Artikel zu ändern. Es kommt dahin, daß ich meine Freunde mehr fürchten muß, als meine Feinde. Die letzteren sind sogar in der Beilage vom 29. November der Augsburger Post-Zeitung artig geworden. Ob Lentner in der Lage ist,

meinem Ansinnen zu entsprechen, weiß ich nicht ganz genau. Wann dieser Panegyrikus erscheint, wirds Lärm geben.

Ich bin nun seit Montag den 15. d. M. in Rovereto. Ich leugne nicht, daß der moralische Katzenjammer, den mir der Brunecker Abschied zuzog, groß war. Ich liebte Bruneck. Wie eine Amsel am heißen Sommernachmittag, war ich dort versteckt. Die Brunecker liebten auch mich. Um mir Lebewohl zu sagen, versammelte sich beinahe die ganze Bevölkerung im Kasinosaal. Eine musikalische Akademie eröffnete das Fest, dann sprach Petzer ein Gedicht und drei Kinder überreichten mir einen Blumenstrauß, ein Album und einen silbernen Becher. Ich habe mich eingesungen in die Herzen der Brunecker, und wenn vielleicht das ganze übrige Tirol meinen Namen schmäht, dort nicht, dort gewiß nicht. In Trient erholte ich mich zum Teil. Ich kam eben recht zum Konzerte der Philharmonischen Gesellschaft aus Verona. Ich hatte das Rossinische Stabat mater nie zuvor gehört. Ich bin kein Musikkenner, aber ich habe empfunden, daß sich hier ein ungeheurer Schmerz verblutet, ich habe gesehen, wie im blutigen Meere bunte Segelkähne schwimmen, wie mitten durch den Schrei der Qual, wunderbare Glocken klingen, es ist eine Versöhnung in diesen Leiden, und man kann diese Tränen fließen sehen, ohne daß einem weh wird ums Herz. Wie wäre es denn sonst möglich gewesen, daß alle die schönen Blumen von Südtirol in der Beleuchtung von einigen tausend Kerzen, so selig herab gelächelt hätten. Wie kann eine weibliche Seele still tändelnd im Auge liegen, wenn ein Mutterherz bricht? Welch glänzende Toiletten! Nur dort in der Mitte der linken zweiten Logenreihe sitzt sinnend ein Mädchen. Ein schwarzes Kleid umschließt die lichtgesättigte Büste, schwarze Locken zeichnen ihre Wellenlinien auf die weiße

Wange, nirgends ein auffallender Schmuck, nur im Haar eine große rote Rose, ohne ein grünes Blatt. Diese Dame war die Pepi Zanetti, Tochter des dortigen Kollegialrates. Sie war das einzige Mädchen, die zur Musik paßte, sie störte nicht, sie tönte mit, sie war eine klingende Note, und mir kam vor, der Direktor des Orchesters habe mit ausgespannten Armen sie hineingezogen, um Ordnung zu machen in dem Chaos seiner Instrumente. Habe ich mit dem Aug' oder mit dem Ohr dieses Stabat mater genossen? Ich weiß es nicht. Da — in der Loge daneben erschien ein Kopf, geschoren, rund, fleischig, mit runden Gläsern auf den Augen, mit weiß und schwarzem Halsband, mit einem Wort Beda Weber. Und die schöne Zanetti verschwand, die Musik verstummte, nichts war da im großen hellen Saale, als er und ich. Ich und er, zum ersten Male standen wir uns gegenüber — o Gott, welche Empfindungen bestürmten mich — da klangs: Mater dolorosa! und Beda Weber ging frei und stolz aus der Loge. Jenes „Ewig weibliche“ hat ihn gerettet.

Und dieses schreib ich Ihnen nüchtern in der nüchternsten Stadt der Welt. Ich hasse weder Beda Weber, noch lieb' ich die Zanetti. Aber er ist schon hassens- und sie sehr liebenswürdig, und ich, ich bin ein Kind des Augenblicks. Hier ist es sehr langweilig. Dann soll ich italienisch lernen. Ich weiß viel zu viel, um noch einmal ein Schulknabe zu werden. Allem deutschen Wesen bin ich entfremdet. Die hiesigen Deutschen haben nichts von Deutschland, als den Namen. Lentner sagte mir, daß Sie und er mit mehreren auf deutsche Zeitschriften abonniert seien, und daß ich auch noch teilnehmen könne. Ich bitte Sie daher, mich als Abonnent zu betrachten und mir doch recht bald was zu schicken, wenn ich nicht sauer werden soll. Das

Abonnement werde ich Ihnen nach Verlangen bezahlen. Nun leben Sie wohl, verehrter Freund, gedenken Sie dem [sic!] armen Roveretaner mit seinem deutschen Liede. Meine Empfehlung an Ihre Frau Gemahlin.

Ihr

treuer Hermann Gilm.

Rovereto, 11. Jänner 1847.

Liebste Schwester!

Es ist 6 Uhr abends, auf meinem Tische liegen sechzig Sonnette, die gefeilt und abgeschrieben werden sollen, ein paar lackierte Halbstiefel, die lieblich nach Patschuli riechen und eine allerliebste Atlaskrawatte weiß und rot. Es ist heute der erste Ball, schon sauste die erste Equipage unter meinem Fenster vorüber, und ich habe so gar keine Lust, weder zu tanzen noch zu arbeiten, und so schob ich denn Sonnette und den Balltand bei Seite, um Dir ein großes Blatt voll anzuschreiben. Ich springe gleich in medias res, denn ich weiß gar nicht, wo ich anknüpfen sollte. Freilich bin ich sehr fremd geworden an dem Tummelplatze meiner Jugend, aber Du erkennst mich doch noch, wenn ich jetzt zu Dir trete. Ich bin mir gleich geblieben; ich bin nicht schlechter geworden und nicht besser, und wenn sie mich seit Jahresfrist erst zu einem Tirolerdichter machten, so haben sie nur die Langsamkeit ihres Denkvermögens bewiesen. Ich hoffe, lieb Väterchen ist wieder gesund. Es war denn doch sehr unrecht, um keinen schlimmern Ausdruck zu gebrauchen, ihm das wässerige Gespenst vorzuhalten. Ich glaube nicht daran, und er soll es auch nicht glauben, und niemand soll es glauben. Lieber nehmt noch irgend-

einen anderen unmöglichen Gegenstand als wahr an, z. B. daß ich einen ungeheuren Vorrat von Hemden habe und daß mir aus London 13.000 Unterhosen gesendet worden seien, oder daß ich von der Redaktion der Tiroler-Schützen-Zeitung für jedes Gedicht ein 1/2 Dutzend Halbstrümpfe bekomme. Auch die Frau Tante nehme ich als hergestellt an, so daß ich recht froh und freudig Euch allen ein herzliches Willkommen zurufen kann. Ich brauchte eigentlich drei Hände. Eine für Innsbruck, eine für Bruneck und eine brauche ich denn doch auch für hier. Ich bin meines Junggesellen-Lebens herzlich müde. Mein einsames Zimmer kommt mir oft wie ein Sarg vor, und wenn meine unvergleichliche Benedetta ihr phosphoreszierendes Mondgesicht unter die Türe stellt, so halte ich sie für den Engel des Auferstehungstages. Diese Benedetta ist mein Alles. Mutter Geliebte, Beichtvater, Stiefelputzer. Ihr Embonpoint würde sogar den massiven Geschmack eines Türken entsetzen. Und häßlich ist sie. Das Schönste und Häßlichste auf der Welt ist ein italienisches Weib. Aber in diesem Fettklumpen wohnt eine schöne Seele, und diese Frau hat mich so lieb, so lieb. Ich war vor etwa vierzehn Tagen drei Tage unwohl. Sie wollte in meinem Zimmer wachen. Ich habe wegen der fürchterlichen Träume, die sie mir hervorrufen könnte, es abgelehnt. Und sechsmal ist sie des Nachts, in diesen bitter kalten Nächten, vor meine Türe geschlichen und hat ihr dickes Ohr an das Schlüsselloch gelehnt, um zu hören, ob ich nicht schwer atme. Oft kommt sie in der Früh und setzt sich unten auf das Bett — nachdem ich wohlweislich meine Füße bis an das Kinn heraufgezogen hatte — und erzählt mir einige Dutzend Stadtgeschichten. Dann sieht sie nach, ob der Bediente alles in Ordnung gebracht hat, legt die Vorhänge in die allerzierlichsten Falten, zieht die Uhr auf, bis ich

sie mit Hilfe aller Teufel zum Zimmer hinausjage. Kaum stecke ich in den Unterhosen, ist sie schon wieder da mit einem prächtigen Zimmerrauch. Und diese Frau geht mich eigentlich nichts an, sie ist Partei im Hause, wie ich, einige 60 Jahre alt, und hat sich noch am Schlusse ihres tugendhaften Lebenswandels — sie ist noch Jungfrau — in den Kopf gesetzt, mich wie einen jungen Affen aus purer Liebe zu Tode zu martern. Auf diese Eroberung aber bin ich viel eitler, als auf die wohlfeilen Begünstigungen unseres Mädchenmarktes, wo die Ware in einem solchen Mißverhältnisse mit der Nachfrage steht, daß, um das menschliche Gleichgewicht nur einigermaßen herzustellen, wir Männer hier das Privilegium der Erzväter haben müßten. Auf den heutigen Ball sind 30 Mädchen angesagt, und höchstens 20 Tänzer zu erwarten. Dies macht die Bälle hier so höchst unangenehm. Es gibt denn doch im Reiche der vernünftigen Wesen auch eine Anziehungstheorie, auch eine chemische Wahlverwandtschaft, und wenn mein verwandter Körper sitzt — schreckliche Situation für ein sechzehnjähriges Mädchen — so muß ich ihn wieder in Bewegung bringen; darüber vernachlässigt man andere oder erregt tropische Eifersucht, die sich nie am Manne, dazu fehlt es den Welschen an Mut, sondern immer an dem Mädchen rächt. Daher bleibe ich lieber zu Hause. Auch wäre ich der einzige Deutsche auf dem Ball. Denn unsere zahlreiche deutsche Gesellschaft ist im Jahre 1847 auf die heilige Zahl 3 geschwunden. So sitzen wir denn täglich unser drei von 9 bis 11 Uhr nachts im Gasthause zum Hirschen. Von 6 bis 9 bin ich meistens in irgendeinem Hause. Außerordentliches, d. h. Bruneckerisches, geschieht gar nichts. Oft denke und arbeite ich viel, oft wenig, am meisten gar nichts. Da sitze ich denn und warte wie in Gefangener der erlöst

wird. Und wenn sich dann so schönes Mondlicht in meinen Kerker stiehlt, oder gar eine Rebe um das Gitter schleicht, und eine Nachtigall die Stille der Nacht noch stiller macht — dann ärgere ich mich erst, daß sogar ein Kerkerloch lieb werden kann, dann möchte ich verzweifeln an der menschlichen Natur, die Sympathien hat für das Elend. Es ist denn doch zu arg, um es recht ernsthaft zu sagen, eine impertinente Einmischung der göttlichen Vorsehung in fremde Angelegenheiten, wenn man nicht einmal unglücklich sein darf. Ich weiß nicht, ob Du mich verstehst. Aber wenn ich grimmig wie der nackte Job auf dem Misthaufen Rovereto sitzen will, was braucht denn da ein süßes Kind zu kommen und mich zu salben mit ihren Tränen und mich zu kränzen mit den Blumen ihres Leibes? Aber trotz alledem sage ich mit Ende dieses Jahres den Herrlichkeiten Italiens Ade, ohne Schmerz, und desto lieber will ich sie haben die traurigen, ernsten Föhren von Nordtirol. In Bruneck sind sie wieder voller Lust. Am Dreikönigstage fuhren 48 Männlein und Fräulein nach Welsberg. Auf das Gilmische Ehepaar wurde eine Viertelstunde auf dem Kapuzinerplatze gewartet — und noch kamen sie nicht. Endlich fuhr man ohne sie fort. Gestern ward: „Der Hausdoktor" gegeben. Ferdinand spielte die Titelrolle, und Sofie seine Frau. „Ich will recht zärtlich sein gegen ihn", schreibt die Treulose, „schade nur, daß ich ihn so eifersüchtig machen muß." Landrichter hat einen Knaben, Nikolaus, den die Sophie einmal in Abwesenheit der Mutter auffressen wird. Nebst vielen anderen Briefen zum neuen Jahr aus Bruneck, schrieb mir auch Pepi, die die Frechheit hatte, sich als aufrichtig liebende Schwester Aloisia zu unterschreiben. Ich habe ihr schon geantwortet mit dem Titel in Fraktur. Meine liebe, immer unvergeßliche Pepi — so hab ich Dich

genannt als kleines Kind, so hab ich Dich genannt als spielendes Mädchen, als blühende Jungfrau, als gekröntes Opfer, und so werd ich Dich nennen mein Leben lang. Nach einem Eingang, der Deiner religiös-mystischen Feder alle Ehre gemacht hätte, dankt sie mir als dem Gründer ihres Glückes, dem Retter ihres Lebens. Der barmherzige Gott im Himmel möge die Sünde von mir nehmen, und feierlich unter Gottes freiem Himmel schwöre ich, daß ich unschuldig bin daran. Als ihr Kopf schon auf eine Art verrückt war, daß die Heilung nur unter ganz anderen häuslichen und persönlichen Verhältnissen möglich gewesen wäre, als es keine Hoffnung gab, je ein lebendiges Glied der bürgerlichen Gesellschaft daraus zu machen, als schon alles tot und gestorben war, da sagte ich freilich: begrabt das Tote, damit es nicht das Lebendige verderbe. Was nicht als gesundes Glied die Gesellschaft fördert, weg damit. Und wenn der eigene Wille mit dieser Operation zusammenfällt, desto besser. Es hat mich schon oft gereut, jenen Brief nach Hause geschrieben zu haben. Aber einmal glaubte ich, daß meine Stimme in dieser religiösen Herzensangelegenheit gar nicht zählen könne, und zweitens ging ich von der Ansicht aus, daß es für meine jüngeren Schwestern von dem größten Nachteil wäre, ein mit dem Leben zerfallenes, unglückliches, sich gequält glaubendes, mit Jesuitenüberschwenglichkeiten angefülltes Wesen in ihrer Mitte zu haben und durch dasselbe von der Natur und ihren Beziehungen, von der Gesellschaft und ihren Erforderniſſen abgeschnitten zu sein. Ich verbreitete mich so lange hierüber, daß Du nur etwa nicht glaubst, ich habe es je gebilligt, daß die Pepi ins Kloster gehe. Die Schuld liegt auf der Seite, die ich immer anfeindete, seit mir Gott die Vernunft gab, und die ich bis zum letzten Atemzuge beklagen werde las

eine Geißel, womit der Himmel unsere Familie gezüchtigt hat, ich weiß nicht für welche Sünden unserer Urväter Gib mir die Hand, Schwester! Wie wir auch im Leben des Geistes verschieden denken, wir sind unter einem Herzen gelegen, und dieses Herz hat uns genug Zärtlichkeit mitgegeben, um uns stets zu lieben und wenn die ganze Welt zwischen uns läge. Grüße mir alle und schreibe bald wieder

Deinem alten Hermann.

An Kern. Roverето, 28. Jänner 1847.

Euer Hochwohlgeboren!

Ich bin ein doppeltes Wesen, ein Poet und ein armer Praktikant. Der letztere ist ein miserables Ding, mit welchem ich Euer Hochwohlgeboren nicht behelligen will, ein schutzloses Wesen, das man verachtend in den Winkel schiebt. Aber der Poet, der ist ein mutiger Kerl und läßt sich das Recht nicht nehmen, das Edle und Große zu lieben, wenn es auch noch so weit über ihm steht.

Das sollen Sie wissen, bevor Sie die Sonette in die Hand nehmen. Es ist beinahe alles, was ich in Rovereto gemacht habe. Aber es hat sich desto mehr Schutt auf mein Herz gelagert, den ich mir allen erst wegsingen muß, wenn ich nicht ersticken soll. Der Preis des Schweigens ist in keinem Verhältnis mit dessen Schmerz. Ach, für ein freies, rühriges Unabhängigsein gäb' ich alle Wünsche von Weib, Herd und einer eigenen Suppe. Es ist entsetzlich dieses Liedermachen in usum Delphini. Ich muß nicht Hofrat werden, es stund nie und nirgends geschrieben, weder in den Sternen, noch in der Bibel, noch in der Augsburger Post-Zeitung. Aber ein Tiroler Poet möchte ich sein. Ich habe mich ein-

gesungen und eingekauft in dieses Land mit dem Besten, was ich habe, und diese Sybille fordert immer mehr. Was sagen Sie zu meinen Schützenliedern? Wäre ich nicht des Schützenreferates würdig? Und wäre es eine verunzierende Bettelei, wenn die Herren von Innsbruck bei einem Zweckessen für ihr notleidendes Stadtkind sammelten, das unter solchen Menschen und unter solchen Verhältnissen ein Stück Dichter geworden ist. Beda Weber rühmt sich schon, daß er mich stumm und zahm gemacht habe. Der arme Mann! Ich habe für das Lied schon zu viel hingegeben, als daß ich's leichtsinnig könnte fahren lassen wie ein loses Lied! Einmal müssen sie dennoch das k. k. an meine Diskretion wagen oder mich einpfründen. Derweilen begnüge ich mich mit jenen süßen Umarmungen, soweit sie ohne Anstellungspatent und Stolaumwicklung sich ausdehnen lassen. Aber wegwerfen werde ich mich nie an das Volk, das da glaubt, es sei mein Herrgott und könne mir Glück dekretieren mittels Präsidialbeschlüssen. Man lebt, wie ich merke, stark in der Hoffnung, mir die liberalen Ideen aus dem Leibe zu hungern und mich durch die etwas ungeduldigen Küsse meiner Geliebten nach der Loyalität begehrlich zu machen. Das haben sie im Sinne und freuen sich schon auf die „Perfidie des Liberalismus“. Doch darf ich nicht der sein, der seinem Volke den Tag ansingt, von dem es kaum noch ahnet, daß es ihn begehrt und bedarf . . . exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Mit ausgezeichneter Hochachtung nenne ich mich aber immer

Euer Hochwohlgeboren

ergebensten Gilm.

An Kern. Rovereto, 7. Mai 1847.

Euer Hochwohlgeboren!

Ihr freundliches Schreiben vom 29. März war eine Überraschung für mich, ein Stück Sonnenschein in mein novembergraues Leben. Es hat mich angemutet wie ein Lied. Ihre Teilnahme entschädigt mich für vieles. Sie zeigen mir das Land Kanaan, wo das Epos fließt und das Drama. Uns poetischen Wüstenkindern ist das Land der Verheißung nicht gegönnt — und in Jericho ist kein österreichisches Gubernium. Es liegt zu viel Behaglichkeit in einem Kunstwerk. Wo soll ich Geächteter sie hernehmen?

Ich sah den Mann an der Exzellenz grüner Seite, wie sie auf die Straße alle Marocche kam, den teueren Baron, den sie mir vorschieben. Behielt ihn doch der Huldreiche bei sich im Wagen, trotzdem daß der Kreishauptmann, devotest den Gubernator an der Kreisgrenze auf offener staubiger Straße unter einer stechenden Sonne erwartend, meinte, er werde ihm des Praktikanten Stelle einräumen. Nicht so — der bürgerliche Herr Kempter fuhr bescheidentlich im Staub des gnädigen Wagens hinterher. Was läßt sich einwenden, daß ich Leuten von „guter Familie“ nachgesetzt werde, ich, der ich mein wohlgebornes „von“ durch plebejische Gesinnungen einbüßte und meine Stellung so gänzlich verkenne, daß ich, und nicht nach erhabenem Beispiele in den „Mußestunden“ allein, Verse mache.

Pratos Hofkanzlei-Praktikanten-Dekret ist ein häßlicher Tintenfleck in der Tirolerfahne — haltbar wie Lady Macbeths Blutspuren. Ich spreche nicht von mir. Es ist eine Ehrenbeleidigung gegen Tirol, eine Beamtensünde an meinem Vater, einem alten, tüchtigen Staatsdiener — und es ist noch etwas, das ich ihnen nicht ins Ohr sagen möchte.

Ich bin nicht ungelehrig. Ich begreife sehr gut, daß meine Wiener Reise eine Unmöglichkeit ist. Sang man doch immer von der unergründlichen Dummheit der Tiroler, von jenem Land, das alle 100 Jahre einmal aufsteht, einige Schüsse macht und sich dann wieder niederstreckt — die Aloe der Nationen ... und wenn nun plötzlich ein Genius unter die Wiener käme ... ein Genius aus Tirol ... und die großen Herren alle den süßen Gedanken aufgeben müßten über den Schlaf der Murmeltiere in den rhätischen Alpen. Warten — warten, das ist die echte Manier, eine Unbequemlichkeit los zu werden.

Das habe ich Ihnen zu sagen über meine zum dritten Male getäuschte Hoffnung, nach Wien zu kommen.

Wenn ich nicht meine Papageien hätte wie Heine, ich endete das Misere. Ich wollte, ich wäre ein Maler, da müßte mir ein Bild im Ferdinandeum hängen — ein gebrochenes Mädchen und der Graf von Brandis .... „Warum haben Exzellenz meinen Brautkranz mit Beschlag belegt?" Hier haben Sie ein Drama.

Ich habe meinen Schmerz wie ein weinendes Kind in ein Gedicht niedergelegt: „Der Hirschenbrunnen zu Altprags." Ich weiß nicht, was die Tiroler machen werden mit dieser Träne, aber die Sonne einer besseren Zukunft wird sich darin spiegeln, wenn die Unsterblichkeit der „großen" Männer in Tirol längst eine Lüge ist. Diese Zukunft kennen Sie auch. Da wird man sich erzählen, wie ein wasserköpfiger Junker über das Herz eines Dichters sprang und wie die Lenker des Landes lächelnd herumstanden und dem Spektakel zusahen und die 86 Schützenpoeten ein Festlied sangen.

Ach diese Schützenlieder — ich habe sie gelesen — sie sind so süß-sauer wie das Lächeln von Exzellenzen. Ich er-

innere Sie nur an eines „Hofer und Vater Leu und die fromme Stadt Luzern und die katholischen Schützen". So wollen sie sich's zurechte machen in Tirol.

Die angeschlossenen zwei Gedichte, das eine der besagte Hirschenbrunnen, das zweite der Pragsersee als Erwiderung auf den welschen Sonettenvorwurf. Es sind zwei Pustertaler Bilder. Gönnen Sie ihnen Raum in Ihrem Herzen. Auch ein Schützenlied haben die Pustertaler von mir. Priester Kofler hat es in Musik gesetzt. Sie singen es schon. Ich muß es Ihnen doch hersetzen, denn ich weiß, daß Sie die Pustertaler lieben. Mir ist nur wohl in ihren Bergen.

* * *

Schützenlied der Pustertaler.

Hand in Hand!
Unser Kaiser liebt die Schützen,
Deren Augen mutig glühen,
Während an den Fahnenspitzen
Junge Morgenrosen blühen;
Kommt, wir tragen im Gewehre,
Uns're Zukunft, uns're Ehre,
Kommt zum grünen Scheibenstand —
Hand in Hand!

Richtet euch!
Doch nur erst den Arm zu stählen,
Laßt nach alten Schwegelweisen,
Die der Väter Tat erzählen,
Volle Gläser fröhlich kreisen;
Heute fließt das Blut der Reben,
Morgen mußt Du Deines geben,
Gilt es ja für Österreich —
Richtet euch!

Scharf gezielt!
Frei der Arm und ohne Stütze,
Wo es gilt ein kühnes Wagen,
Denn das Herz, das muß der Schütze
Immer in den Händen tragen.
Er muß betend Wache stehen,
Daß von seiner Berge Höhen
Niemand eine Blume stiehlt —
Scharf gezielt!

Losgedrückt!
Blaue Opferdüfte schwimmen —
Das sind uns're Losungszeichen,
Das sind uns'rer Berge Stimmen,
Die dem lauten Donner gleichen.
Müßt ihr schweigen, laßt sie reden,
Denn sie sagen einem jeden
Was ein deutsches Herz entzückt —
Losgedrückt!

Fahn' und Kranz,
Ziehet heim, sie sind gewonnen,
Legt's den Kindern in die Hände,
Was die Gegenwart begonnen,
Daß die Zukunft es vollende;
Vaterland, dann hast du wieder
Deine Helden, deine Lieder,
Deinen Ruhm im alten Glanz —
Fahn' und Kranz.

Und nun nenne ich mich mit ausgezeichneter Hochachtung und einem freundlichen Gruße an Ihre Fräulein Töchter

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster und dankbarster

Diener Gilm.

An Kern. Roveretto, 14. Mai 1847.

Euer Hochwohlgeboren!

Ihre teilnahmsvolle Anzeige meiner Ernennung zum Hofpraktikanten gibt mir die Bürgschaft, daß Sie mein letztes, heißes Schreiben nicht übelnahmen. Ich wiederhole es Ihnen nochmals, daß meine Person am wenigsten dabei beteilt ist. Für meinen Vater freut es mich am meisten. Welchen Schutzengel ich in Wien hatte, können vielleicht Sie mir sagen. Ich meine immer, es hat Ihre Hand hinter den Wolken gespielt.

Sobald mein Dekret hier einlangt, mache ich mich auf nach Bruneck. Von dort aus werde ich Ihnen meine Ankunft in Innsbruck anzeigen. Anfangs Juni möchte ich in Wien sein. Vorhauser schreibt mir, daß er mich längstens in sechs Wochen erwarte. Er darf nicht fort vor meiner Ankunft. Ich freue mich unendlich, in Ihrer Gesellschaft wieder einmal Ideen zu tauschen. Ich war hier ein wahrer Einsiedler im Geiste. Übrigens war ich gern hier und gehe schwerer fort, als ich glaubte. Es liegt ein Stück Poesie in der südlichen Natur und in allem, was diese Sonne zeitigt, die sich durch alle Sinne geltend macht.

Heute hat mir Petzer geschrieben, Pfaundler gab ihm die Nachricht.

Auf baldiges Wiedersehen mit hochachtungsvoller Dankbarkeit

Ihr

ergebenster und treuester Gilm.

Wien, 16. August 1847.

Liebe Schwester!

Ich habe soeben Deinen Brief gelesen, der auf das so tröstliche Schreiben der Mama vom 27. v. M. gar nicht erfreulich lautet. Fahre nur fort, mir wenigstens alle Monate einmal Nachricht zu geben. Ich fange immer mehr und mehr an, mich in die Wiener hineinzuleben. Es ist sehr schwer, wenn man in seinen alten Tagen noch mit allen seinen Gewohnheiten und Meinungen brechen muß. Und es geht doch nicht anders. Es ist hier ein so eigentümliches Leben, daß der ausgebildetste Provinzcharakter nicht auskommt. Ich bin in meinem Leben nie so glücklich, nie so seelenvergnügt gewesen als hier. Könnte ich Dich nur an meinen Frühstücktisch setzen, auf dem Wasserglacis. Die schönste Musik, die schönsten Toiletten, die schönsten Blumen, Statuen, Vögel, die Dir auf den Tisch fliegen und die Kipfel mit Dir essen, Kinder in den Wiesen und Herden von Ziegen, die jeden Augenblick die Spaziergänger mit frischer Milch versehen — und so fängt der Tag an. In der Kanzlei ist es ebenfalls ganz herrlich. Die interessantesten Arbeiten und welche Behandlung! Das tut überhaupt hier so wohl, diese ungemeine Artigkeit und Grazie des Umgangs. Jede Wäscherin trägt sich, geht, spricht und benimmt sich mit der gleichen Tournüre wie die gebildetste Dame. Ich hatte jüngst mit einem Frauenzimmer über italienische Literatur in einem Eisenbahnwaggon ein Gespräch, das mich entzückte; angetan war sie wie eine Ballkönigin und schön und lieb, und da ich mich erkundigte, war es eine Tabakkrämerin, die ich auch gleich den nächsten Tag darauf fand. Die Tabakkrämerinnen spielen eine große Rolle in Wien. Es sind nur Mädchen und verkaufen nebst

Zigarren noch alles, was ein Mann braucht; der Tabakladen ist ein elegantes Boudoir mit Sofas und Spiegeln, und die Tabakkrämerin duftet nach Lindpomade. Um drei Uhr gehe ich zum Speisen, und dann bin ich frei — und ganz Wien liegt vor mir. Wir sind meist eine ganze Truppe junger Hofkanzleibeamten beisammen. Und dann aufs Land. Hundert und hundert der elegantesten Equipagen stehen Dir um einige Kreuzer immer zu Gebot. So fährt man eine Stunde durch die Häuser, durch die Menschen, wo überall Tanz und Theater und Spektakel aller Art ist. Abends sind die Gärten alle mit vielen tausend farbigen Glaslampen beleuchtet. Die Tanzsalons sind Gartenhäuser aus Gold und Glas. Ach, in dieser Pracht, in der Beleuchtung von 50 Gasflammen eine Quadrille zu sehen von 300 Wiener Paaren ist eine Augenweide. Und alle Tage und alle Tage an allen Orten tanzen sie. Mir ist es zu heiß. Ich habe noch nicht getanzt. Gestern waren wir auf „dem Landgut" außer dem Südbahnhofe. Es war sieben Uhr abends. Die Sonne ging groß und feuerrot unter. Wien liegt in einer ungeheueren Ebene, ach diese Beleuchtung der Stadt und der Donau, und wie in Gold gefaßt strahlten die ungeheueren, überbrückten Dammwege der Eisenbahnen, die nach drei Richtungen vom Bahnhof auslaufen. Wir sahen drei Trains abziehen, und bis sie in Linien am Horizonte verschwammen, konnten wir sie verfolgen. Als wenn drei Schlangen herausführen war es. Gott im Himmel muß selbst seine Freude haben an dem Menschen, wenn er heruntersieht wie einige tausend Menschen über die Erde fliegen. Im Landgut war natürlich Ball. Aber da waren auch Tänzerinnen, die sich produzierten, darunter ein zehnjähriges Mädchen, das spanische und polnische Tänze tanzte, daß mir beinahe die Tränen

in die Augen traten, so himmlisch schön war das Kind, so weich und so rührend alle ihre Bewegungen. Dann war ein Improvisator. Ich gab ihm selbst ein Thema, gerade die Abfahrt der drei Eisenbahntrains, die wir früher sahen. Dann war ein Bauchredner, und Beleuchtung und Feuerwerk und einige tausend Menschen essend und trinkend.

Unter artigen Menschen zu sein, fröhlich sein, Abend- und Morgenbrot einzunehmen, das sind Vergnügungen, die den Appetit nicht verderben. Die Menschen sind hier ganz anders, so heiter, so glücklich, man sieht nur lachende Augen und freundliche Blicke; an jeden Tisch kannst Du Dich setzen, mit jeder Dame sprechen, und nach einigen Worten gibt sie Dir den Arm und man führt sie spazieren. Ich habe noch gar kein trauriges Gesicht gesehen. Auch keinen schlechten Anzug. Auch die Eleganz, unter der man sich bewegt, tut wohl. Einzelnes zu beschreiben ist ganz unmöglich. Z. B. Baden und das Helenental und Belvedere und Schönbrunn. Ach Gott! ich habe nur einen Kummer, daß nicht alle Leute, die ich lieb habe, und darunter bist auch Du, nicht in Wien sind, und daß ich wieder fort muß. Noch kann ichs nicht denken, aber kommt Zeit, kommt Rat, wiederkehre ich, und das gewiß.

Grüße an alle. Dem Papa werde ich bald schreiben, zugleich auch der Mama antworten, unterdessen küsse ich sie beide und empfehle mich der Frau Tante.

Schreibe bald wieder.

An Ludwig Steub. Wien, 27. Dezember 1847.

Mein teurer, unvergeßlicher Freund!

Wenn auch nicht „Hofkammerprokuraturkonzipist-praktikant“ kann man doch Hofkanzleikonzeptspraktikant

werden. Es wäre eine interessante Geschichte, wie ich von den welschen Cousinen, von den Myrten und Orangeblüten am Gardasee auf das Wiener Pflaster kam, und ich würde sie Ihnen gern erzählen, wenn ich sie nur wüßte. Die Herren in Innsbruck hatten mich nicht vorgeschlagen. Sie hatten mich gar nicht genannt. Sie haben meinen Namen vergessen. Als ich aber mit der unendlichen Würde eines Hofbeamten in Innsbruck erschien, da schwänzelte Hofrat Mensi trunken lächelnd auf mich zu — und küßte mich. Ach, der gute Mann hat den Dichter geküßt und weil er weiß, wie der Sand österreichischer Bureautische den Quell des Liedes verschlemmt, so hat er mir seine Stimme nicht gegeben, damit der Dichter nicht dem Beamten zum Opfer falle.

Ist es mir doch, als lägen wir zusammen in den Gastbetten zu Brixen und plauderten im Dunkeln. Denken Sie noch an jene Nacht? Ach, damals hatte ich noch wilde Rosenblätter in den Haaren und den harzigen Waldgeruch in den Kleidern und den Morgengesang der Amsel in der Kehle. Ich war ein König. Hier bin ich ein Proletarier der Straße. Lentner hat es mir vorausgesagt. Aber ich atme schon wieder Freiheitsluft, ich habe Hoffnung, viele Hoffnung, in ganz kurzer Zeit Gubernialkonzipist in Innsbruck zu werden. Und wenn Gott will, komme ich zu Lentners Hochzeit mit dem Staatsrock und dem Zierdegelein, mit denen mich der „freie Schwabe“ so höhnisch kleidete. Ich habe mich lange herumgetragen mit „Liedern eines Verwiesenen“. Sie wollten aber nicht keimen. Als ich von Rovereto fortging, hatte ich im Sinne, Meran zu besuchen. Ich sagte es dem Gubernialrat Kempter, der ein sehr freisinniger Mann ist. Er bat mich, es nicht zu tun. Ich versprach es ihm. Es war vielleicht eine Schwäche von mir — aber ich habe selbst am meisten dabei gelitten, denn ich

liebe Lentner warm und aufrichtig. Nun sitzt er wieder in Meran und wartet bis sein Kastanienbaum blüht, und ist glücklicher als ich. Im Frühjahr hoffe ich ihn zu sehen. Und Sie? Gibt es für Sie keinen vierten Sommer in Tirol? Wenn der Schnee schmilzt auf den Bergen, und das braune Wasser durch die Wälder rieselt und die Sonne das frische Grün verklärt — lockt es Sie dann nicht zu uns? Möchten Sie nicht wieder den schmalen Pfad durch das rotblühende Haidefeld mit mir gehen, Reischach zu, in der reichen Szenerie von Berg und Wald, von Burgen und Dörfern? Ich erquicke mich selbst an diesen Erinnerungen — sie gehen durch meine Träume und durch die üppigen Wiener Straßen und steigen wie eine neugeborene Welt aus dem Schlamm der Wiener Literatur!

Wenn das Herz so krank, so vergiftet, so verfault ist, was soll denn aus den Gliedern werden? Es will mir auch nichts Rechtes gelingen hier. Seit dem verpönten Schützenlied: „Schützen singt, es ist befohlen" aus Rovereto bin ich ganz still geworden. Ich weiß nicht, liegt die Wiener Stickluft so schwer auf mir, oder hat das Grab, das sich über meinem Vater schloß, sein ewiges Schweigen mir mitgeteilt. Aber es wird schon wieder werden.

Von Bruneck kam ich Mitte Dezember 1845 fort, [kam nach Rovereto] und blieb dort bis Pfingsten d. J. Am 1. Juli d. J. traf ich in Wien ein. Von Rovereto aus kam ich öfter nach Bruneck, der „Lieb" wegen und des Stadtls wegen und der lieben Berge Pustertals. Übrigens war ich nicht ungern in Italien. Die Natur ist so süß, so lind, so beschwichtigend! Es liegt ein Ton, ein Hauch in den italienischen Nächten, der berauschend auf die Seele wirkt. Ich kannte diese weiche Stimmung früher nicht. Ich konnte mich in dieser neuen Empfindung gar nicht be-

wegen. Wenn ich ein Lied mache, versetze ich mich noch immer in einen Brunecker Wald.

Das ist die Geschichte meines Lebens, seit wir uns nicht mehr sahen. Meine Gesinnung ist unverändert geblieben, und meine Freundschaft und Verehrung für Sie hat sich vergrößert, durch Ihre drei Sommer in Tirol; den Dank für Ihre freundlichen Bemerkungen über mich wollte ich durch Lieder aussprechen. Aber es war damals eine ungünstige Zeit für mich. Ich mußte so bescheiden sein! Zwei kleine weiße Hände haben die Fäden meines Schicksals zwischen den Fingern. Sie können und werden mir nicht Zumutungen machen, wie sie Lentner mir machte. Habe ich doch mich selbst mehr zu fürchten als das Hetzen meiner Freunde. Inneres und Äußeres ist in einem schrecklichen Zweiklang gerissen und diese Disharmonie ist die Krankheit, an der ich sterben werde. Es kann nicht anders sein. Könnte ich in München leben, unter den Ihrigen — ich wäre gerettet.

Wenn ich nicht so viel zu tun hätte — denn ein Hofkanzleipraktikant ist eine Schnellschreibemaschine — würde ich Ihnen einige neue Lieder senden. Aber ich möchte auch wieder einmal Ihr liebes Freundeswort hören. Also Wort um Wort! Sie schreiben mir und sogleich sollen Sie die Lieder erhalten. Wenn Sie das früher genannte Schützenlied noch nicht kennen, so melden Sie es mir; das müßte ich Ihnen vor allem schicken, weil ich glaube, daß es etwas Frisches ist, was man auch im lieben Bayern lesen kann. Sie sind so überschwenglich glücklich in Ihrem München, und es braucht gewiß das unverwüstliche Phlegma des lieben Michels, um aus München kein deutsches Florenz zu machen. Höchstens daß ein Hahn kräht in der Morgenstunde. Es ist gar nicht schön, so ohne Lust und Freude den

Ultramontanismus, Zensur und Jesuiten zu Grabe zu tragen, als wären es liebe, gute Bekannte. Aber das ist der Deutschen vermaledeite Gemütlichkeit, die noch für den Henker ein tränenfeuchtes Auge hat. Also ein Brief, mein lieber Freund! Denken Sie, daß ich auf diesen Brief hoffe! Sie haben mir schon viele „Unarten“ verziehen, verzeihen Sie auch dieses verspätete Schreiben, mit dem neuesten und frischesten Ausdruck der Freundschaft und Liebe Ihres Bruders Gilm.

Wien, 8. Jänner 1848.

Meine liebe Schwester!

Wie geht es Dir? Was machst Du? In welchen Kreisen drehen sich Deine Gedanken und Deine Empfindungen, wo nisten sie? Diese Fragen stelle ich mir sehr oft, denn ich hänge mit sehr vieler Zärtlichkeit an Dir, wenn ich auch nicht immer den Ausdruck, d. h. den rechten dafür finde. Aber wie der Künstler an seiner liebsten Schöpfung immer ändert und verbessert, so geht es auch mir, womit ich mir nach und nach die Ironie „eines galanten Bruders“ auf den Hals lud. Mir scheint, Du hast keine rechte Aufrichtigkeit mehr gegen mich. Wohin führst Du denn all den Schutt Deiner bauenden Seele? Einen Vertrauten muß jedes Herz haben, soll es nicht zusammenfrieren. Aber vielleicht genügt Dir Dein Beichtvater. In dieser Bemerkung liegt nichts Sarkastisches. Da ich aber keine solchen Ressourcen habe, so muß ich schon wieder den Weg der Natur betreten, der nie — nie irreführt, und da bist Du denn das erste, vielleicht einzige Wesen, das mich in allen meinen Unverständlichkeiten versteht, in allen meinen Unbegreiflich-

keiten begreift und bei allen meinen Unarten liebt. Für mich ist also kein Raum in Euerer künftigen Wohnung und ich muß in Innsbruck wieder à la Garçon fortleben, ungeachtet ich dessen so herzlich müde bin. Die Mama hat mir dieses in ihrem Briefe vom 4. d. M. gar hübsch auseinandergesetzt und mir meine künftige Stellung gar lockend vorgemacht, als ob ich meinen Vorteil, meine Bequemlichkeit, mein Vergnügen zu Rate gezogen hätte, als ich die Bitte auszusprechen wagte, daß wir beisammen bleiben wollen. Es wird mir dieses Separationssystem gewiß schlecht ausgelegt. Ich kenne meine Innsbrucker; und ich werde den Brief Mamas recht sorgfältig aufheben. Es freut mich bei diesen Verhältnissen gar nicht mehr, nach Innsbruck zu kommen Wenn man nicht im Hause wohnt, ist man nicht zu Haus. Man will oft Besuch machen und kommt nicht zu, man ist geniert und nicht bequem, und endlich kommt man sich fremd vor. Eine Zimmertür trennt freilich keine Herzen, auch Berge nicht, auch nicht das Grab — aber es liegt im Zusammenleben allein die Möglichkeit jener innigen Verbindung, wie ich sie als väterliches Vermächtnis zu verstehen glaubte. Und das nennt die Toni Poesie? Und sie hat recht, ohne es zu wissen. Euch ist die Poesie nur eine Lüge, die Dichtung nur eine Erfindung, der Dichter nur ein Märchenfabrikant. Das muß sogar sein von Eurer Stellung, in der Ihr die Dinge anseht.

Aber die Toni ist gereizt, und es freut mich, daß sie es ist — das ist die Geschichte der Perle.

Aber es ist schon wieder drei Uhr und ich muß in mein Gasthaus zu Erzherzog Karl. Der Fasching hat gestern mit einigen 20 öffentlichen Bällen begonnen, die Theater sind außerordentlich beleuchtet, Blumenbuketts für

Hand und Brust an allen Ecken, Ballkleider allüberall — der Fasching ist da. Er wird auch wieder gehen — und ich vielleicht mit ihm, zuerst in die Pusterer Berge und dann zu Euch — ein Nachmittagsbesuch. Schreibe bald, schreibe viel, lad ab, was zu schwer ist, und plaudere mal eins. Dein alter Bruder.

Wien, 20. Februar 1848.

Meine liebe Schwester!

Heute ist ein wahrer Frühlingssonntag; die Straßen voll Sonne und die Leute sehen alle so glücklich aus. Es ist eine schöne Sache um die Pflastertreterei in Wien. Ich bin soeben mit dieser edlen Beschäftigung fertig geworden. Die Millionen Linden auf dem Glacis sind zwar noch ohne Blätterschmuck, dafür wimmelt es aber von lebenden Blumen. Weißseidene Kleider mit blau- und grünsamtenen Tuniken allüberall, das sind die Veilchen und Maienglöckchen. Ich habe im k. k. Volksgarten gefrühstückt, gegenüber das ernste Bild des Kaisers Franz, neben mir eines jener verlorenen Kinder, die nicht waschen und nicht spinnen und doch schöner gekleidet sind, als Salomon in seiner Herrlichkeit. Dann kam eine respektable Familie: Vater, Mutter und drei Töchter. Wir saßen alle an einem Tische, wildfremd, und sprachen miteinander wie die besten Freunde der Welt. Wir haben einmal miteinander gefrühstückt und sehen uns wahrscheinlich nicht mehr auf dieser Welt. Das ist alles. Nun sitze ich in der vereinigten Hofkanzlei und werde wahrscheinlich noch länger da sitzen, denn das „Schreckliche“ ist eingetreten. Auf dringendes Verlangen einer alten frommen Person wurde Landrichter Froschauer als erster

Kreiskommissär für Rovereto Seiner Majestät vorgeschlagen. Es ist nicht zu vermuten, daß der Staatsrat den alleruntertänigsten Antrag der Hofkanzlei verwirft. In Österreich betet einer dem anderen nach. Das ist nicht bloß figürlich wahr. Obgleich dieser „Schlag“ auch meine Anstellung verzögert, bringe ich es doch nicht zur Verzweiflung Fischers und Konsorten. Ich gebe mir alle Mühe, recht traurig und niedergeschlagen zu sein. Aber heute will es schon gar nicht gehen, vielleicht gelingt es mir morgen. Du meinst zwar, in einem Jahre könne man, oder vielmehr ich, das Wiener Leben satt werden. Ich glaube, man kann sogar des Lebens überhaupt satt werden. Ich habe auch schon solche Anwandlungen gehabt. Und wer nicht? Aber wer das Leben liebt, wer ein freudiges und dank bares Kind des Gebers aller Freuden ist, der kann hier nicht verdrießlich werden. Es gibt keine Langeweile hier. Die Langeweile ist aber der Grund und die Wurzel alles Bösen. Sie ist die gefährlichere Schwester des Müßiggangs. Sie entnervt und tötet alle strebenden Gefühle im Menschen. Der Mensch ist für sich allein gar nichts. Nur die Gesellschaft macht den Menschen aus. Gott hat sich auch den Menschen nicht allein gedacht. Es ist nicht gut, daß er allein sei. Hier aber ist alles vereint, die Seele in fortwährender Aufregung zu erhalten. Die Muster des Edelsten und Schönsten in Kunst und Natur gemahnen uns fortwährend an das Unsterbliche im Menschen. Und dazu das Liebenswürdige, das Anmutige, das dem Diamanten erst eine Farben gibt, das Fröhliche und Heitere, das die Wiener für alles das entschädigt, was die Polizei ihnen genommen hat. Deine Art, das Leben anzuschauen, steht freilich, Gott sei's geklagt, im größten Widerspruche mit dieser Wirklichkeit. Dir ist die Welt ein Jammertal, eine

Art Fegefeuer, das durch Schmerz und Abtötung den Menschen von allem Irdischen reinigen soll. Das ist ein ungeheurer Irrtum, meine liebe Schwester. Von da gehen unsere Wege auseinander, und wenn die angeborene Geschwisterliebe an diese Pfade gebunden wäre, dürften wir uns schwerlich wieder begegnen. Aber Gott sei Dank, die Natur behält recht, und ich bin überzeugt, daß ich nicht weniger von Dir geliebt werde, wenn ich kein Wort glaube, was in Deiner neuen Unterhaltungslektüre, in dem großväterlichen Breviere steht. Alle Achtung, Liebe und Verehrung für den seligen Großvater. Er steht wie ein Heiliger auf den zertrümmerten Altären meiner Jugend. Aber wir sind alle Kinder der Zeit. Seine Zeit ist vorüber und wird nicht mehr kommen. Vor es Tag wird, sind die Gipfel der Berge beleuchtet. Siehst Du es nicht brennen und leuchten auf allen Höhen der Menschheit? Nur wer die Augen gewaltsam verschließt, wer freiwillig in den Keller steigt, kann den heranbrechenden Tag nicht sehen. Und dieser Tag ist die politische und religiöse Freiheit, für die die edelsten Völker schon ihr Blut verspritzten, für die ganz Italien gegenwärtig kämpft und die auch wir Deutschen früher oder später erlangen werden. Der deutsche Michel ist etwas langsam, aber sicher. Siehe, liebe Schwester, es ist gut, daß wir uns verständigen. Gestritten und gezankt haben wir schon oft, und es war wohl töricht von mir. Das Blatt, das im Winter noch einsam am Baume hängt und sich prahlt, hat keine Zukunft. Der erste Frühlingsregen wird ihm das klar machen. Übrigens, wenn Du aus Pietät gegen den seligen Großvater das Brevier liest, so mußt Du aus Pietät gegen den seligen Vater, der Dir doch gewiß näher steht, auch täglich die „Allgemeine Zeitung“ lesen. Bekenne nur, mein klerikales Schwesterchen,

es ist nicht der Großvater allein, der Dich zu dieser beschaulichen Lektüre treibt. Warum hängst Du Deiner theologischen Geistesrichtung solche „Naturgefühle" um? Mich betrügst Du nicht. Ich rate Dir aber, lies das Brevier nicht. Stelle es auf in Deinem Kasten, wie eine Erinnerung, wie eine Rose aus der Liebeszeit, aber lies es nicht. Ich achte Dich zu sehr, um Dir einen Rat ohne Gründe zu geben. Die Religion soll in der Brust des Weibes nichts anderes sein, als eine Empfindung. Der Kopf soll gar nichts wissen von diesem geistlichen Departement des Herzens. Der bringt nur heillose Verwirrung hinein und derangiert alles. Was dächtest Du von einem „Liebenden", der die Ergüsse seines Herzens aus einem „Briefsteller" nähme. In dieser Lage bist Du mit Deinen Erbauungsbüchern. Statt einem heißen, glühenden Gedanken Deiner Seele, gibst Du dem „Gegenstand Deiner Anbetung" die „gemachten Worte" eines anderen. Lies das Brevier nicht, aus Achtung vor Dir selbst, und wenn Du einmal denn doch eine „Passion" hast für Breviere, so lies Schefers Laienbrevier. Laß den theologischen Kram den Leuten vom Handwerk. Die Religion eines Weibes hat nichts damit zu tun, und es ist ebenso lächerlich, eine Dame mit einem Brevier zu sehen, als mit einer Zigarre und einem Glas in das rechte Auge gepreßt. Nimm mir das nicht übel, ich schreibe nicht, ich plaudere gern mit Dir, und Du weißt, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Suche Dir aus meiner Kiste etwas aus, wenn Du lesen willst.

Deine Schlittenfahrt mit Franz und Toni hat mich ergötzt, nur schade, daß ich gar nicht weiß, wo der Berg des heiligen Blasius ist. Ich glaube, der Heilige hilft nur für das Zahnweh und Franz, mit seinem Grimmen, hat sich im Arzte geirrt. Du schreibst, Franz sei doppelt hinter

Euch drein gegangen. Du gebrauchst manchmal sehr kühne Bilder und man hat Mühe, dem Fluge Deiner Phantasie nachzukommen. Übrigens, geht öfter aufs Land, und wenn man im Theater einmal das Lustspiel gibt „Er muß aufs Land", so gehe auch hinein, und ich gebe Dir meine heiligste Versicherung, Du hast weder Zeit noch Geld verloren.

Gestern habe ich mir um 25 kr. die Elle sehr schöne Leinwand gekauft. Der Luxus in Männerhemden übersteigt alle Begriffe. Es sind Männerhemden in den hiesigen Auslagen um 50 fl. K. M. das Stück. Man weiß erst, was weibliche Arbeit ist, wenn man diese Stickereien der Bruststreifen sieht. Jüngst hatte ich ein Battisttuch in der Hand, das 110 fl. K. M. kostete. Ich hätte nicht 1 fl. dafür gegeben, denn dareinschneuzen kann man nicht. Ich habe mir auch um 6 fl. ein Dutzend Battisttücher gekauft, so fein, wie Du vielleicht nie eine Leinwand sahst. Die Hemden werde ich mir hier machen lassen. Die Näherin verlangt zwar 2 fl. K. M. für das Stück, ich werde aber eine wunderschöne Arbeit erhalten, jeden Busenstreif, Aufschläge und Krägen doppelt gesteppt. Weißzeug ist das Einzige womit die Mode gegenwärtig Luxus treibt. Bei einem echten Kavalier kostet das Hemd mehr, als alles übrige was er hat. Besonders sind alle Schmucksachen in den Rayon der Schneider-Lions gefallen und eine goldene Kette und dergl. ist das sicherste Zeichen eines Schusterjungen. Jüngst bin ich auf einen Ball drei Stunden gefahren, das heißt im Wagen gesessen, denn der Weg ist nur eine halbe Stunde Gehweite. Aber es waren 1500 Wagen in einer Reihe und keiner darf dem andern vorfahren. Um 10 Uhr stieg ich auf der Freyung in den Fiaker und um 1 Uhr war ich im Sofiensaal auf der Landstraße, der im Sommer

ein Schwimmbassin ist, wo ich oft herumplätscherte. Das gehört auch zu den Wiener Freuden. Jede Dame erhielt einen Fächer mit der Ballordnung in allerliebsten Miniaturbildern und einen Blumenstrauß. Es wurden 3000 Fächer verteilt, wovon jeder gewiß 3 fl. Münze kostete. Das Billet zum Eintritt kostete 5 fl. K. M. Es waren über 10.000 Menschen auf dem Ball, also eine Einnahme von 50.000 fl. Diese Zahlen können Dir einen kleinen, aber nur kleinen Begriff eines Wiener Balles geben. Und dann diese strahlenden Mädchen, reizend, daß man beinahe die Augen schließt, sie blenden. Heute gehe ich zuerst in das Burgtheater, wo „Kabale und Liebe" gegeben wird, das ist ein Hochgenuß, und dann in das Elisium. Die Extreme berühren sich. Ich umarme Dich und bedauere nur noch, daß Deine vielseitigen Gedanken in Deinem Briefe keinen Raum gefunden haben. Du kannst Dich ungeniert gegen mich aussprechen. Verstanden? Grüße an alle im Haus.

Hermann.

An Landrichter Anton Petzer in Bruneck. Wien, 14. März 1848.

Wenn es möglich ist, mit zitternder Hand die unermeßlichen Ereignisse des gestrigen Tages zu beschreiben, so will ich es versuchen. Gestern Kampf, Blut und Tod in allen Straßen, fürchterliches Geschrei um Freiheit, die heute die Stadt schmückt wie eine Braut, aus allen Fenstern fliegen weiße und rote Kokarden, Kränze, Bänder, Fahnen, die Luft in der Kärntnerstraße, dem Graben, Kohlmarkt, Stephansplatz wimmelt von tausenden solcher befiederten Boten der Freiheit. Dazu der unermeßliche Jubel

dieser unermeßlichen Menschenmenge, die Züge der neugeschaffenen Nationalgarde aus Studenten und Arbeitern, jeder ein weißes Band um den Hut und eine Kokarde an der Brust. Doch ich will den Ereignissen nicht vorgreifen und ruhig erzählen, wie diese nie geahnte, von keinem Menschen vorausgesehene Wiener Revolution geschah.

Am 12. März, Sonntag, hielten die Studenten in der Universität unter der Leitung sämtlicher Professoren eine Versammlung, wo sie eine Adresse an den Kaiser beschlossen, worin Preßfreiheit, Mündlichkeit und Öffentlichkeit der Gerichte, Austreibung der Liguorianer und Jesuiten, Verantwortlichkeit der Minister und Aufhebung der Verzehrungssteuer die Hauptpunkte bildeten. Eine Deputation wurde erwählt, die Adresse, die von allen Studenten und Professoren unterschrieben war, an den Kaiser zu bringen. Zugleich wurde beschlossen, sich am Montag, 13. März, früh um 9 Uhr in der Herrengasse vor dem niederösterreichischen Ständehause zu versammeln und der auch von den n.-ö. Ständen beabsichtigten Adresse mehr Nachdruck zu geben. Die Stände eröffneten ihren Landtag ruhig, obgleich eine große Menschenmasse auf den Beinen war, jedoch die Elite der gebildeten Welt. Ich sah bis zehn Uhr keinen zerlumpten Menschen in der ganzen Herrengasse. Unterdessen hatten auch die Studenten sich wieder in der Universität versammelt und ein Tiroler, hört es: ein Tiroler! — Putz heißt er — hielt eine Rede, die unbeschreiblichen Eindruck machte. Plötzlich verbreitete sich in der Herrengasse das Gerücht, es seien Studenten verhaftet worden. Das war das Signal, die Ouvertüre dieses Dramas und der erste blutige Akt beginnt. Die schon aufgeregte Menge will in das Ständehaus dringen, wo die Reden immer hitziger werden; eine Abteilung Grenadiere

und Pioniere halten den Eingang besetzt. Die Unglücklichen geben Feuer in diese kompakte, vielleicht aus 6000 Menschen bestehende Menge. Rasendes Geheul! In einem Augenblick sind die wenig Mann über den Haufen geworfen. Der Eingang ist frei; über einige Tote geht der Weg in den Palast. Alles wird zertrümmert von innen, die Möbel aus den Fenstern geworfen; es soll eine rasende Szene gewesen sein. Ich war nicht dabei, sondern arbeitete ruhig im Bureau. Aber um 12 Uhr mittags schlug es überall Generalmarsch, man hörte das Trompetengeschmetter der Kürassiere. Nun eilte ich mit dem Konzipisten, Baron Doblhoff, in die Straße. Wir kamen auf den Hof. Da war eine imposante Militärmacht aufgestellt, Kanoniere standen mit brennenden Lunten bei ihren Kanonen, ein Bataillon Grenadiere und zwei Eskadronen Kürassiere bildeten ein Karree, das nur auf einer Seite gegen das städtische Zeughaus zu frei war. Eine Menge Menschen wogte auf diesem Platze, viele Damen und die nie fehlenden kleinen Gamins. Es war wie bei einer Wachparade. Plötzlich erschien Erzherzog Albrecht, Wiens Oberkommandierender, mit glänzendem, zahlreichem Generalstabe. Einige Vivats wurden da noch laut. Bald darauf stürmte eine ungeheure Menschenmasse die Freyung herauf mit Stangen und Holzscheiten, um das städtische Zeughaus zu stürmen. Da ritten die Kürassiere an in Karriere, man sah nichts mehr als einen schwarzen Menschenknäuel und hoch darüber die weißen Mäntel der Kürassiere mit den blitzenden Säbeln. Es war ein fürchterlicher Augenblick; neben mir fiel ein Mädchen zusammen, ich konnte sie nicht mehr retten, ein Geschrei, wie man es nie mehr vergißt, wenn man es einmal gehört hat; ich sah nur noch einen dicken Rittmeister, der wütend herumhieb, vom Pferde fallen,

dann war ich unter das Tor gedrängt und — Gott sei Dank! außer Gefahr.

Nun ging es in allen Straßen los. Die Tore waren alle gesperrt. Bei allen öffentlichen Gebäuden wurden die Fenster eingeschlagen, die Themis vom Stadtgericht auf die Straße herabgerissen, da wurde abermals gefeuert und mehrere Bürger blieben; ebenso bei der Polizeidirektion, wo die Polizeisoldaten aus den Fenstern auf die dichtgedrängte Menschenmenge schossen. Einem Freunde von mir wurde bei dieser Gelegenheit sein Nachbar vom Arme weggeschossen. In allen Vorstädten läutete die Sturmglocke, die Erbitterung stieg mit jeder Minute, überall wurden Reden gehalten, das Liguorianerkloster gestürmt, alle Schilderhäuser zertrümmert und die Bretterteile im Triumph herumgetragen. Noch war kein Bürgermilitär zu sehen, obgleich man schon überall schrie: „Bürger heraus!" Um 3 Uhr wurden die Bürger zusammengetrommelt.

Es beginnt der zweite Akt. Wo ein uniformierter Bürger erschien, wurde er von einigen hundert Menschen mit Jubelgeschrei, Umarmungen, Hüteschwenkungen und Händeklatschen auf den Sammlungsplatz begleitet, das Militär auf allen Straßen und Plätzen ausgepfiffen und verhöhnt. „Nieder mit Metternich, keine Russenallianz, Freiheit! Waffen!" Das war das Geschrei, das von tausend und tausend Menschen beinahe die Häuser erschütterte. Ich sah auf der Freyung den Erzherzog Albrecht unter einem Gepfeife über die Freyung sprengen, wie ich in meinem Leben solche fürchterliche Töne nicht hörte.

Es ist 6 Uhr abends. Kleingewehrfeuer rollt aus der Ferne. Das neue Burgtor wird von den Vorstadtarbeitern gestürmt. Das eiserne Geländer der Brücke muß als Mauerbrecher dienen. Die Grenadiere auf der Bastei geben Rotten=

feuer. Hier fielen am meisten Menschen. Während dies auf dem Glacis vorgeht, marschiert das erste Bürgerregiment mit lufterschütternden Jubelrufen gegen die Burg. Mitten im Kohlmarkt sperrt eine Kompagnie Grenadiere die Straße. Die Bürger zeigen die Ordre, die Wache zu übernehmen, die Grenadiere weichen nicht, es kommt zum Bajonettkampf, die Trommeln wirbeln, die hintennachdringende Menschenmasse glaubt, es werde Feuer kommandiert. Schreckliche Flucht. Ich mitten darunter. Viele Dämchen und Weiber, dabei zwei ohnmächtige Frauenzimmer liegen vor dem Daumischen Kaffeehause. Ich hörte Flüche, Ausdrücke und Reden, wie sie in den fürchterlichen Tagen der ersten französischen Revolution fielen. Alle Läden, Wein- und Kaffeehäuser sind schon seit 12 mittag geschlossen. Züge mit Fahnen ziehen überall herum: „Freiheit! Freiheit!“ ist der fortwährende, nie aufhörende, hunderttausendzüngige Schrei. Das Schottentor wird erstürmt. Die Vorstädter stürmen herein, vor dem Polizeigebäude ein zweiter blutiger Kampf, ebenso am hohen Markt und auf der Freyung. Ein wunderschöner junger Student mit einem Säbelhieb über das Gesicht wird auf einem erbeuteten Stabsoffizierspferde von einigen tausend Menschen über den Stephansplatz geführt; ein Knirps von neun Jahren mit einer Fahne führt das Pferd. Aus allen Fenstern klatschen die Damen dem jungen Helden entgegen. „Hut ab!“ schallts durch die Menge, und mit entblößten Köpfen begleitet die Menge den bleichen, blutigen Mann, der mit beiden Händen Küsse wirft.

Unterdessen war eine Bürgerdeputation beim Kaiser. Man verlangte 1. gleich Einstellung des Blutvergießens, 2. Abdankung des Metternich, 3. Errichtung einer Nationalgarde. Wenn diese drei Punkte nicht auf der Stelle be-

willigt wären, stände jetzt ganz Wien in Flammen. Die Aufregung war fürchterlich. Wütend liefen nicht bloß Arbeiter und Studenten, sondern sehr vornehm aussehende Leute herum. Die Frauenzimmer waren mitten in den Straßen, wo es Kugeln hagelte. „Alles für die gute Sache!" sagte mir ein reizendes Kind, das einem Bürgergardisten mit einer kleinen, tadellos behandschuhten Hand entgegenklatschte. Überhaupt gab es gar keine Furcht, die ganze Bevölkerung war auf den Straßen und dichtgedrängt. Als die Abdankung des Metternich und die Errichtung einer Nationalgarde bekannt wurde, ging ein Jubel durch alle Straßen, der gar nicht mehr enden wollte. Auf dem Judenplatz wurde bekannt gemacht, daß jeder, der Waffen verlangt, Waffen erhält. Das Zeughaus in der Renngasse (Milit.) und das städtische waren offen. Jede Minute kam eine Schar bewaffneter Zivilisten mit uralten, roten Fahnen, die vielleicht viele hundert Jahre das Licht der Sonne nicht mehr sahen, zum Vorschein. Überall jubelnder Empfang.

Es beginnt von diesem Augenblick der dritte Akt. Es ist 7 Uhr abends. „Lichter heraus!" schreit ein Zug auf dem Stephansplatz. Und in fünf Minuten war ganz Wien ein Feen-Lichtmeer. Ich sah nie eine so vollständige und schöne Beleuchtung. Der Graben war wie ein großer Tanzsalon, alle Fenster mit Damen besetzt, die den ersten Studentenkompagnien ihre Tücher entgegenschwenkten. Überall Züge mit den abenteuerlichsten Fahnen. Die kleinsten Buben trugen Stangen mit alten Wiener Journalen behangen und schrien: „Preßfreiheit!" Das Militär weicht überall zurück und die bewaffnete Volksmasse bezieht die Posten. Nur die Burg ist wie eine Festung von Militär besetzt. Das ganze Kürassierregiment reitet ab und auf das Glacis. Alles ist

friedlich und voll Freude. Aus den Häusern kamen auch die Furchtsamsten und die Revolution ist schon ein Fest. Nur Gläserklirren hört man noch und fortwährendes Jubelgeschrei. Jedes Fenster, das nicht beleuchtet ist, wird unbarmherzig zerschmettert. Der erzbischöfliche Palast teilt zuerst das Schicksal. Doch nach einigen Wiener Pflastersteinen fanden hochwürdige Herren auch für gut, Lichter herauszustellen. Zudem war der schönste, mildeste Frühlingsabend. Die ganze elegante Welt beschaute sich die Spuren der großen Wiener Emeute in der Nähe. Die größte Zerstörung ist bei der Hofapotheke und gegenüber derselben.

Ich ging Arm in Arm bis 1 Uhr durch die festlich beleuchtete Stadt spazieren. Wien war in dieser Zeit die freieste Stadt der Welt. Jeder tat, sprach und schrie, was er wollte. Wo zwanzig Menschen standen, machte einer den Volksredner. Für die Stadt war nichts mehr zu fürchten. Aber schrecklicher drohten die Vorstädte. Man hörte schon, daß alle Akzisehäuser brennen, die Gaslampen löschen aus, alle Gasröhren wurden zerstört, das Gas brannte auf der Landstraße und in Mariahilf in Riesenflammen aus der Erde heraus. Aber ich getraute mich nicht auf diesen Boden und ging um 1 Uhr nach Hause.

Es war der merkwürdigste Tag der österreichischen Geschichte, der 13. März. Einige Studenten haben diese alte, bemooste, sich unwiderstehlich glaubende Regierung über den Haufen geworfen. Das alte System ist mit Metternich gestürzt. Es beginnt eine neue Zeit. Wien steht wieder mitten in Deutschland und hat sich an diesem glorreichen Tage den Dank jedes Deutschen erworben.

14. März. Ich komme um 7 Uhr auf die Straße. Überall die größte Ordnung. Zahlreiche Truppen der Zivil-

garde (Wehrmann! ruft eine der anderen zu) ziehen mit alten, dumpfen Trommeln, Musketen, die aus dem 30jährigen Kriege herstammen, und aller Art Fahnen herum. Ein Dämchen nahm ihre roten Bänder von ihrem allerliebsten Häubchen und reichte es einem Wehrmann. Da schrien sie alle: „Bravo! bravo!" Was tat die Grisette? Sie warf das ganze niedliche Bändergewebe in den Haufen, das augenblicklich in Stücke gerissen wurde.

Im Kaffeehaus erfuhr ich die Taten der Vorstädte: Raub, Plünderung, Brand allüberall. Die Linie ist überall frei, es gibt keine Finanzwache mehr, auch die Polizei ist verschwunden, als wenn sich die Erde aufgetan hätte, sie zu verschlingen. Die Wehrmänner ziehen nun in Massen in die Vorstädte, in allen Straßen von Bändern und Kokarden beworfen. In diesem Augenblicke, 3 Uhr nachmittags, sind 8000 Musketen verteilt. Auf einem Balkon am Graben warf eine schöne Dame einen ganzen Korb von niedlichen Kokarden herab, die augenblicklich in den Händen der Gamins waren. Das Geklatsche und das Tücherwehen an den Fenstern ist ein Anblick, den man zeitlebens nicht mehr vergißt. Um 12 Uhr erschien eine Proklamation, Preßfreiheit, Nationalgarde, Volksbewaffnung sind bewilligt, Konstitution und Austreibung der Jesuiten stehen in Aussicht. Es langen soeben 2000 Studenten aus Preßburg und Prag an. Prag ist ebenfalls im Aufstand. Es ist kein Militär mehr in der Stadt. Die armen Leute fallen beinahe vor Erschöpfung um. Erzherzog Albrecht ist verschwunden. Er hat feuern lassen und der Haß gegen ihn furchtbar. Metternich ist abgereist. Heute Nacht soll das Palais des Erzherzogs Albrecht demoliert werden. Wien und alle seine öffentlichen Gebäude sind ganz in den Händen des bewaffneten Volkes. Die Offiziere reden sehr freundlich

mit ihren Leuten. Es ist alles umgewandelt und nicht mehr zu erkennen. Wer Wien nachts am 13. März nicht sah, hat nie etwas Großes und Erhabenes gesehen. Ich muß auf die Straße, morgen mehr.

An Petzer. Wien, 15. März 1848.

Ruhe und Ordnung ist im Bereiche der Stadt überall hergestellt. Die Gemüter besänftigen sich rasch. Man sieht beinahe keine unbewaffneten Menschen. Alte Musketen, Flinten, Stutzen, Säbel, Rappiere, das sind die bisherigen Waffen der Wiener Nationalgarden. Ich bin auch schon Nationalgardist. Alle Beamten der Hofkanzlei, an der Spitze Pillersdorf, ließen sich einschreiben. Jeder Mensch, ohne Ausnahme, trägt eine weiße Kokarde, die rote Farbe ist ganz verschwunden. Die Damen teilten Schärpen und Schleier in Menge aus. Fahnen sind tausend und tausend, die meisten aus gespendeten Damentoiletten zusammengesetzt. Auf den Plätzen sind ungeheure Tische, wo man sich zur Nationalgarde einschreibt. Wir werden hübsche Uniformen und neue Gewehre bekommen. Gestern war die Stadt ganz vom Militär befreit. Alle Wachen, alle öffentlichen Gebäude besetzt die Nationalgarde, die Presse ist frei und das alte System gänzlich gestürzt. Verhältnismäßig hat dieser unermeßliche Gewinn wenig Blut gekostet.

Einige wollen zwar über 200 Tote annehmen, aber die Stadt zählt gewiß nicht mehr als 20 bis 30. Was in den Vorstädten geschieht, weiß man freilich nicht. Mehrere Fabriken liegen in Asche. Ein Finanzwächter wurde lebendig in das brennende Akzisehaus geworfen. Es werden überhaupt Schändlichkeiten erzählt, die ich nicht nachschreiben will.

Morgen ist das feierliche Leichenbegängnis der Gefallenen. Vier Frauenzimmer sind darunter. Überhaupt die Damen in Wien haben eine Hauptrolle gespielt und jeden Augenblick hört man wieder eine interessante Geschichte. Gestern nachts lag die ganze Garnison auf dem Josefstädter Glacis im heftigsten Regen. Kein Mann kam in eine Kaserne oder Obdach. Das Kommando hatte nach Albrecht der Fürst Windischgrätz, der behielt es nur einige Stunden; weil er nicht gefiel und die Aufregung stieg, ist Fürst Liechtenstein Kommandierender. Gestern nachts waren alle Vorstädte beleuchtet. Ich stand um 9 Uhr mitten unter diesem Militärlager. In einem unermeßlichen Halbkreis die Vorstädte mit ihrer Million beleuchteter Fenster, vor und neben mir die Soldaten lachend, singend, schlafend, überall die Gasflammen aus den abgebrochenen Laternensäulen, in wahren Höllenflammen emporlodernd, dann Trommelschlag allüberall.

Wien ist nicht mehr zu kennen. In einer Stunde hat es seinen ehemaligen Charakter verloren. Keine Equipage, kein Fiaker zu sehen, nichts als Waffen und Volkshaufen und ein Redner unter ihnen. Wer hätte dieses den Wienern zugetraut! Wer hätte geglaubt, daß sie sich von ihren Fleischtöpfen erheben würden? Theater, Fasching, Konzerte, alles ist vergessen. Der „Löwe" steht neben dem zerlumpten Arbeiter in Reih und Glied; es ist komisch, diese gelben Glacéhandschuhe diese alten rostigen Musketen-Feuerschlösser aufspannen zu sehen. Jede Stunde erscheint eine neue Proklamation. Die Stände aller Provinzen, mit Ausnahme Ungarns, sind auf den 1. Juli nach Wien einberufen. Da wird die erste österreichische Konstitution beraten werden. Es gibt keinen Rückschritt mehr, Ihr werdets nicht glauben, aber man muß diese Massen, diesen allgemeinen Schrei

nach Verbesserung der Zustände gehört haben, um den Ernst zu begreifen. Kaiser Josef hat einen Blumenkranz auf dem Haupte und in jeder Hand eine weiße Fahne. Auf der einen steht „Preßfreiheit", auf der andern „Ordnung, Sicherheit". Ein Bube von 7 bis 8 Jahren stieg die Reiterstatue hinauf und führte unter unermeßlichem Jubel diese Heldentat aus. Die kleinsten Buben waren überall voran; sie waren es, die jeden Militäristen unter Pfeifen und Gezische verfolgten. Gestern abends ließ sich ein Polizeidiener sehen. Er wurde sogleich von 4 Nationalgardisten arretiert. Die Welt ist umgekehrt. Was noch alles werden wird, weiß Gott. Heute um 11 Uhr fuhr der Kaiser durch einige Hauptstraßen Wiens. Er ward mit Jubel empfangen. Heute Nachmittag bin ich in Nationalgardendienst und werde wahrscheinlich einen großen Spaziergang über die Linie machen müssen.

Nachmittag 5 Uhr. Soeben wird die Konstitution ausgerufen. Österreich ist kein absoluter Staat mehr. Die Proklamation ist in herrlichen Worten abgefaßt. Man umarmt sich, man weint. 12.000 Nationalgardisten stehen unter dem Gewehr, auf dem Bajonette das Konstitutionsedikt gesteckt. Ein Jubel, der die Häuser erschüttert! Das wird eine Nacht werden! Die Presse ist frei „wie in allen deutschen Staaten" steht in der Kundmachung.

An die Patrioten Tirols.

Am 17. März 1848.

Wir wollen nicht, daß Fürstenblut
Den Freiheitsbaum uns dünge,
Wir wollen nicht, daß Flammenglut
Der Throne Gold verschlinge.
Die Freiheit sei kein Wetterschlag,
Aus dem Gewitter drücken,

Sie sei ein junger Frühlingstag
Mit himmelblauen Blicken.

Wir wollen nicht im frevlen Wahn
Der Pflichten Fessel brechen,
Bloß frei als freier Untertan
Zum guten Fürsten sprechen.
Wir fordern nur, daß Volk und Thron
Ein Herz sei, eine Seele,
Und daß man nicht dem Kaisersohn
Des Landes Not verhehle.

Wir wollen nicht das Gotteswort
Und seine Tempel schänden,
Wir wollen nur die Heuchler fort
Aus unsern Tälern senden.
Wir fordern klares Sonnenlicht,
Nicht Rauch aus tausend Kerzen
Und lassen unsre Freude nicht
Mit trüben Farben schwärzen.

Wir wollen alle Brüder sein,
An Deutschlands Brust uns schmiegen,
An Inn und Eider, Donau, Rhein
Uns in den Armen liegen.
Frisch auf, Tirol, und wag' es, frei
Dem Licht ins Aug' zu schauen,
Frisch auf, Tirol, und hilf uns, neu
Am deutschen Dome bauen.

An die Mutter. [16. März 1848].

Ihr Brief vom 27. v. M., liebe Mutter, hat mich, wie alles, was ich von Ihnen habe, hoch erfreut und glauben Sie ja nicht, daß ich Sie um ein Haar mehr lieben würde, verehren und hochachten, wenn Sie plötzlich so freiheitstoll würden, wie ein Wiener Student. Ich liebe in Ihnen nicht die Christin, nicht das fromme

Weib, sondern die Gattin, die getreue Gefährtin meines unvergeßlichen, in Gott ruhenden Vaters, ich liebe in Ihnen das Weib, das meinem armen Vater die Augen zugedrückt, das für ihn gewacht, mit Angst und Sorge seinen Schlummer belauscht, das für ihn gebetet hat und noch betet, ich liebe in Ihnen die Mutter meiner Geschwister, die letzte Stütze einer Familie, die schutz- und vaterlos in der Welt steht, das ist ein allmächtigeres, heiligeres Band als die Gleichheit der Ansichten, die durch verschiedene Entwicklung, Studium und Anlage, eine verschiedene sein muß unter uns. Lesen Sie meine Briefe als Ausfluß meiner Seele. Ich kann nicht heucheln, liebe Mutter, ich schreibe wie ich denke. Ich könnte Ihnen nicht böse werden, wenn Sie mir die Briefe des hl. Ignatius schrieben. Ich weiß auch, Sie schreiben Ihre Überzeugung und ich ehre jede Überzeugung. Aber wundern dürfen Sie sich nicht, wenn ich juble und frohlocke, meine Ansichten haben in der ganzen Welt gesiegt. Es muß doch mehr als ein Knabentraum sein, wofür jetzt ganz Europa aufsteht und die Edelsten der Menschen freudig und mit einer Todesverachtung, wie sie nur die Heiligen unserer Kirche hatten, ihr Blut vergießen. Wer kann die Heldentaten in Berlin, Mailand, Paris lesen, ohne zu glauben, daß es sich um das höchste Gut handelt. Hätten Sie nur die Wiener, die als Schlemmer und Genußmenschen bekannten Wiener gesehen, wie sie lachend vor den Schlünden der Kanonen standen und wie sie sich den Bajonetten entgegenwarfen! Die Freiheit, wie jedes Gut, wird erst lieb und wert, wenn man sie erkämpft hat. Ohne Märtyrer hätten wir keine Kirche. Ohne die gefallenen Opfer, ohne Krieg und Blut keine Freiheit. Glauben Sie denn, diese alten Mißbräuche werden mit süßen Worten weggeblasen werden? Glauben Sie, alle

die Despotenthrone fallen nur von dem Hauche einer gottesfürchtigen Rede? Drum ist gerade der Krieg unser allergrößtes Heil. Hunderttausende werden bluten, aber unsere Nachkommen werden uns segnen und die Geschichte wird uns die Tore des Pantheon öffnen, die einzige Unsterblichkeit, die ein freier Mann verlangt. Auch Sie, liebe Mutter, scheinen sich die politische Umgestaltung der Welt nicht gar so ferne zu halten und die liebenswürdige und geistreiche Tante sorgt gewiß dafür, das Interesse, das gegenwärtig alle Menschenherzen schäumen macht, wach zu halten. Die Frau Tante hat in einem fremden Lande eine politische Erziehung genossen. Ich wende mich daher an sie, wenn ich von der Zukunft spreche, und es ist doch gut, daß wir über das Heute das Morgen nicht vergessen.

Österreich war seit dem Wiener Frieden nur ein geographischer Begriff, keine moralische Macht. Nur die absoluteste Macht konnte die verschiedenen Nationalitäten, die ihren Schwerpunkt alle außer der Monarchie hatten, zusammenhalten. Die eiserne Hand des österreichischen Despotismus ist am 13. März gefallen. Nun folgen alle erkauften, erkämpften und gefreiten Lande der Prinzen von Habsburg den natürlichen Gesetzen der Schwere. Böhmen und Ungarn fällt an das Land der Slawen, Galizien nach Polen, Venedig und Mailand nach Italien und die deutschen Provinzen nach Deutschland. Metternich hat in seinem Reisebündel ein Hemd und die österreichische Monarchie fortgetragen. Die Länder aber, Italien, Ungarn und das einige Deutschland, dessen verpönte Farben nun durch alle Gaue glänzen, werden in 2 Jahren Republiken sein wie Frankreich und der christlichste und älteste König, Louis Philipp, kann die Fürsten Europas zu einer Rebhuhnjagd in Eng-

land oder einer Bärenjagd in Nowa-Zembla einladen. Das ist unsere Zukunft. Ich hoffe, daß wir sie alle erleben und als freie und unabhängige Republikaner so glücklich sein mögen, als es ein großes Bewußtsein möglich macht. Was unserem lieben Lande Tirol vorbehalten bleibt, wage ich nicht auszusprechen. Die Menschen sind zu lange unter der Zuchtrute einer arroganten Geistlichkeit gestanden, als daß ich sie des offenen Blickes der Verständigung der Zeit fähig halte. Vielleicht ein Bauernkrieg, das gräßlichste der Übel. Für uns Beamte sind die schlechtesten Aussichten. Die Russen satteln schon in der Ukraine, um gegen die Freiheit Europas mit der Knute zu protestieren. Ich werde in diesem heiligen Kampfe fallen. Das steht mir klar vor Augen. Dazu muß sich jedes Mannes Herz in dieser Stunde entschließen. Rußlands Horden werden fürchterlich wüten in unserem jungfräulichen Brautbett der Freiheit und wenn wir sie nicht in ihre Schneefelder zurückwerfen, ist alles verloren. Schon hat Preußen die Polen freigegeben, Österreich muß nachfolgen und somit ist der Krieg erklärt. In Italien ist nichts Entscheidendes. Das ist und bleibt verloren und der Verlust ist unser höchster Gewinn. Zu fürchten ist nur der Russe; der letzte „Meineidige" der heiligen Allianz.

Noch ein Wort dem Bruder Franz. Ich schämte mich des Gedankens, daß Du nicht zur Reife des Bewußtseins gekommen bist, in dieser Zeit mit offenen Augen und Sinnen zu leben. Ich bitte Dich daher, mir über Innsbrucker Zustände, wie Du sie siehst, hörst und fühlst, Berichte zu schreiben. Du erzeigst mir ein wahres Bruderwerk. Ich bitte dich darum.

Für Gott und die Freiheit.

Euer H.

Wien, 8. Juni 1848.

Liebe Schwester!

Deinen Brief ohne Datum habe ich gestern erhalten. Es war mir unmöglich, ihn sogleich zu beantworten, so gern ich mit Dir rede und so lieb Du mir bist. Das jammert, das winselt und weint in diesem Briefe, das ist Dir so „mariamagdalenerlich“, daß ich 24 Stunden Fassung und Überlegung brauche, um Dir zu antworten, Du furchtsame Seele. Die ersten Christen hatten so viel Mut und die letzten so wenig. Was soll mir denn geschehen in Wien? Unter 400.000 Helden und Heldinnen. Nirgends in der Welt bin ich sicherer als in Wien. Daher sei nur ruhig. Und wenn Wien zugrunde geht, wenn das letzte Weib gefallen, so kannst Du über den Sturz dieser schönen, herrlichen Stadt auch Deinen „Hermann“ verschmerzen. Deine Anschuldigungen nahm ich lächelnd hin, nur Deine mutlose Stimmung schmerzte mich. „Ist das der Genuß der Konstitution!“ rufst Du aus. Ja Kind, wenn wir nur eine hätten! Da liegt's eben. Am 13. März hat der Kaiser versprochen, er werde die Stände des Reiches berufen, die eine Konstitution zu beraten haben. Das heißt auf deutsch, ich unumschränkter Herr teile meine Macht mit dem Volke, behalte die vollziehende Gewalt und gebe dem Volke die gesetzgebende Gewalt. Am 13. März ist das Volk von Oesterreich so souverän geworden wie der Kaiser. Da war man sehr froh. Aber die Aristokraten, die Bureaukraten und die Pfaffen, die die Monarchie aussogen und knechteten, waren geblieben und da sie einsahen, daß mit dem 13. März ihre Herrschaft zu Ende ging, so fingen sie ihre heimlichen Machinationen an und der 25. April brachte uns eine geschenkte (oktroyierte) Verfassung. Schau

Dir das Ostergeschenk vom 25. April an. Da liegt der Verrat, die teuflische Schurkerei. Da war von einem Vertrag keine Rede mehr. Das Volk war in die erste Kammer geworfen und in der zweiten saßen die Aristokraten, die schon Sorge getragen haben werden, jeden ihren volksaussaugenden Rechten feindlichen Beschluß der ersten Kammer zu vernichten. Man petitionierte, man schrieb und bat dagegen. Die Hohen rieben sich über ihren Staatsstreich vergnügt die Hände und glaubten die Freiheit zur Komödie gemacht zu haben. Da kam der 15. Mai mit seiner Sturmpetition. Die Petition war nicht an den Kaiser, sondern an das Ministerium gerichtet. Das Ministerium allein ist dem Volke verantwortlich — nicht der Kaiser. Es war Zufall, daß der Ministerrat an diesem Tage gerade in der Burg versammelt war. Wenn er an einem anderen Orte gesessen hätte, wäre kein Kalabreser einer Hofdame zu Gesicht gekommen. Das Ministerium ging sofort wieder auf den Rechtsboden des 13. März zurück. Die oktroyierte Verfassu ng, das hinterlistige Geschenk, wurde zurückgenommen und der Reichstag im Sinne des kaiserlichen Wortes vom 13. März als ein „konstituierender" erklärt. Am 16. und 17. war Wien so heiter, fröhlich, gemütlich und still wie immer. Und am 17. abends flieht — nein wird der Kaiser entführt, im erbärmlichsten Zustande. Ist das nicht klar? Wenn er am 13. März geflohen wäre, als überall der Aufruhr tobte, als die Musketen knallten, die Kürassiere ins Volk hieben und der Schrei eines gemarterten Volkes sechs Meilen in der Runde gehört wurde — da hätte es einen Sinn gehabt. Die Flucht des Kaisers war das letzte pfiffige Stücklein des Adels und der Geistlichkeit. Das ist klarer als der Tag. So lange der Kaiser da war, konnte man den Kampf

mit dem Volke nicht wagen. Das Volk hätte denn doch siegen können und dann — daher mußte vor der Schlacht der Kaiser fort. Er mußte aber ohne Mantel fort und mußte frieren ꝛc., damit das Mitleid der Provinz aufgestachelt wird. O es war sehr gut ausgedacht. Wien war traurig, zerknirscht zehn Tage lang. Nun glaubte man den Streich wagen und die unliebsame Freiheit vernichten zu können. Denn mit Wien ist die ganze Monarchie frei oder nicht. Am 26. morgens früh, ohne daß ein Mensch etwas ahnte, standen 10.000 Mann mit einer ungeheueren Anzahl Kanonen, die letzteren bespannt, mit brennenden Lunten auf allen Straßen und Plätzen der Stadt. Da erhob sich das weinende Wien wie eine Löwin, der man ihr Kind raubt. Solch einen Heldenmut, solche Todesverachtung vom schwachen Greis bis zur siebzehnjährigen Jungfrau ist vielleicht selten vorgekommen in der Weltgeschichte. Und ein solches Volk schmäht Ihr! Die Geschichte, diese einzige Weltrichterin, wird Wien den ewigen Lorbeer reichen. Wütend sprengten die Generale zur Stadt hinaus. 100.000 Mann hätten Wien nicht eingenommen. Die Aristokratie und die Geistlichkeit hatte die letzte Karte verloren. Die Provinzen sehen täglich mehr ein, wie man sie zum Narren hielt und schämen sich. Täglich kommen Deputationen aus den entferntesten Städten, täglich Verbrüderungsfeste, täglich Jubel und Freude, auch ohne Kaiser. Er muß kommen, wenn er noch ein anderes Land haben will als die St. Liguorikirche und das Jesuitennest Tirol. Aber auch über Tirol wird die Sonne aufgehen. Auch dort wird es Tag werden. In Gebirgsländern hat auch das Gestirn der Freiheit einen längeren Weg, bis es über dem Himmel der Täler steht. So viel zur Geschichte, die mit der Rückkehr des Kaisers und mit der Aufrechthaltung des am 15. Mai

Errungenen als erster Abschnitt der österreichischen Revolution zu Ende geht. Wir sind aber noch lange nicht am Ende, und nicht wir, nur unsere Kinder werden die Früchte ernten. Wir büßen eben nur die Sünden der Väter nach Bibelspruch. Ich habe Dich ruhig und gelassen auf den historischen Boden der Frage gehoben. Hier wandle fort und Du wirst den Ausgang finden. Die Zeit der Fürsten ist vorüber. Die Demokratie beginnt in ganz Europa. Keine Macht hält sie auf. Wem's nicht recht ist, der lege sich nieder und sterbe, um im Himmel oder in der Hölle — auch zwei Republiken, wo Freiheit und Gleichheit herrscht — wieder aufzuwachen. Daß Du den seligen Vater heraufbeschwörst, danke ich Dir. Ich habe es ihm im Leben oft genug gesagt, daß die Volkssouveränität siegen werde. Nun zu mir. Es ist jetzt beinahe unmöglich von Wien fortzukommen. Durch die Organisation der Ministerien ist es notwendig, daß man am Platze ist. Es könnte sich eine Hofkonzipistenstelle mit 1000 fl. Gehalt erschnappen lassen. Ich habe leise Hoffnung. Was soll ich in Tirol? Der italienische Krieg ist mir ein Greuel, die Jesuiten auch, und sonst habt Ihr nichts als Krieg und Pfaffen. Hier ist mir so wohl. Dem Erzherzog Johann schreibe ich. Vielleicht erfahre ich näheres von ihm. Ich warte unterdessen. Mamas Gesuch wird beim Gubernium in Innsbruck sein. Alle Signaturen haben aufgehört, es kann ihr aber im amtlichen Wege nicht fehlen. Franz soll nachsehen und die Berichterstattung hierüber beim Gubernium betreiben.

Gruß an alle.

An Kern. Wien, 16. Oktober 1849.

Euer Hochwohlgeboren!

Heute erhielt ich von Toni Petter einen Brief de dato 13. l. M., in welchem er in bezug auf die politische Organisierung Tirols Euer Hochwohlgeboren die Äußerung in den Mund legt, daß mir keine Gefälligkeit getan werde, wenn man mich herauf nähme. Da bei Besetzung der Stellen Ihre Stimme ganz gewiß eine gewichtige sein wird, so flößt mir diese Äußerung die ernstesten Besorgnisse ein. Ich habe sehr wenig Hoffnung Ministerialkonzipist zu werden; eine dreizehnjährige Praxis hat mein kleines Vermögen bis auf den letzten Pfennig verschlungen, ich kann in Wien als Praktikant nicht mehr leben. Diesen Tatsachen gegenüber kann meine mutmaßliche Neigung nicht in die Wagschale gelegt werden, und ich bin es vielmehr mir selbst schuldig, Euer Hochwohlgeboren offen zu bekennen, daß die Erhaltung der von mir nachgesuchten Stelle für mich eine Lebensfrage ist. Meine anderwärtigen Aussichten werden dadurch nicht im geringsten beirrt, ja ich zweifle, ob ich den erhaltenen Posten vor Auflösung des Grundentlastungsdepartements auch wirklich antreten werde. Wenn ich jedoch keine Aussicht habe, bei dem Organisierungsvorschlage bedacht zu werden, so ist jede Stunde, die ich in Wien bleibe, eine unnütze Quälerei und ich würde auf der Stelle meine dreizehn Praktikantenjahre nach Tirol tragen, zur monumentalen Erinnerung für die Männer der neuen Zeit. Ich bitte also Euer Hochwohlgeboren, mir meine Hoffnungen mit einigen Zeilen auf das richtige Maß zurückzuführen.

Genehmigen Sie den Ausdruck der Hochachtung

von Ihrem

ergebensten Diener Gilm.

Wien, 7. November 1849.

Liebste Schwester!

Es ist mir sehr leid, daß ich gestern dem Franz schrieb und ihm Portoauslagen verursachte. Ich schließe ihm daher zwölf Kreuzer Konventionsmünze bei. Allein ich hatte wirklich Angst, daß er die Quittung nicht erhielt, da ich das Geld schon am Fünften hätte erhalten sollen, wenn er es richtig am Zweiten aufgegeben hätte. Ich hoffe, daß diese Hin- und Herschreiberei bald aufhört. Denn hier oder draußen — man sagt in Vorarlberg, werde ich bald unterkommen. Habe lange von der Hoffnung gelebt und es ist Zeit, daß mein Magen bald reellere Kost erlange als Kleegrün und Rosenfarbe. Übrigens hättest Du denn wohl Zeit finden können, mir zum Ersten ein paar Worte zu schreiben. Ferdinand ist ebenso nachlässig, und da wird denn alle Schuld auf die „Zeit“ geschrieben, die der Faulheit gehört. Seine Zurücknahme des Gesuches um ein politisches Amt war mir von größtem Interesse und er verschwieg es mir. Das ist wahrscheinlich seine poetische Gegenerkenntlichkeit. Ich weiß nicht, wer ihn so plötzlich zum Dichter geschlagen hat, aber der Schlag hat auf den unrechten Ort getroffen. Die neuen Dichter in Tirol bringen einen wahren Schund zutage. Ich weiß, warum ich schweige — aber eines Tages werde ich das alte, weggeworfene Schwert wieder aufnehmen und all das Ungeziefer in das vormärzliche Dunkel zurückjagen. Die „Alpenrosen“ ist eine wahre Schandsäule für Tirol.

Gegenwärtig sind alle Länderchefs hier versammelt, außer Bissingen, der auch erwartet wird. Die Organisierung schreitet rasch vorwärts. Von einigen Kronländern sind die Vorschläge schon da. Aus Tirol noch nichts. Diesen Monat

wird sich mein Schicksal wohl entscheiden. Vielleicht Ade liebes, liebes Wien. Vielleicht. Ich habe dem Erzherzog Johann vor einigen Tagen nach Frankfurt geschrieben und soeben erfahre ich, daß an Minister Bach wegen meiner von Johann ein Schreiben eingelangt ist. Mich wundert's, daß ich noch nicht zum Minister gerufen bin. Es könnte mir also doch glücken, Ministerialkonzipist zu werden, dann bleibe ich hier. Gloria in excelsis.

Franz weiß nichts neues zu berichten, als die traurige Aussicht, über Winter noch viel Militär ins Land zu bekommen. Ich bin kein Freund der Militärherrschaft, aber für Tirol sind Truppen eine wahre Gottesgabe. Das lustige Kriegsvolk wird den finsteren Mönchsgeist bald aus den Bergen jagen und einige Regimenter wirken mehr auf das pfaffenverdummte Volk als alle liberalen Zeitungen, die der Bauer nicht liest oder nicht lesen darf. Das Unterrichtsministerium geht nun ernstlich daran, die Volksschulen aus den Händen der Geistlichkeit zu nehmen. Es sind bereits in allen Ländern weltliche Schulräte organisiert, die 2000 fl. haben und in der siebenten Klasse stehen, wie die Hofsekretäre. Das ist ein bedeutender Schritt vorwärts. Gott gebe unseren Ministern nur die Ausdauer und den Mut, denn der Kampf mit den Schlangen ist nicht so leicht. Hier und allerorts ist man sehr erfreut über diese Maßregel — denn man weiß, wie elend die Volksschulen unter der Herrschaft der Geistlichkeit bestellt sind. Lesen und Schreiben gelten als protestantische Erfindungen, aber mit Aberglauben aller Art werden die Kinder großgezogen, bis aus Dummen ganze Zeloten werden, oder die Gescheiten alle Religion über den Haufen werfen. Wenn in meiner Erziehung nicht gar so plump zuwerke gegangen worden wäre, wenn die Abgeschmacktheit nicht gar so nackt hingestellt worden wäre,

ich hätte wohl nicht so früh — ein halbes Kind — den ganzen Katholizismus über Bord geworfen. Ich bin zwar froh, so früh damit fertig geworden zu sein, aber es braucht einen eigenen Gott im Herzen, ohne Religion, so ohne Leuchte der Vernunft herumzutappen. Die Poesie hat mich über diese gefährliche Kluft hinausgetragen, und wo ich seitdem angelangt bin, da ist das Land der Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit, das wahre Land Christi. Ich bin ein Christ im wahren Sinne des Wortes, ein Christ des Evangeliums, und es ist nicht ein Wort darin, das ich nicht bestätige. Aber was die Menschen dazu gemacht haben, ist pure Alfanzerei. Politik, Philosophie und Religion ist eines und dasselbe geworden. Doch das ist Dir noch zu hoch. Vielleicht verständigen wir uns einmal mündlich, wenn Du so gottesfürchtig sein willst, einmal die Evangelien — die unverfälschten — zu lesen, um zu sehen, wie jeder Satz Christi mit den Taten seiner jetzigen Priester im Widerspruche steht. Schreibe bald.

Grüße an alle.

Dein alter H.

Wien, 24. Mai 1850.

Meine liebe Schwester!

Du warst wieder einmal recht unartig in der zweiten Hälfte Deines Briefes vom 19. l. M. Aber in einem hast Du recht:

„Ich kann mich einmal nicht entschließen, wenn ich auch der Liebe gewiß bin, mich mit einem Weibe zu verbinden, die so viel in Ansichten und Bekenntnissen (!?!) mit mir verschieden ist; die das, was ich für das größte Glück und höchste Gut erkenne, von sich stößt, sich die

Augen verbindet, um nicht sehen zu dürfen, die Wahrheit verwirft, die Lüge glaubt und ihr anhängt." Das hast Du mir aus der Seele gesprochen, und „da es schmerzlich ist, dies von einem Menschen zu wissen, der einem auch nicht nahesteht, nur als Mensch, umsomehr wenn sich alle Interessen so nahe verknüpfen" und da ich gar keinen Schmerz liebe, so habe ich mich denn auch dieser Peinigung entzogen. Das Verhältnis mit Sophie Petter ist gelöst. Ich bin wieder ein freier Mann, ein neugeborener Junggeselle und kann mit jungfräulichem Stolze alle Tage weiße Hosen tragen.

Aber, Spaß beiseite, nicht diese lächerlichen und kindischen Rücksichten haben mein Verhältnis gelöst, sondern die schwere materielle Frage. Sophie ist zwar eine Katholikin, wird aber nur in sehr wenig Dingen mit Dir übereinstimmen. Die Kluft zwischen Dir und Sophie ist vielleicht größer, als zwischen mir und ihr. Ihr ganzes Denken und Fühlen hat eine liberale Färbung und acht Tage vertraulichen Umganges hätten hingereicht, die letzten Spinngewebe des Mittelalters von der knospenden Blume der Zeit zu lösen.

Ich habe das Wort des Ministers, nur als Bezirkshauptmann oder Kreisrat, d. h. als Zweitausendguldenmann die Residenz zu verlassen. Wie lange dies dauert, hängt von ganz unberechenbaren Faktoren ab. Sophies Vermögen ist sehr klein, das meinige zur Neige — die Geldverhältnisse auf einer Stufe der Verwirrung, daß eine Familie mit 1200 fl. in Wien nicht leben kann. Ich fürchte nichts mehr als materielles Elend und Not. Die Liebe verlangt so notwendig zur Bedingung ihres Gedeihens und Blühens, Glanz und Komfort als der Frühling Sonnenschein und den blauen Himmel. In gepreßten Verhältnissen kann gar

kein Gefühl aufkommen und die Sorge des Tages ist der giftige Mehltau, der die Herzen welk macht. Unter diesen Verhältnissen sagte ich der Sophie, daß ich in Wien nicht heiraten kann, daß ich aber Wien auch nicht verlassen kann, ohne meine Existenz und meine Karriere in Frage zu stellen. Sophie hat groß und edel diesen Umständen Rechnung getragen und mir mein Wort zurückgegeben. Wir scheiden als Freunde und bewahren uns die echte und wahre Liebe durch das ganze Leben. Ich bin nun dadurch und die Besetzung meiner ersten Bezirkskommissärsstelle in Bludenz gänzlich von meinem engeren Vaterlande abgeschnitten. Aber mein Herz wird doch immer „Fäden spinnen" in die Berge und Euere kleinen „Zimmerlen" sind mir ein lieber Aufenthalt. In welchen Klassen sind denn heuer Albert und Hugo? Wohin kommt Ihr ins Quartier? Über die Anstrengungen Ferdinands mußte ich laut lachen. Es gibt also noch Beamte, denen die Gedanken Tag und Nacht keine Ruhe lassen. Was mögen das doch für Gedanken sein. Ich stehe an der Spitze der Grundentlastungsgeschäfte in fünf Kronländern — aber ein Glas Österreicher, ein Trauerspiel in der Burg, ein Abend im Prater, ein hübsches, schlankes Mädchen treiben mir allabendlich die Grundentlastungsgedanken so vollständig aus dem Kopf, daß ich jeden Morgen wie ein unschuldiges Kind vor mein nußbaumholzenes, mit grünem Tuch bezogenes Bureau mich auf mein Räderfauteuil niederlasse. — — In dem Augenblicke, als ich mich mit Ferdinand beschäftige, kommt ein Postbote und bringt mir einen Brief von ihm aus Bruneck — über und über voll Grundentlastungsgedanken. An seinem Namenstage will er bei Euch sein und dann am 6. Juni nach Feldkirch, wo er genug Muße haben wird. Es ist der Antrag, mir den Rang eines Ministerialkonzipisten zu geben,

wodurch ich von der neunten in die achte Diätenklasse komme und das Recht erhalte, goldene Borten an Kragen und Aufschlägen und den Federhut zu tragen. An Geld gewinne ich freilich nichts, aber an Rang, und das ist in dieser ehrsüchtigen Zeit auch etwas. Die Pfingsttage war ich in Baden. Die Eisenbahn verführte am Sonntag 30.000 und am Montag 40.000 Menschen. Mit diesen Zahlen kannst Du Dir einen Begriff von der Völkerwanderung machen. Baden und Umgebung wurde ganz aufgefressen. Ich hatte ein wunderliebliches Abenteuer im Helenentale, das gerade genug Reiz hatte, um zwei geschäftslose Tage auszufüllen.

Schließlich noch ein Wort in der ominösen Kirchenfrage. Die ministeriellen Zugeständnisse an den katholischen Klerus sind die notwendigen Konsequenzen der Grundrechte der Verfassung. Was der fromme Franz und Ferdinand der Kirche nicht gab, gibt ihr die Freiheit. Ich bin vollkommen damit einverstanden und vindiziere der Kirche das Recht, ihre Mitglieder meinetwegen lebendig zu braten. Aber! es soll niemand gezwungen werden — direkt oder indirekt an einer Gesellschaft teilzunehmen — der Austritt aus der Kirche soll frei und für niemanden von unangenehmen Folgen sein. Du sagst, man möchte ein Christ heißen, ohne einer zu sein. Weißt Du warum? Weil mit dem Namen Christ Vorteile verbunden sind, die nichts mit der Kirche zu tun haben. Gebt den Austritt frei und Millionen gehen. Und so wird es auch geschehen. Was die katholische Kirche erhielt, werden in kürzester Zeit alle erhalten.

Hermann.

Wien, 27. Mai 1850.

Liebster Ferdinand!

Dideldumdei! ich bin auch dabei! Da sitzt Ihr alle beisammen, Ferdinand in Hemdärmeln, die Grundentlastungsgedanken sind ihm von der Stirn gefallen, der Staatsanwalt schläft noch und es ist alles so menschlich heiter an ihm. Die Gratulationen sind vorüber, aber das Lächeln nistet noch in allen Mundwinkeln und will sich heute gar nicht vertreiben lassen, selbst der schmetterlingtötende Hugo ist heute weich geworden und könnte keine farbige Philäne spießen, die ihren Schöpfer nur fünf Tage um Leben und Liebe bittet. — Ich wünsche Dir zwei Dinge. Einen schauerlichen Kriminalprozeß, der Dich weltberühmt macht, und einen Buben. Alles übrige liegt in Deiner Hand und um denn doch ein Sprüchlein zu sagen, ruf' ich Dir die Worte des himmlischen Rousseau zu: que la source du vrai bonheur est en nous et qu'il ne dépend pas des hommes de rendre vraiment misérable celui qui voulait être heureux!! Deinen Brief aus Bruneck de dato 20. habe ich erhalten. Du schreibst gleich anfangs: „meine Leistung rc. war nur ein Anfang und könnte (?) wohl nur durch Deine Unterstützung verdächtiget (?) werden.“ Was heißt das? Ich wenigstens konnte das unterstrichene Wort nicht anders lesen. Deine übrigen Bemerkungen mögen wohl sehr richtig sein und jede Auszeichnung ist wohl immer mehr ein Werk des Zufalls als des Verdienstes. Aber ich bin nicht gewillt, diesen Brief mit Geschäften, Politik oder à la Caton mit Religion auszufüllen. Ich will Euch die Geschichte des gestrigen Sonntags erzählen, die Euch nicht nur mitten in mein Leben zieht, sondern auch ein frisches Sommerbild aus Wien gibt.

Um halb sieben Uhr kamen die ersten Sonnenstrahlen durch die Blumen meiner Fenster geschlichen. Ich stand auf und zog mich folgendermaßen an: Ein weißes Beinkleid, ein blau und weißes Gilet, gemacht à la Robespierre, eine Krawatte à la Joinville, ein schwarzer Quäker, ein weißer Hut, lackierte Stiefletten und gelbe Handschuhe. Auf den Straßen lag brennender Sonnenschein, die Fiakerplätze leer, die Stellwagen werden mit Sturm genommen. Denn kein Wiener bleibt am Sonntag in der Stadt. Ich stieg die Mölkerbastei hinan und hörte schon von weitem die liebliche Gervinuspolka aus dem Paradeisgarten. Dieser liebliche Platz, umkränzt von brennender Liebe, Pfingstnelken und roten und blauen Vergißmeinnicht, war ganz überfüllt, nicht ein Strohsessel mehr zu bekommen, die Sperlinge zwitscherten im hellen Kipfelüberfluß, den die wohltätigen Damen so reichlich spenden, hier tanzen reizende Kinder, schottische Sanskulottes, die Polka im Sand, dort sitzt ein alter Herr in einem grünen Reitfrack und betrachtet mit einem schwarzen halbellenlangen Operngucker ein paar Dämchen, die einen Becher „Granit" schlürfen und mit der Lorgnette rechts und mit dem silbernen Löffel links telegraphieren. Das neueste und reichste der Wiener Toilette ist hier ausgestellt und mancher Hut muß morgen wieder zurückgegeben werden, weil ihn die Modehändlerin hier nur als Lockvogel auf dem Kopf ihrer ersten Arbeiterin ausgestellt hat. Denkt Euch alle diese Menschen unter blühenden Kastanien und Akazien hoch auf der Bastei und ringsum das unermeßliche Wien, das wagenrasselnde, und Ihr könnt Euch vielleicht ein schwaches Bild davon machen. Ich stieg herab in den Volksgarten, der übersät war mit Kindern und Kindsmägden, die spielten auf dem Rasen und die Goldfische fütterten in den blumenumkränzten Bassins. In

der Rotunde frühstückte ich, die Kaiserin Maria Theresia und ihr großer Sohn sahen mir freundlich ernst zu und wenn nicht hier der junge Strauß gar so liebliche Walzer heruntergerissen hätte, wären mir gar ernste Gedanken gekommen. Es schlug zehn Uhr, als ich durch das Burgtor kam. Kohlmarkt und Graben sind wie ausgestorben, die glänzenden Auslagen geschlossen, nur die Eiszelte auf dem Graben haben einen Kranz von Damen, die ihr Morgengefrorenes nehmen. Im Bureau war schon alles in Tätigkeit. Ich arbeitete ein Gesuch der obderennsischen Dominikalbesitzer wegen Vergütung der Freigelder vom beweglichen Vermögen der Innleute und Auszügler. Ein überaus romantischer und erquicklicher Gegenstand. Aber die Stunde der Erlösung schlug bald. Um halb drei Uhr sprang Sektionsrat v. Beyrer — nein, schliff auf den Parketten bis zu mir und lispelte mir ins Ohr: Sie sind heute mein Gast. Wir brachen also auf, unser drei, ich, Beyrer und ein Pole, der in unserem Departement Konzipist ist. Wir sind die einzigen drei ledigen im Departement. Diese Bemerkung ist nicht unwichtig. Wir soupierten bei der Stadt Frankfurt — sehr fein, wie der Wiener sagt. Als wir beim schwarzen Kaffee saßen und die „Regalias" angezündet hatten, schickte Beyrer um einen Fiaker. Bald stand einer draußen, elegantes, offenes „Zeugel", Teppich am Wagenboden, mit weißer Seide ausgeschlagen, zwei Schimmel mit langen weiß und blauen Atlasbändern an den Ohren. Das ging im Fluge die schöne, drei Viertelstunden lange Mariahilferstraße hinaus, über die Linie — Prr — stehen wir vor der Pokornischen Sommerarena, ein Zauberwerk, aufgebaut in einem reizenden Garten, so duftig, so leicht, ein gewundener Menschenkranz um die Stirn des Ewigen, diese lieblichen Gesichter schwimmend im Vergnügen über

die Komiker Treumann und Rott, die nicht ihresgleichen haben in der Welt, diese Bänder und Blumen auf den Köpfen, diese befransten Sonnenschirme in allen Farben, und das Gelächter und Getöse und dieses Feuer aus den langen Operngucken, wenn die Koryphäen des Ballets — und Pokorni tut mehr dafür als die k. k. Hofoperndirektion — an die helle, lichte Sonne kommen, daß man glaubt, diese blendenden Gestalten seien soeben aus dem Kelch einer Lilie gesprungen. Das Stück — natürlich mit Tänzen und Dekorationen aller Art aufgeputzt — ist von Feldmann und heißt: „Die zwei Faßbinder"; es wimmelt von politischen Witzen, die noch so fein versteckt und oft nicht sichtbar dem löblichen Stadtgouverneur, das feine Wiener Ohr herausfühlt und mit minutenlangem Jubel begrüßt. Ein Fremder würde sich in einem Narrenturm glauben, weil er die versteckten Wendungen und Anspielungen bald auf Sachen, bald auf Personen gar nicht verstehen kann. Es fing leise zu dämmern an, als der Vorhang zum letztenmal fiel. Die Straße nach Schönbrunn war überdeckt mit Fußgängern, Reitern und Equipagen, wir folgten der Strömung bis zur Kaffeehalle, die einen bedeutenden Teil der Menge aufnahm. Es ist dies das neueste und eleganteste Etablissement in Wien. Was nur die luxuriöseste Einbildung sich denken kann, ist hier auf sinnige und geschmackvolle Art vereint. Frühlingsball — Maiglöckchenpolka — Pfingstquadrille leuchtet es in farbigen Buchstaben von den Säulen der Eintrittsarkade. Das Entree war 1 fl. Konventionsmünze. Beyrer löste drei Karten und indem er sie uns gab, sagte er: „Aber Kinder, beisammen bleiben!" Dies ist nun gar nichts außerordentliches in Bruneck oder Steinach, daß die Eingeladenen beim Einladenden bleiben und ihn nicht allein lassen. Aber hier in Wien ist dies ein wenig anders. Hier

gibt es nur eine Anstands- und Sittenregel, nämlich die größte Ungezwungenheit und Freiheit und die praktische Anwendung des Wortes Christi: „Verlange von niemandem etwas, was du nicht gerne selbst tust.“ Wir suchten uns also in einem freundlichen, samtausgeschlagenen Boudoir in der Nähe des Tanzsaales ein kleines Tischchen mit drei Kuverts, das wir fanden und in Beschlag nahmen. Nicht weit von uns saßen zwei Mädchen, die eine von wunderbarer Schönheit. Sie hatte keinen anderen Putz, als einen Kranz von Vogelbeeren in den Haaren. Dabei war sie **frais et velouté comme une pêche.** Ich nahm meine dumme Brille herab von der Nase, öffnete meine schwarze Lorgnette und fing mit dem sauberen Kind zu plänkeln an Es dauerte nicht lange, so machte sie mir — nach der Verständigen Sprache — **la plus jolie petite mine du monde.** Mit den Worten: „Herr Sektionsrat, ich komme gleich wieder“ fuhr ich ab, die Schöne mir nach und nachdem ich ihr ein Gefrorenes gereicht hatte, sprang ich wie ein kühner Schwimmer mitten in den rasenden Walzer, den Fahrbach wie der erzürnte Neptun zu immer weiteren Kreisen, zu immer höheren Wogen peitschte. Indessen kam irgend etwas Eßbares auf unseren Tisch und Beyrer sandte den Polen aus, mich zu suchen. Aber der Pole schien wie Noahs Taube nicht mehr zurückgekehrt, Beyrer allein die Zeit zu lang gewesen zu sein. Kurz, als ich mit meiner Tänzerin zurückkam, war der Tisch leer, aber Wein war da und Backwerk und Überreste eines Fasans. Ich lud mein Kind dazu ein, wir tranken und aßen und als ich vertrauter mit ihr war, wagte ich sogar, sie um ihren Namen zu fragen. Sie griff in den Sack ihres Kleides und gab mir aus ihrer Geldbörse ihre Karte — **carton porcelaine.** Was stand darauf? In der Mitte lateinisch:

Wilhelmine und unten Gundelhof, III. Stiege, 4. Stock, Tür 8. Es ist doch schön, wenn man gar nichts anderes ist als: Wilhelmine. Es ist so majestätisch. Mich freute diese Entdeckung nicht. Das Mädchen war so jung, so frisch, hatte etwas so frommes in den veilchenblauen Augen. Ach mir fielen die Engel Viktor Hugos ein, die alle Nächte beten pour les femmes échevelées, qui vendent le doux nom d'amour. Aber ich hatte keine Zeit diese Gedanken auszuspinnen; mit einem schwarzen Lockenkopf, einer Tochter Sarmatiens, kam der Pole herangehüpft. Wir waren jetzt vier ohne Beyrer, den zu suchen wir nicht wagten, wenn wir auch nicht von so schönen Händen zurückgehalten worden wären. Im Tanzsaal begann eine Quadrille. Wir stellten uns vis-a-vis an. Nach Beendigung derselben war unser Tisch von einer Familie mit zwei Töchtern und zwei kleinen Buben, einem Herrn mit einer roten Nase und einer Frau mit einem dreifachen Kinn und einer Perlenschnur um den Hals besetzt — unsere Zeche war bezahlt, Beyrer mit einem Fiaker nach Auskunft des Zahlkellners davongefahren, der Pole gab mir die Hand und sagte: Adieu Gilm, der Lockenkopf verneigte sich züchtig und ich stand mit meiner „Wilhelmine" allein. „Kinder beisamm' bleiben", das fiel mir ein, als ich in der Früh um vier Uhr meine Hausmeisterin aufweckte, um 5 fl. Konventionsmünze leichter und das Elfengeheimnis eines Sommernachtstraumes am lichten, hellen Sonnenschein verschlief. Als ich heute um elf Uhr ins Bureau kam, stand mit Rotstift auf einem Referatsbogen:

Poetae levitas semper amica fuit.

Beyrer ist zum Minister nach Hietzing in seine Sommerwohnung gefahren. Ich kann ihn heute nicht mehr sprechen.

Es ist zwei Uhr — der Pole ist noch gar nicht erschienen. Bach hat vom Kaiser das Großkreuz des Josephordens erhalten. Nach dem Essen muß ich heute mit der reizenden Frau meines Kollegen Conrad in die Kunstausstellung. Um sieben Uhr dann in das Burgtheater, wo zum erstenmal seit Wien steht, „Julius Cäsar“ gegeben wird. Die Spannung im Publikum ist außerordentlich. Gestern nichts als Sinnengenüsse, heute geistiges Leben. Das aber ist Wien. Hier kann der Mensch nie zum Tiere herabsinken, weil die Hebel des Geistes zu mächtig sind und ihn mit Gewalt wieder in die Wolken schleudern. Nun hast du ein wahres Bild meines Lebens. Ich hoffe, es wird Dir Vergnügen gemacht haben. Nächstens andere Dinge. Les jours se suivent et ne se ressemblent pas. Grüße an alle.

H.

Wien, 23. Juni 1850.

Liebe Schwester!

Als ich heute um 11 Uhr in die Kanzlei kam, lag Dein Brief auf meinem Tische. Endlich! Mit diesem Ausrufe erbrach ich die Rose des Siegels — um einen Dorn darin zu finden. Nicht bald hat mich etwas so tief erschüttert als die betrübte Nachricht von der Krankheit Mamas. Ich schwankte vor Eröffnung Deines Briefes zwischen mehreren Engagements in die reizenden Umgebungen Wiens. Stellwagen oder Eisenbahn, Laxenburg oder Baden, Döbling oder Hietzing, das waren die schweren Sonntags-Frühstückfragen auf dem Wasserglacis, die nun die böse Nachricht alle entschied. Ich bleibe in der heißen, glühenden Stadt, allein. Es wird ein trüber, langweiliger Tag werden.

Ich hoffe Du wirst mich bald aus dieser verzweifelten Stimmung reißen und mich nicht länger quälen als not tut. Schreibe mir sogleich jede Änderung im Stande der Krankheit der Mama, mag sie gut oder, was Gott verhüten wolle, schlecht sein.

Ich kann es Dir natürlich im Angesichte eines so beklagenswerten Ereignisses nicht übel nehmen, daß Du in diesem Briefe etwas weniger geplaudert hast, als ich hoffte. Ich gebe jedoch der Erwartung Raum, daß Du das Fehlende im nächsten Brief einholen wirst und ich über den Aufenthalt Ferdinands in Innsbruck recht viel erfahren werde. Denn von ihm ist nichts zu hoffen, seine Briefe sind so kurz und so strohartig trocken, daß ich sie mit dem ganzen Quell meiner brüderlichen Zärtlichkeit befeuchten muß, um sie genießbar zu machen. Ferdinand muß groß sein im Philistertum. Aber wer kann es ihm übel nehmen? Nur das verdrießt mich an ihm, daß er in Geschäftssachen von der liebenswürdigsten Nachlässigkeit ist. Schon vor sechs Wochen schrieb er mir, daß bei Wohlwend 50 fl. für mich bar hinterliegen. Ich bat ihn, das Geld mir hier anweisen zu lassen. Aber wer keine Feder rührte, war er. Oft erhalte ich auf drei bis vier Briefe keine Antwort, und wenn er sich einmal entschließt, so scheint es nur im allerlöschpapiergrauesten Humor zu sein. Du bist also, liebe Caton, meine einzige Briefstellerin, auf die ich etwas halte. Die anderen Schwestern werden längst das Schreiben vergessen haben. Das bin ich sicher. Es ist auch ein böses, irdisches Vergnügen, die Brieftauben der Gefühle über die Berge fliegen und den Strom der Liebe vom Telegraphendrahte leiten zu lassen. Deine Versicherung, daß mir Ferdinand sogleich bei seiner Ankunft in Feldkirch schreibt, beruhigt mich sehr. Le ciel n'est pas plus pur que le fond de

ma poche. Es ist falsch, daß mir B. Hans seine Heirat anzeigte. Sein Stiefelputzer sagte mir im März, Bereiter heirate. Als ich ihn bei einer Begegnung darüber zu Rede stellte, leugnete er alles ab. Um noch einmal auf Sophie zu kommen, so läßt sich über die Rehabilitierung unseres Verhältnisses darum nichts sagen, weil uns armen Menschen die Vorausschau in die Zukunft benommen ist. Ich bürgere mich immer mehr in das Vertrauen und die Achtung hochgestellter Beamten des Ministeriums des Innern ein und es ist mir vielleicht eine Karriere bestimmt, die in bezug auf Heiratspläne Modifikationen meiner Ansichten unumgänglich notwendig macht. Ich habe in einer langen Darstellung an Vetter Toni die Gründe meiner Handlungsweise entwickelt. Wenn ich aber kurz und wahr sein soll, so ist Sophie ein Opfer des Jahres 1848. Neben den stolzen Rosen der Freiheit kann das Veilchen stiller, genügsamer Liebe nicht blühen. Ich bin in dieser Beziehung ein ganz anderer Mensch geworden. Doch diese Betrachtungen führten mich weit über die Aufgabe eines Briefes, und wir dürften uns umso weniger verstehen, als wir beide überhaupt über den Inhalt der Worte nicht einig sind.

Pour éviter de disputer sur les choses, il suffirait presque toujours de s'entendre sur les mots. Das merke Dir und Du wirst Dir nicht beikommen lassen, ein Wort zu gebrauchen, dessen Tragweite Dir nicht vollkommen bekannt ist. Darin unterscheidet sich der denkende Mensch vom bloß fühlenden. Du bist ein solches Gefühlskind und es ist trotz Deiner mittelalterlichen Weltanschauung etwas ungemein poetisches an Dir und wenn Du unter dem Schutt die Geheimnisse deines Herzens verstehst — comme une hirondelle qui bâtit son nid dans les ruines — so bist Du rührend. Auch hat Dein Herz dabei nicht gelitten

und Du bist gut und weich als hätte Dich die Freiheit aufgezogen. So herrlich warst Du ausgestattet vom Schöpfer, daß sie nichts an Dir verderben konnten — was Du aber an der Hand der großen Menschen aller Jahrhunderte unter der Wärme und dem Strahle des Lichtes geworden wärst, wer kann das sagen! Grüße an alle, besonders an Mama, der ich von Herzen und mit der höchsten Bekümmernis baldige Genesung wünsche, und schreibe recht bald.

Hermann.

Wien, 26. Juli 1850.

Liebe Schwester!

Heute nacht hat mich ein wunderbarer Traum in Euere Mitte geführt und ich fand darin die Mahnung, Deinen letzten Brief zu beantworten, wozu ich noch nie die rechte Stimmung finden konnte. Ich muß Dir doch erzählen, wie ich den gestrigen Namenstag des Großvaters feierte. Denkst Du noch daran, an die schönen Balsaminen in seinem Garten, und wie ich und Ferdinand einmal an einem schönen Sommernachmittag mit zwei großen Balsaminenstöcken nach Hause kamen? Ich erinnere mich noch recht gut und weiß, daß sie vor dem Fenster im Grasmayerschen Hause standen. Die Balsamine ist mir seit der Zeit gänzlich aus den Augen gekommen, nur hier in Wien ist sie ein Hauptschmuck der öffentlichen Gärten, und so oft ich die hochroten Kelche auf dem rohrigen und saftigen Stamme, in dem Schatten ihrer Blätterpyramide sehe, denke ich an Großvaters Garten, an seine Birnen und Reineclaudes, an seine Nankinghose und seine Baumsäge und an die kleinen Marmortische in dem kühlen Garten=

haus. Ich denke an die ersten Vögel, die wir vom großen Pflaumenbaum schossen und an die Landkarten von allen deutschen Herren, womit die dritte Etage seines Gartenturmes tapeziert war, ich denke an jene Johannisbeersäulen und an die Stachelbeeren und an jenes kleine Bäumchen, das die „Griechen“ trug, deren Namen ich mir heute noch nicht enträtseln kann. Ich sehe das Ei auf dem Strahl des Springbrunnens tanzen, ich rieche den harzigen Geruch der feuchten Gerberlohe, ich sehe die roten Korallen auf den ausgeschossenen Spargelstauden und die Pfingstnelken weich und duftend aus der Kapsel fallen. Und das alles durch die Balsaminen. Und so eine Blume soll man nicht lieben? Ich kaufte mir also gestern bei einem Blumenmädchen einen Balsaminenstock voll dunkelroter Blüten und trug ihn mit eigenen Händen in mein Quartier und stellte das rotirdene Geschirr in einen Porzellantopf mit blauen Wicken umflochten und so prangt die Balsamine in meinem Zimmer und malt mir in alle Ecken die Erinnerungen an die Jugend und läutet mir mit ihren zarten Glocken alle verklungenen Töne ins Ohr, alle Euere Stimmen und so träumte ich von Euch. Es ist in diesem Augenblicke dreiviertel auf drei Uhr. Ihr werdet schon lange gegessen haben, vielleicht seid Ihr auf einer Landpartie — Ihr werdet doch nicht all die schönen Sommertage in den vier Mauern zubringen. Der Mensch muß hinaus in Feld und Wald, um wirklich fromm und gut zu werden. In den Mauern wird die Sünde geboren und der Egoismus wie die Wanzen. Ich fahre beinahe täglich aufs Land. Nur den gestrigen Abend brachte ich in der Stadt zu. Ich mußte mir wieder einmal den „Propheten“ anhören. Nun habe ich wieder acht Tage das Herz voll von wunderschönen, geheimnisvollen Empfindungen. Ich bin Dir nicht imstande, von

dem „Propheten" ein anschauliches Bild zu entwerfen. Das muß man fühlen wie die Liebe, das muß man ahnen wie Gott. Manchmal überläuft mich ein kaltes Rieseln durch das Rückenmark, als wäre der Vorhang des Allerheiligsten zerrissen und es müsse jetzt ein Glanz hervorquellen, der das menschliche Auge erblinden macht. Die Oper dauert von sechs bis elf Uhr. Die Ausstattung ist kaiserlich. Daß eine wirkliche Sonne aufgeht, in die man gar nicht sehen kann vor Glanz, daß das ganze Ballett-koryphäum Schlittschuh läuft, das wirst Du alles schon längst gehört haben. Aber all die Augenweide kann die himmlischen Klänge der Meyerbeerschen Musik nicht erdrücken.

Ich habe Hunger und beeile mich die drei Seiten noch voll zu bringen. Nach Tisch fahre ich mit der Eisen-bahn nach Liesing. Um ein paar Kreuzer kann man in jedem Augenblicke vier bis sechs Stunden von Wien fort sein, mitten in Bergen, als gäbe es keine österreichische Ebene und drinnen kein Wien. Aber wo man hinkommt — es nützt nichts, man kann Wien doch nicht entspringen. Auf allen Wegen und Stegen die Wiener Kleider und Hüte und Sonnenschirme. Tausende wirft die Eisenbahn stündlich in die friedlichen Dörfer und jeder Bauernwirts-garten sieht dem Sperl ähnlich. Die Kellner tragen schwarze Quäker und weiße Halsbinden wie in Wien und die Kinder haben keine nackten Füße, die stecken in seidenen Stiefletten, aber nackte Waden. Herrlich ist es dann, abends aus den Bergen in die Ebene zu brausen und von dem Eisenbahndamme aus zu sehen, wie sich das Panorama von Wien im goldenen Rahmen entwickelt. Ein bezaubernder Anblick. Endlich tanzt der ganze Horizont mit dem Meere von Häusern, Kuppeln und Türmen um den Beschauer

herum, die Lokomotive pfeift und Du bist im Bahnhof*) . . . sein Gasthaus aufsucht und seine Kameraden. Ich bin nun alle Tage in Gesellschaft meines Chefs Beyrer, der, wie man sagt, einen Narren an mir gefressen hat. Oft sitzen wir noch um zwei Uhr nachts im traulichen Gespräch beieinander und durchstreifen die Welt nach allen politischen Richtungen. Neues gibt es wenig. Es gab eine Ministerkrisis, aber sie scheint geheilt . . .

Schreibe mir bald, denn ich hoffe, Ihr seid schon im neuen Quartier, wenn dieser Brief ankommt.

Wien, 4. August 1850.

Liebe Schwester!

Es ist ein Ereignis eingetreten, das ich Dir auf der Stelle mitteilen muß, weil es auf mein Avancement wichtigen Einfluß hat und ich die Teilnahme kenne, mit der Ihr alle meine Schicksale verfolgt.

Die Wiener Zeitung brachte am 1. August die Ernennung von vier Bezirkshauptmännern in Böhmen. Nun ist ein Bezirkskommissär I. Klasse mit Namen Eisenstein aus Böhmen dem Departement des Beyrer in der gleichen Eigenschaft zugeteilt wie ich. Als Beyrer die Ernennung der vier böhmischen Bezirkshauptmänner las, von der er gar nicht wußte, bis es schwarz auf weiß in der Wienerin stand, wurde er ganz wütend. Ich sah ihn noch nie in dieser Aufregung, er stampfte und beklagte sich heftig, daß der Herr Minister ohne seine Berücksichtigung mit bezug auf die ihm zugewiesenen Beamten mit den erledigten Bezirkshauptmannstellen in Böhmen verfügte, denn er hatte

*) Hier fehlt ein halbes Blatt.

dem Eisenstein und mir schon oft auf eine baldige Ernennung zum Bezirkshauptmann Hoffnung gemacht. Glücklicherweise fuhr eben der Wagen des Ministers in den Hofraum und Beyrer sprang in der ersten Aufregung zu ihm und beklagte sich. Ich kenne das nähere der Unterredung mit Beyrer nicht, aber er kam sehr zufrieden zurück. Eisenstein wurde heute zum Minister gerufen und wie er mir sagt, hat er alle Hoffnung, Bezirkshauptmann in partibus infidelium zu werden, wie ich es als Bezirkskommissär bin, denn meine Stelle in Bludenz ist längst besetzt. Wenn nun Eisenstein Bezirkshauptmann mit der Dienstleistung im Ministerium wird, so muß ich es auch werden, denn Beyrer würde eine solche Zurücksetzung meiner Person nicht dulden. Es kann also sein, daß ich, ohne daß in Tirol eine Bezirkshauptmannsstelle offen ist, hier in Wien als Bezirkshauptmann bleiben kann. Die Konstellation ist so günstig, daß ich nicht umhin kann, Euch hievon unter dem Siegel der Verschwiegenheit in Kenntnis zu setzen, denn es wird meine Ernennung unter den Tiroler Kommissären sehr böses Blut machen. Zweitausend Gulden in Wien sind aber dann gar zu schön, als daß ich eine besondere Sehnsucht nach der Heimat hätte und ich werde vielleicht auch über die Bezirkshauptmannstellantretung glücklich hinauskommen, wie ich den Tiroler Bezirkskommissär überwunden habe. Wenn die Sache reif geworden ist, und sie dürfte es nicht sein bevor die Organisierung Galiziens ins Leben tritt — mit Ende des Jahres — weil zwei galizische Ministerialkonzipisten in unserem Bureau eher Bezirkshauptmänner werden müssen, komme ich zu Euch, denn ich habe Euch versprochen, nur als Bezirkshauptmann Euch zu umarmen, was ich aber sodann auch keinen Tag verzögern will. Also mit neuem Mut wieder an die Arbeit,

aber vorerst nach Laxenburg in einer ganz allerliebsten Gesellschaft.

Schreibe doch bald, ich weiß nicht einmal, ob Ihr alle meine Briefe empfangt. Bei den Briefmarken ist die Bestätigung jedes Briefes notwendig. Grüße an alle.

H.

Wien, 8. September 1850.

Liebe Schwester!

Nimm meinen glühenden Dank für Deine Bereitwilligkeit, die mir unvergeßlich bleiben wird.

Ich fahre in einer Stunde nach Vöslau und kann Dir nicht mehr schreiben. Bald vieles, es drängt mich, eine Menge Gedanken los zu werden. Mit Sophie habe ich zwei interessante Briefe gewechselt.

Ich küsse Dich von ganzem Herzen und grüße alle

Dein

Bruder Hermann.

Wien, 22. November 1850.

Liebe Schwester!

Zugleich mit meinem herzlichen Danke für Deine Wünsche zu meinem Geburtstage empfange meine kurze, aber wohlmeinende Gratulation zum 25. November.

Ich habe die drei ersten Tage dieser Woche in vieler Unordnung verlebt. In meinem Zimmer, das ich nun bereits drei Jahre bewohne, wurde alles von unterst zu oberst gekehrt. Neue Tapeten, der Plafond gemalt, ein neuer, harter, eingelegter Boden, und all die hundert Kleinigkeiten, die mit solcher totalen Reformation verbunden sind.

Ich wohne aber auch jetzt wie ein Fürst. Gestern hat

der Zimmerputzer den Boden hell glänzend gewichst. Ich brauche ihn alle Monate zweimal und zahle jedesmal 20 Kr. Der größte Teil des Zimmers ist ohnedies mit Teppichen belegt. Die schönen Tapeten, silber und blau, forderten neue Vorhänge, und zwar ebenfalls blau und weiß mit blauen seidenen Quasten. Wo die Vorhänge sich teilen, hängen Efeukörbe, die ich mit besonderer Sorgfalt pflege. Alle 3—4 Tage wird jedes Blatt mit einer feinen Zahnbürste und Wasser abgerieben. Durch diese Manipulation erhalten die Efeublätter einen Metallglanz wie die Kamelienblätter. In der Mitte des Zimmers hängt vom Plafond, ebenfalls an weiß und blauen Schnüren und verziert mit dicken Quasten ein Blumenkorb aus blauem Glas, der immer mit Blumen gefüllt ist. Ein hängender Bücherschrank von der elegantesten Buchbinderarbeit, das große Porträt Sophiens mit dem prächtigen Rahmen, überschattet von einem Orangenblütenkranze und meine Lieblingsbilder zieren die Wände. Der Komod ist mit all den Tändeleien und überflüssigen Notwendigkeiten bedeckt, die man nur in Wien bekommt und wovon Du den Gebrauch zu erraten, fast in Verlegenheit wärest.

Ein Präsent, das ich zu meinem Geburtstage erhielt, steht nun auch darauf. Ein gesticktes Lesepult, von wunderbarer Arbeit und reich mit Gold und Samt ausgestattet. Alle Wochen habe ich in meinem kleinen Tempel jour fixe, wo regelmäßig einige Freunde kommen und wo von 5 bis 6 Uhr in der Frühe gespielt wird. Nun habe ich Dich in mein jungfräuliches Heiligtum eingeführt, das unter keiner weiblichen Hand schöner, lieblicher und eleganter werden könnte. Ich habe daher meinen ledigen Stand umso weniger zu bedauern, als mein Zimmer den Damen durchaus nicht verschlossen ist.

In diesem reizenden Orte bin ich jedoch wachend nur wenige Stunden des Tages. Um 9 Uhr stehe ich gewöhnlich auf. Zwei Stunden vergehen im Kaffeehause beim Lesen aller Zeitungen. Um 11 Uhr komme ich somit erst in die Kanzlei, wo ich bis 4 Uhr, oft bis 1/25 Uhr bleibe. Sodann gehe ich zur Stadt Frankfurt mit Beyrer, esse und komme meist um 6 Uhr nach Hause, wo ich, wenn ich ins Theater gehe, 1 Stunde, wenn ich in Soiréen will, 2 Stunden bleiben kann, die ich mit Lesen zubringe. Zum Nachtessen komme ich höchst selten, weil ich selten Zeit und Appetit habe. Es ist meist 1 Uhr, wenn ich nach Hause komme. So geht es alle Tage fort.

Im Ministerium ist eine große Veränderung geschehen, die mir lieb und unlieb ist. Minister Bach hat wieder Sitzungen eingeführt und alle Arbeitskräfte des Ministeriums in zwei Senate abgeteilt. Nur ist der große Unterschied gegen die Sitzungen der früheren Hofkanzlei, daß nicht alle Stücke seines Referates der Departementschef, wie früher der Hofrat, referiert, sondern jeder, der das Stück gearbeitet hat. Ich habe daher alle Wochen einmal wie ein alter Rat zu referieren, und man muß jedesmal sehr gut vorbereitet sein, um jeden Einwendungen der Sessionsmitglieder begegnen zu können. Das ist die unangenehme Seite der Sache. Die angenehme besteht darin, daß man durch das lebendige Wort seine Fähigkeit mehr zur Geltung bringen kann, als durch Akten, die höchstens der Revident liest, daß man in weiterem Kreise die Aufmerksamkeit auf sich zieht und Gelegenheit hat, sich auf eine bemerkbarere Weise in das Gedächtnis unserer großen Herren zu schreiben.

In Wien geht gegenwärtig nichts von Bedeutung vor. Die wenigen Katholiken in Wien sind nun auch in zwei Lager geteilt. Die Neukatholiken nnd die Altkatholiken. Die Letzteren sind

nur die Polizeisoldaten in der Soutane. Das ist der Katholizismus, wie er unter Kaiser Franz allen Geistern zum Ekel wurde, die sogenannten Josephiner, die eigentlich keinen Glauben haben, aber aus politischen Rücksichten einen „Untertanenglauben" fordern. Die Neukatholiken, das sind die Ultramontanen, wie sie in der Tiroler Zeitung vertreten sind. Die wollen den päpstlichen Absolutismus, allgemeine Priesterherrschaft, Ketzergerichte und den ganzen mittelalterlichen Apparat von Wundern, Ablaß und Missionen. Diesen Parteien gegenüber steht lachend das freie Volk und freut sich, wie sie sich gegenseitig anfeinden. Denn ein Heide wird von den Alt- und Neukatholiken nicht so verfolgt, als sie sich gegenseitig verfolgen. Da ist die Auflösung des Rätsels, warum der Kardinalshut an Wien vorübergegangen ist.

Grüße an alle.

Als Merkwürdigkeit verdient gesagt zu werden, daß im Monate Oktober d. J. drei meiner Geliebten geheiratet haben. Sophie, Theodolinde Gasteiger in Bozen und Valerie Peratoner in Rovereto. Es sind nun alle fünf versorgt, die ich auf dem Gewissen hatte. Die Leute reißen sich um meine abgetragenen Sachen. Ich wünsche der Frau Tante reich mit Gold und Silber beladene Zurückkunft.

Wien, 3. Januar 1851.

Liebste Schwester!

Es ist schon lange ein Brief von Dir angesagt, aber er will immer nicht kommen.

Mich hat eine ganz unerwartete Freude wie eine grüne Brücke in das neue Jahr geführt. Am Silvestertage erhielt ich von Sophie Vanoni aus Augsburg einen Brief,

womit sie mich abermals um Zurückstellung ihres Porträts ersucht, da ihr „Gatte“ einen „heiligen“ Anspruch darauf habe. Was doch die Leute für Rechtsbegriffe haben. Weil mir der Kerl mein bestes Pferd aus dem Stalle stahl, will er nun auch Reitzeug haben. Ich weiß zwar, daß Deine Ansichten über diesen Gegenstand von den meinen etwas abweichen, doch, mein liebes Kind, das ist in sehr vielen Dingen der Fall und hindert uns nicht, in der allerschönsten Harmonie zu leben und uns von Herzen lieb zu haben.

Bei unserem Ministerium sind im neuen Jahre einige Verstimmungen eingetreten. Lang genährte und hochgespannte Hoffnungen sind nicht realisiert worden. Es geht uns wie den armen Wienern, die täglich vergebens auf Aufhebung des Belagerungszustandes warten. Dafür rächen sie sich aber durch eine wahrhaft tolle Lustigkeit. So lange ich in Wien bin, ging es noch nicht so ausgelassen zu. Vater Welden hat z. B. erlaubt, daß die Kaffeehäuser die ganze Nacht offen gelassen werden. Es ist dies das erstemal seit 1848. Nun sind sie bis zum Sonnenaufgang gefüllt von Herren und Damen. Moral und politische Freiheit sind im umgekehrten Verhältnisse. Je weniger ein Volk politisch frei ist, desto entsittlichter wird es. Die Nordamerikaner sind das sittenreinste Volk und seit Wien unter der Rute steht und hundert Kanonen ihre breiten Mäuler in die freundlichen Vorstädte stecken, ist Wien ein wahres Sodoma geworden. Doch die Kunst hat ihre Tempel hier aufgeschlagen, ihre begeisterten Jünger beten täglich in Ton, Farbe und Wort für die liederliche Weltstadt und um dieser Gerechten willen hält Gott den Blitz zurück. Im März kommt die italienische Oper aus Paris hieher. Die unsterbliche Fanni Elßler wird tanzen. In der Burg

studieren sie Heinrich IV. und auf der Wieden ist Raimund, der österreichische Shakespeare, wieder auferstanden. Ich war noch nicht so glücklich, ein Sperrsitzbillet zu erhalten, so groß ist der Andrang. So ehrt und liebt Wien seine Dichter, und wer viel liebt, dem wird auch viel verziehen.

Was mich betrifft, so befinde ich mich im runden Zustande der Behaglichkeit. Ich hoffe und erwarte nichts mit besonderer Leidenschaft und da ich an das neue Jahr so wenig Anforderungen mache, so werden wir wahrscheinlich gute Freunde bleiben. Wenn es mich zum Kreisrat oder Bezirkshauptmann in Tirol macht, so ist es recht lieb und schön von ihm, aber ich werde ihm auch im entgegengesetzten Falle nicht gram werden, denn ich bleibe ja in Wien und Wien ist so schön. Grüße mir alle und schreibe mir bald. Du weißt, wie gerne ich Deine Briefe habe.

Hermann.

Ich sende Dir hier ein Muster der Wiener Kaffeehaus-Neujahrskarten. Du kannst sie als Kalender gebrauchen.

Wien, 5. April 1851.

Meine liebe Schwester!

Die Katzen sind fort und die Mäuse haben gute Tage, d. h. alle meine mittelbaren und unmittelbaren Vorstände sind zur Eröffnung der Eisenbahn nach Dresden gefahren, und ich habe mir vorgenommen, unter dieser Zeit von meinen Kanzleistrapazen auszuruhen. Nicht eines Blickes werden all die Stücke gewürdigt, die unser geschäftiges Manipulationsindividuum auf das kleegrüne Tuch

meines Tisches legt. Ich habe soeben eine Morgenvisite gemacht, bien chaussé, bien cravaté, bien ganté — und meine coiffure ist noch so frisch, als käme ich soeben aus den Händen meines Haarkünstlers.

Ich habe gestern von 9 Uhr bis 12 Uhr abends mit drei alten Weibern Whist gespielt — besonders eine — un vieux pot de pomade, sur lequel tout le monde a passé le pouce, und die wie ein junges Mädchen minaudierte, hat mir den Magen so verdorben, daß ich mich heute in aller Früh, nachdem ich bei Daum meine Chokolade genommen hatte, an etwas Frischem erquicken mußte.

Ach, wie reizend ist ein schönes Weib in einem schönen Negligé. Das matte Weiß ihrer gestickten Musseline, qui buvait la lumière sans la rendre, hatte das Verführerische der Eiderdaunen, man möchte sich hineinwerfen. — Aber ich wollte Dir ganz andere Dinge schreiben. Was kümmern Dich meine Morgenvisiten und meine Abendspiele!

Wie steht es denn mit Ferdinand? Der fürtreffliche Herr hat seit zwei Monaten nichts mehr von sich hören lassen, obgleich ich ihm schon einigemal dringend schrieb, er solle mir seine Ankunft zu wissen geben und ich ihm durch Ebenhoch ein nettes Präsent sandte. Ich hatte ein hübsches Zimmer für ihn im Auge, in meinem Hause im zweiten Stock, ich bin im vierten. Wenn er bis 15. nicht kommt, so wird das Zimmer vergeben. Ich kann es natürlich nicht nehmen, da ich nichts bestimmtes weiß, ob und wann Ferdinand kommt. Jedenfalls hat mir aber meine Hausfrau ein Bett für ihn versprochen, so daß wir beisammen in meinem Zimmer bleiben können.

Wien ist gegenwärtig am schönsten. Im Mai ziehen die Reichen fort. Jetzt ist alles auf dem höchsten Glanzpunkt. Der Prater wimmelt von tausend neuen Equipagen

— die italienische Oper hat begonnen — Fanny Elßler ist vorgestern angekommen, in der Burg ringen die Preislustspieldichter und die achtundvierzig Mädchen der Frau Weiß werden den Wienern von Tag zu Tag lieber. Dazu liest Holtei den Shakespeare und Nestroy hat ein neues Stück geschrieben. Das Schwurgericht wurde am zweiten eröffnet und verspricht äußerst interessant zu werden. Schon der erste Fall verursachte einen fürchterlichen Andrang. Es war eine Art Wundergeschichte von armen, erlösten Seelen und Fegefeuer, was weiß ich — kurz ein Spitzbube wußte mehreren Frauen Geld herauszulocken, um gepeinigte Seelen zu erlösen. Es ist darunter auch eine Dame von besserem Stande, der übel wurde vor Scham, als ihre Leichtgläubigkeit von dem ganzen großen Publikum belacht wurde. Es ist auch eine Seltenheit, daß eine Dame in Wien an ein Fegefeuer glaubt und die Neugierde der Wiener, dieses antidiluvianische Exemplar zu sehen, ist verzeihlich.

Der zweite Fall, der am Montag, 6. April, verhandelt wird, ist noch interessanter.

Einer der ungarischen Bischöfe, die hier in Wien Synode halten und viel Geld verzehren, hat in vertraulicher Absicht eine Dame besucht. Die Dame schien mit den Geschenken nicht zufriedengestellt gewesen zu sein und stahl dem hohen Herrn 3000 fl. Statt diesen Verlust als Strafe für seinen unheiligen Lebenswandel anzusehen und zu schweigen, machte der geistliche Herr Lärm und die Anzeige bei der Stadthauptmannschaft. Das Publikum sieht daher mit Spannung den Enthüllungen entgegen, die hier ans Licht kommen werden. In der guten, alten Zeit wäre so etwas vertuscht worden, aber die neue Zeit bringt alles an die Sonne. Der Bischof muß nebst der „Freundin“ vor die Schranken und die Wiener können sich umsonst

amüsieren. Nicht bald ist eine Institution, die neu war, so ins Leben des Volkes gedrungen, als die Schwurgerichte. Haselwanter sagte mir, daß auch in Tirol das Interesse groß sei, was mir gar wunderbar vorkommt. Der dritte Fall ist endlich eine Preßklage Dr. Ebersbergs gegen Saphir. Die Persönlichkeiten der Gegner sind Wiener stereotype Figuren und das Interesse ist um so allgemeiner, als man von Saphir köstliche Witze ganz umsonst wird hören können. Schreib bald. Und grüße alle.

Dein

Hermann.

Wien, 4. September 1851.

Liebste Schwester!

Es kommen drei Dinge in Deinem Briefe vom 30. v. M. vor, die mich zur unverzüglichen Beantwortung desselben bestimmen.

I.

Ich habe dem Otto zweimal geschrieben, er soll die Sonette dem Vetter Toni senden, weil Otto sie als radikal bezeichnete, und ich daher mit Toni Rücksprache pflegen wollte. Es war daher sehr leichtsinnig von Dir, sie der Redaktion zu senden, ohne sie nur zu lesen. Ist dies Schwestersorge? Was hätte es denn verschlagen, wenn Du mir zuerst geschrieben und meine Aufträge abgewartet hättest. Die Sonette liegen schon vier Jahre in meiner Mappe, sie hätten auch noch vier Wochen liegen können. Ich wollte strenges Maß daran legen und übersandte sie daher Otto. Der — Gott bewahr ihn, nennt sie radikal und weiß nichts eifrigeres zu tun, als sie

blindlings drucken zu lassen und ich schrieb ihm doch, „daß er sie nur dann der Redaktion übermitteln solle, wenn er sie ganz anstandslos finde, wenn sie nach keiner Seite hin verletzen. Du siehst daraus, daß man auch einem geistlichen Bruder nicht blind folgen soll, sondern selber prüfen, selber denken. Du hättest es besser gemacht. So viel hievon.

II.

Wenn ich über Sophie schimpfe, bin ich im vollsten Rechte. Wenn eine Geliebte die vertrautesten Briefe zum Verderben ihres Geliebten anwendet oder anwenden läßt, so ist dieses eine schuftige Handlung. Ich habe Pichler die Beweise dieser Schandtat in die Hände gegeben. Er fand es so niederträchtig wie ich. Daß Du auch so gehandelt hättest, glaube ich nicht — jedenfalls hättest Du Dir früher den ehrlichen Namen Deines Vaters von der Stirne kratzen lassen. Glaubst Du denn, der Mensch Vanoni ist umsonst toll geworden?

III.

Du schreibst: „Du bist mir ein Rätsel — wie konntest Du ihr dann ein Gedicht schicken, das sie noch dazu in ihrer gewiß traurigen und harten Lage — getröstet haben soll (?). Dies kann ich nicht zusammenbringen".

Von all dem verstehe ich kein Wort. Ich habe Sophie kein Gedicht geschickt, keines mehr auf sie gemacht seit 1846, gar nie daran gedacht und verachte nebst gewissen Leuten nichts mehr auf Erden als Sophie. Sei daher so gut und gib mir Aufklärung, wer Euch solche Märchen aufbindet und habe einmal den Mut, die Erfinder solcher dummen Geschichten geradezu böswillige Lügner zu nennen.

Danke Du in meinem Namen für Nettis Abschieds-

gruß. Der Mama schreibe ich nächstens. Mir scheint, Dir tut es weh, daß Du nicht auch irgend in einem Kloster bist.

Ich küsse Dich von ganzer Seele und hoffe baldige Antwort.

Dein

. Hermann.

Die ·/. laß Pichler zustellen.

25. November 1851 (?)[1])

Vas où je voudrais être[2]).

Liebste Schwester!

Wenn ich alle meine Wünsche ausdrücken wollte, wäre dieses Blättchen viel zu klein.

Manchen würdest Du vielleicht sogar streichen.

Doch gibt es unbestrittene Güter, Gesundheit, langes Leben, ein zufriedenes Herz.

Die ersten möge Dir Gott schenken, den ich hiemit recht warm darum gebeten haben will.

Das letztere mußt Du Dir selbst verdienen. Der Kreis, in dem sich das Weib im allgemeinen und Du Dich insbesondere bewegst, ist so eng umschrieben, daß er mit wenig Zierrat ganz leidlich geschmückt werden kann. In dieser Beziehung bist Du reicher als ich, denn in den wetteroffenen Gefilden meines Gebietes haben sogar die Rosen böse Träume.

Da sitzest Du nun im freundlich erwärmten „Stüble" und hältst den Brief in der Hand und durch all die

---

[1]) Das Fragezeichen bei der Jahreszahl ist von Gilm selbst.

[2]) Umschrift um das Bild eines Briefkouverts als Vignette des kleinen Briefbögelchens

verschneiten Gefilde schweifen Deine Gedanken bis nach Wien.

Du triffst mich ganz allein im Bureau; auf den Dächern liegt der Schnee, es ist sehr kalt, kalt in uns und außer uns.

Gestern überraschte mich Ferdinand mit einem Brief. Ich muß seiner Frau und der Ebenhoch Mäntel schicken.

Von Netti laßt Ihr gar nichts hören.

Ich möchte halt doch auch gern den Tag wissen, wann ich sie erwarten kann.

Heute, d. h. am 25. d. M., gibt es gewiß mittags eine Extraspeise.

Ich werde ganz in der Stille mit einem alten Österreicher Deine Gesundheit trinken.

Ich habe dem P. Toni mein Porträt geschickt. Er versprach mir, es Euch zu zeigen. So sehe ich jetzt aus. Trage mein Bild im Herzen, trotz Hesekiel und David, von denen keiner so viel wert ist als wir. Erstens bin ich ein besserer Poet als sie beide, und zweitens würdest Du in einer Million Jahre nicht so viel Sünden begehen, als David in einem Tage beging. Im Buch der Könige kannst Du dieses alles haarklein und so umständlich finden, daß ich vielleicht sehr in Deiner Achtung wachsen werde, nachdem Du es gelesen hast.

Wenn wir die Bayer-Bürck nicht hier hätten, so wäre es sehr tot in Wien. Ist Rachel die fleischgewordene Marseillaise, so ist die Bürk der weibgewordene Schiller. Die Oper „l'enfant prodigue" ist durchgefallen. Nur eine Luxus-Ausstattung, die selbst in Wien noch nicht gesehen wurde, konnte sie einigermaßen halten.

Morgen ist der erste Maskenball in den k. k. Redoutensälen. Ich gehe nicht hinein.

Übrigens Katzenjammer in allen Orten. Not, Teuerung, kein Geld und der Krieg hängt drohend über Europa.

Ich grüße alle. Dein

Hermann.

Wien, 14. Februar 1852.

Meine Lieben!

Tout n'est pas rose dans mon ciel, soll jüngst Louis Napoleon im vertrauten Kreise gesagt haben. Auch mein Himmel hängt nicht voller Geigen. Hat Ferdinand in Feldkirch Organisationsnöten, so habe ich sie nicht minder.

Im Sommer dieses Jahres werden in Tirol 72 Bezirkshauptmänner gemacht, die jedoch nur 1200 fl. Besoldung haben. Es werden ferner die Kreisämter wieder hergestellt und die Statthalterei auf den Personalstatus des alten Guberniums gebracht.

Es sind daher für mich nur zwei Kategorien möglich, eine Bezirkshauptmannsstelle (früher Landrichter) oder eine Sekretärstelle beim Gubernium. Als erster Kreiskommissär würde ich schon 200 fl. verlieren.

Nun wird es aber um die Gubernialplätze schauderhaft zugehen. Wir werden gegenwärtige Kreisräte und Bezirkshauptmänner darum buhlen sehen, denn die behalten als definitive Beamte ihre jetzigen hohen Besoldungen.

Bleibt daher nur der Bezirkshauptmann. Aber was ist das für ein Dienst.

Wer kennt nicht das gepeinigte Zugtier, das man in vormärzlicher Zeit einen Landrichter nannte. Mir schaudert

davor. Es will sich daher keine Tür öffnen in meinem Vaterland.

Das macht mich ärgerlich.

Ich bin jedoch fest entschlossen, keinen Schritt zu tun und alles dem Zufall zu überlassen.

Anders Ferdinand.

Der will Himmel und Erde in Bewegung setzen, um in Feldkirch bleiben zu können. Er hat mir vor vier Tagen diesfalls geschrieben und ich soll für ihn antichambrieren. Das ist alles Unsinn. Der Justizminister weiß selber nicht das letzte Wort. Die gegenwärtige Justizpraxis ist eben auch nur ein Versuch. Man experimentiert, weil man keine Ideen hat. Es ist geradezu lächerlich, für die Stabilität Ferdinands bei einem Manne zu bitten, der morgen schon ohne Portefeuille sein kann.

Aber Ferdinand hat so patriarchalische Ideen über unsere Zeit.

Und was ist des Pudels Kern?

Er hat den Unterrock seiner Frau an eine Stange gebunden und so geht er nun singend und betend durchs Land.

Das ist die volle Wahrheit. La vraie vérité, mais passons là-dessus.

Die beiden Kanarienvögel in Preßburg sind seit einiger Zeit still geworden. Mir scheint, sie mausen sich.

Von unseren Faschingsfreuden will ich Euch verschonen. Sie sind mir selbst manchmal ekelhaft. Dafür kommt aber der Frühling mit Macht und der ist der Liebling aller Menschen. Der hat keinen Feind.

Ich möchte jetzt in dieser Stunde, es ist 1/2 11 Uhr früh, mit Euch durch die Straßen Wiens gehen. Ein italienischer Himmel lacht herab, es ist warm.

Auf den Spiegelfenstern der Auslagen, im Lack der Equipagen steht die Sonne; lange blaue, weiße, rote Bänder flattern von den Stirnbändern der prächtigen Pferde, auf Strohplatten liegen die Blumen aller Zeiten und Zonen ausgebreitet, die Sommerrose und die Hyazinthe, die Kamelie und das Veilchen. Aus jedem Baumgang der Glacis tönt eine Orgel, hier betet der Prophet im Mainzer Dom, und dort locken Strauß' neue Windsorklänge. Und dazu diese warme, erquickende Luft, dieses erste Atemholen der Erde, dieser Hauch Gottes, wie er am ersten Schöpfungstage über die Flur ging.

Und wer sagt noch, das Leben sei nicht schön!

Liebe Caton, es wäre nun auch an der Zeit, daß Du mir einmal schriebst. Aber nicht so ein paar in Eile hingeworfene Zeilen. Nimm Dir gehörig Zeit. Suche Dir eine ruhige Stunde aus und plaudere. Ich täte es ums Leben gerne.

Aber ich darf es nicht tun. Dies Papier ist kein sicheres Behältnis mehr für die tiefinnersten Gedanken.

Franz soll sich schon jetzt umsehen, daß er bei der Reorganisierung der Statthalterei als Kanzlist definitiv angestellt werde.

Wenn ich ihm behilflich sein kann, werde ich es gerne tun. Da ist doch ein Vorteil.

Von Hugo erwarte ich immer vergebens Aufträge zur Papierlieferung.

Wie lebt Ihr denn mitsammen? Was macht Ihr die langen Abende? Um welchen Mittelpunkt dreht sich Eure kleine Welt?

Wer ist der Regen und wer der Sonnenschein?

Wo ist Moosbrugger Alexander?

Grüßt mir diese unserem Vater so zugetan gewesene

Familie von ganzem Herzen. Hab ich doch einmal im Innrain auf einem Hausball bei Moosbrugger im Erker des Zimmers „Die Kindsmörderin“ deklamiert.

„O Josef, Josef, auf entfernte Meilen“ und ein andermal in der Kirchgasse, — und doch, wo sind sie alle?

Indessen ist ein anderes Geschlecht
Im Feld und Walde blühend aufgestanden
Und ach, nur das Lebendige hat Recht.

Hermann.

Wien, 24. Februar 1852.

Meine Liebsten!

Obgleich heute Faschingsdienstag ist, oder vielmehr weil heute Faschingsdienstag ist, muß ich Euch schreiben.

Wo ist die Zeit, wo auch dieser Tag für unsern Familienkreis ein Ereignis war? Und wie zerpflückt, wie zertrümmert und verfallen sieht dieser Kreis aus? Der Vater schläft in den Höttinger Bergen, der liebe Vater, der schon einige Tage vor dem „Hausball“ eine Punschessenz zusammenbraute und mit allerlei geheimnisvollen Flaschen zu tun hatte und mit unerhörter Anstrengung den letzten Tropfen aus den Zitronen preßte. Könnt ihr ihn Euch noch so lebendig denken, wie er mit den hellen freundlichen Augen zwischen zwei Bergen von Faschingskrapfen stand und die altgilmischen, großen, goldverzierten Gläser füllte? Und wie er bedacht war, für den Aschermittwoch noch eine kleine Flasche dieses köstlichen Getränkes aufzubehalten und es im Ofenröhrl zu wärmen.

O diesen Aschermittwoch-Geruch nach Tisch von Sauerkraut, Stockfisch und aufgewärmtem Punsch! Wie klein waren diese Freuden und dennoch wie groß!

Nur noch einmal sollten wir wieder so alle beisammen sein, ich wollte tanzen bis die Sonne aufgeht.

Wer mag jetzt wohnen in dem großen Zimmer bei Wopfner? Die spielenden Kinder unter den übermalten Tapeten werden sich in stillen Nächten davon erzählen; ein Engel des Traumes legt vielleicht einen Faschingskrapfen in die einsamen Zellen zu Bruneck und Preßburg und der Staatsanwalt in Feldkirch hat vielleicht den unerklärlichen Einfall, ohne Vorwissen seiner Frau eine weiße Hose anzuziehen.

Und Dlle. Caton?

Hast Du keine poignée de larmes für die Jugendzeit?

Am vergangenen Samstag habe ich bei Hofrat Baron Adelsburg einen glänzenden Hausball mitgemacht. Da gab es alles, was das menschliche Herz erfreut, schöne Mädchen, viel Champagner und Kinder und Blumen. Die Kinder sind die Hauptzierde der Wiener Hausbälle. Bei uns schickt man sie ins Bett. Hier gelten sie als Dekoration. Adelsburg war in den Zwanzigerjahren Appellationsrat in Innsbruck und kannte unsern Vater. Ich erfuhr auch, daß Reichsrat Salvotti Ferdinand sehr gewogen ist und schrieb ihm sogleich, daß er sich an ihn wende. Ich glaube, wir werden ihn in Feldkirch erhalten können.

Heute ist zum Schlusse die berühmte große Maskenredoute. Ich bin noch nicht entschlossen, hineinzugehen, indem ich zwischen ihr und einer Hausunterhaltung schwanke.

Ich komme soeben von der Bastei. Da gehen Scharen von Menschen spazieren. Es ist der schönste, mildeste Frühlingstag. Wir haben heuer gar keinen Winter gehabt.

Was ich alles treibe!

Die vorige Woche habe ich einen ganzen Tag bei

einer Familie Soldaten ausgeschnitten und auf „Stöckeln gemacht“.

Ich kam aus den Kindheiterinnerungen gar nicht mehr heraus und das Taufwasser jener unentweihten Freuden hat mir allen Wiener — Faschingsschmutz aus der Seele gewaschen.

Ich bin ganz lilienrein und wenn ihr heute meine „nackte“ Seele sehen könntet, ihr würdet mich für einen „nicht mehr ganz jungen“ Erzengel halten.

Es war Jahrmarkt in Feldkirch. Jahrmarkt! Was schmettert und flimmert nicht in diesem Worte. Was ist der Kristallpalast in London gegen den Feldkircher Jahrmarkt im Jahre 1824? Gerade vor unserem Haus, mitten unter allerlei braunem, gelbem und grünem Geschirr, das auf Stroh gestellt gar lieblich in der Sonne leuchtete, hatte ein Krämer einen Tisch mit schwarzen Strohhüten aufgestellt. Ich und Ferdinand wurden mit solchen Kopfpützen geziert. Das waren stark gesteifte, glänzend schwarz gefirnißte, himmelhohe Dinger mit breiten Krämpen, inwendig kokett mit grüner Seide ausgefüttert und dazu die rotbraune Merinohose und der silberfarbene Pfingstfrack mit silbernen Knöpfen — so gings den Markt hinunter zum Bilderladen, Vater kaufte Farbenschachteln und Soldaten — — was ist der Wiener Frack, der französische Salonhut, was ist das Ballkostüm vom Jahre 1852 und die allerjungfräulichste Kamelie aus dem Bukett einer allerliebsten Bürgerin dagegen. So oft ich gesündigt habe, werde ich Soldaten „auf Stöckeln“ machen.

Aus Preßburg noch keinen Brief.

Ihr seid aber auch nicht fleißiger.

Ich werde mich jetzt bald entschließen müssen, ob ich nach Tirol will oder nicht. Wie ich höre, soll ein Bezirks-

hauptmann oder Bezirksamtmann wie sie heißen werden, doch 1400 fl. bekommen. Zudem dürfte an Kanzlei- und Reisepauschale, das auch 1200 bis 1800 fl. ausmacht, immer etwas erspart werden können. Es ist eine verfluchte Geschichte! Schreibt mir doch bald und grüßt mir die Moosbruggerschen.

Euer treuer Hermann.

Wien, 22. November 1852.

Liebste Schwester!

Diesmal ist es wieder Dein Namenstag, der mich auffordert, mich mit meinen herzlichsten Wünschen in Eurem Familienkreise einzufinden.

Ich wollte, ich könnte persönlich an diesem Tage zugegen sein, um Dich zu bitten, Dir auch selbst einige Freuden des Lebens zu gönnen und sich nicht selbst Martern aufzulegen. Was nützen alle die Wünsche derjenigen, die Dich lieben, wenn Du selbst sie alle vereitelst.

Es ist heute bereits 3 Uhr nachmittags, ich habe noch nicht einmal gefrühstückt, denn ich bin erst gegen 1 Uhr erwacht. Du mußt nämlich wissen, es war gestern die große Maskenredoute vor anfangs Advent und die darf kein braver Wiener auslassen. Ich habe daher doch sehr wenig geschlafen und es geht mir all der Lärm und die Höllenhitze noch im Kopfe herum.

An Neuigkeiten sind wir aber unendlich arm. Daß die Fiaker weiß und rote Fähnleins auf die Wägen gestellt haben, zum Zeichen, daß sie die Viertelstunde um 15 kr. fahren, wird Dich wenig erfreuen, obgleich die Stadt dadurch ein ungemein lustiges Ansehen erhält. Wir haben

gegenwärtig 100 Boxkab und Kab, 100 Fortuna- und Demifortunawägen, 100 Komfortables und Milords, über 1000 Fiaker und unzählige Omnibusse. Nun dazu alle die Privat- und Hofequipagen und Du kannst Dir eine Vorstellung machen, wie das alles den ganzen Tag durch die Straßen rasselt. Dazu fährt alles im schärfsten Trab.

Das Wetter ist warm und wie im Frühling. Der Prater ist voll Osterglocken und Anemonen und auf dem Wasserglacis haben einige rosenrote Akazien den allerliebsten Einfall zu blühen.

Ich habe noch nicht den Winterrock angetan und noch nie eingefeuert.

Über die neue Organisierung weiß ich noch nichts Bestimmteres. Ferdinand wird wohl fort müssen von Feldkirch. Er schrieb mir darüber einige ganz verzweifelte Briefe. Aber ich kann nichts tun. Ein Beamter muß sich alles gefallen lassen. So haben sie mir meinen Toni nach Glurns geschickt. Ein abscheulich Loch.

Grüße mir alle recht herzlich und bleibe gut

Deinem

Hermann.

Wien, 7. Juli 1853.

Liebe Schwester!

Was um Himmelswillen ist denn Euch zugestoßen, daß ich seit sechs Wochen auf zwei Briefe keine Antwort erhalte. Habt Ihr Eure Gäste noch? Auch sonst seid Ihr in Innsbruck meine einzigen Korrespondenten und da ich nie eine Tiroler Zeitung zu Gesicht bekomme, so wundert

es mich doch manchmal, wie sich meine gute Vaterstadt befindet.

Die ungarische Organisation ist an mir vorübergegangen. Ich kann nicht leugnen, daß ich mich gern als Statthaltereirat oder Komitatsvorstand gelesen hätte. Anderseits aber sind die ungarischen Verhältnisse nicht so lockend, um den Schmerz im Hinblick auf die vergrößerte Hoffnung, Tirol zurückgestellt zu werden, nicht verwinden zu können.

Mein neues, hübsches Logis ist nun die Ursache, daß ich viel und gern zu Hause bin, und auf allerlei Verschönerungen und Ausschmückungen denke und dieselben allsogleich ausführe, so daß es bei mir manchmal aussieht, wie in der Hugoschen Kunstwerkstätte.

Wien ist ohnedies herzlich langweilig im Sommer und gibts aus den leeren, brennenden Straßen keine bessere Flucht als in seine vier Wände.

Die neue deutsche Oper spielt vor leeren Bänken, das Burgtheater hat im Juli Ferien und die Pepita Oliva ist immer noch nicht da. Die Sommertheater haben aber in neuester Zeit derart ausgeartet, daß jeder gebildete Mensch fern bleiben muß. Dafür sind aber statt des im Mai verstorbenen Elefanten in Schönbrunn zwei, ein männlicher und ein weiblicher, aus Indien gekommen. Der alte Elefant war der Liebling von vier Generationen und mild und fromm wie ein Lamm. Er hat sich eine Verkühlung zugezogen und ist leicht und sanft entschlafen. Er steht nun ausgestopft in dem Naturalienkabinett und läßt die breiten, dicken Ohren hängen. Unter den hundertjährigen Buchen in Schönbrunn hatte er es schöner.

Die neuen Ankömmlinge konnten sich noch nicht die Gunst des Publikums erwerben. Das kolossale Ehepaar

sieht mit souveräner Verachtung auf all die Kipfel und Kaisersemmel, die ihm die Wiener durch das Gitter weisen, während der alte verstorbene Herr jede Kirsche zart und bescheiden aus den zitternden Händen des Kindes nahm. Ach! Die gute alte Zeit ist in Wien vorüber.

Ich hoffe mit umgehender Post auf einen langen Brief und grüße und küsse alle herzlich.

Hermann.

Wien, 2. Oktober 1853.

Liebste Schwester!

Ich muß Dir wegen Hanni schreiben, und zwar sehr unangenehme Dinge.

Gestern wurde ich zu Buol entboten, der mir sagte, daß das Finanzministerium auf den Antrag des Justizministeriums wegen einer Gnadengabe für meine Schwester nicht eingegangen sei, weil es gegen die Direktiven verstoße, Gnadengaben an Waisen zu erteilen, deren Mutter eine Pension genieße, und die noch Geschwister habe, die Erziehungsbeiträge besitzen.

Ich ging ganz bestürzt zu Mensi, der im Finanzministerium ist, und der mir sagte, es sei dies in der Sitzung so beschlossen worden und es lasse sich nichts mehr machen.

Darauf ließ ich mich noch einmal beim Referenten im Justizministerium melden und bat ihn, das Justizministerium möge doch seinen Antrag bei Sr. Majestät aufrecht erhalten.

Hofrat Kindinger sagte mir jedoch, daß dies nicht gehe, indem das Gesuch von Sr. Majestät nicht signiert sei.

Damit Ihr dieses versteht, muß ich folgendes bemerken.

Die Majestätsgesuche kommen auf dreifache Art herunter:

1. mit der Bezeichnung „ab aula",

2. mit der Bezeichnung „ab imperatore",

3. mit einem Handbillet des Kaisers, das auf das Gesuch geklebt ist „zur Berichterstattung Meinem Minister N. N."

Die Gesuche ad 1 werden einfach zurückgestellt.

Die Gesuche ad 2 werden nur dann dem Kaiser wieder vorgelegt, wenn die betreffenden Ministerien einig sind.

Über die Gesuche ad 3 muß immer Bericht erstattet werden.

Hannis Gesuch ist mit „ab imperatore" bezeichnet, gehört daher zur zweiten Klasse, und es kann nur dann der Vortrag an Se. Majestät erstattet werden, wenn das Finanzministerium mit dem Justizministerium einerlei Meinung ist.

Das war leider nun nicht der Fall, und das Gesuch geht an Graf Bissingen mit der Bemerkung zurück, daß es nicht berücksichtigt werden kann. Ich wollte Dich von diesem schmerzlichen Ereignisse in Kenntnis setzen, damit Du Mama auf gute Art vorbereitest.

Wäre das Gesuch auf die dritte Art signiert gewesen, so wäre noch einige Hoffnung, daß Se. Majestät auch ohne die Beistimmung des Finanzministeriums sich zu einem Gnadenakte bewogen gefunden hätte. Aber wie die Sache steht, gibt es kein Mittel und keine Hoffnung. Grüße mir alle und dem Franz meine schönsten Wünsche zum Namenstage.

Hermann.

Wien, 22. November 1853.

Liebste Schwester!

Es ist heute gerade der rechte Tag, um zum Gratulieren zurechtzukommen. Mögen Deine Wünsche alle in Erfüllung gehen; und wenn Ihr abends beisammen sitzt, so denkt meiner.

Meinen letzten Brief mit Tante Gilms Beilage werdet Ihr erhalten haben. Es kam jüngst Dr. Ofner, der in St. Pölten Advokat ist, nach Wien. Wir trafen uns zufällig im Gasthaus, ich frug ihn nach der Tante und er sagte mir, daß sie in den erbärmlichsten Verhältnissen lebe, und vielleicht die ärmste Frau in St. Pölten sei, indem sie fortwährend kräntle und gar nichts tun könne.

Das sind alles recht traurige Dinge.

Dem Hugo sage, daß ich Regnaults Chemie nachgefragt, aber erfahren habe, daß es eine alte, vollkommen unbrauchbare Scharteke sei; ich nahm daher Anstand, etwas zu kaufen, was gar keinen Wert hat. Die Chemie hat seit zehn Jahren eine ganz neue Bahn betreten, und wenn Hugo sich dieser Wissenschaft widmen will, der schwersten und umfassendsten, so muß er die Neuen studieren und nicht die Alten.

Ich will überhaupt mit der ganzen Sache nichts zu tun haben, sehe keinen guten Ausgang und will mich jedes Vorschubes enthalten.

In Wien wenig neues. Der Türkenkrieg kann nicht die geringste Unruhe in die heitere Physiognomie der Stadt werfen.

Die Katharinenredoute habe ich nicht besucht, obgleich ich schon Dir zuliebe hinein sollte. Allein das Ding kostet zu viel Geld.

Der Futterkasten nimmt nun den größten Teil des Einkommens in Beschlag und es bleibt wenig für Unterhaltung. Eine solche immense Teuerung aller Lebensartikel ist noch nicht dagewesen; mit Mühe und Not ißt man sich mit 1 fl. Konventionsmünze satt auf Mittag. Dazu der Krieg, der Winter dazu und noch neun Monate bis zur nächsten Ernte.

Von der Organisierung ist noch alles still. Man glaubt, es werde erst im Frühling losgehen. Mir ist's recht. Ich bringe diesen letzten Winter noch sehr gern im unvergeßlichen Wien zu. Lebt alle recht wohl und Du bringe den Tag gut zu.

Hermann.

Wien, 23. Januar 1854.

Liebste Schwester!

Die von Ferdinand gesandten 5 fl. habe ich am Tage des Empfanges an Tante Friederike gesandt und gleich darauf von ihr Antwort erhalten. Deine 5 fl. werde ich am 1. Februar schicken, am 1. März dann von mir 5 fl. und im April muß Ferdinand wieder losrücken. Die alte Frau ist fortwährend krank, kann nicht aus dem Hause und muß mit jährlich 150 fl. leben. Wir tragen hier eine sehr alte und sehr dringende Schuld ab Ich habe Ferdinand schon hierüber geschrieben. Um etwas hat mich die Tante vorzüglich gebeten, nämlich Du möchtest ihr schreiben Tue es doch unverzüglich.

Ich schickte Dir sehr gern wieder einige Briefe von ihr, aber es kommen einige sehr delikate Dinge darin vor, die sich auf den seligen Vater beziehen, und die Ihr nicht gern hören dürftet. Es ist besser, ich sag Euch nichts davon.

Das neue Jahr habe ich mit Bettlägerigkeit begonnen. Ich habe mir durch einen Fall am Knie wehe getan, ich kann noch jetzt treppab nur mit Mühe und überhaupt sehr langsam gehen. Sechs Tage bin ich gelegen. War recht angenehm, das. Aber ich hatte eine vortreffliche Bedienung. Meine „Maly“ brachte mir alle Morgen und Abend die Zeitungen, kochte mir Kaffee und Tee und trug Speis' und Trank herbei. Vorgestern, am Samstag, wollte ich auf einem Künstlerball in der Josefstadt mit der Sängerin Rosa Schwarz einen Walzer versuchen. Allein der Versuch ist elendiglich mißlungen. Ich mußte mich um einen alter ego umsehen, den ich auch in Gestalt eines schwarzbärtigen Akademikers fand.

Recht betrübt haben mich Alberts schlechte Fortschritte. Ihr müßt die Sache ernsthaft nehmen. Albert hat keine andere W a h l, als zu studieren oder zum Militär zu gehen. Beides ist gleich ehrenhaft. Das Militär ist keine Strafe, ist gegenwärtig der geachtetste Stand im Land; die Lust dazu kommt meist, wenn man dabei ist. Fühlt man sich einmal erst als ein Teil dieses ehrenwerten Körpers, so kommt auch die Gnade über einen.

Dazu ist keine Zeit zu verlieren. Jedes Jahr eines schlechten Studenten ist unersetzlicher Verlust. Jetzt kann er mit Ehre als Kadett eintreten. Aber er soll es nicht darauf ankommen lassen davongejagt zu werden. Was will er dann anfangen? Eine ehrlose und elende Existenz auf jedem anderen Wege. Gebt Euch keinen Täuschungen hin. Ein Mann aus guter Familie, der kein Kapital für ein Geschäft hat, kann nur studieren oder Soldat sein. Er sagt, er habe keine Lust zum Militär. Hat er sie vielleicht zum studieren?? Gewiß nicht. Und doch ist er dabei. Also soll er auch ohne Lust zum Militär

gehen und bald wird er es Euch danken, daß Ihr ihn noch zur rechten Zeit gerettet habt — ja gerettet! Sonst ist er verloren auf immer und ewig! Wäre ich sein Vater, so wäre er in acht Tagen im Ehrenkleid unserer unsterblichen Armee, der Stolz des Landes und die Freude unseres Kaisers. So kann ich freilich nur raten und reden. Mögen meine Worte nicht auf Felsen fallen.

Den Schwestern in Preßburg habe ich auf Neujahr geschrieben, sie haben noch nicht geantwortet.

Sonst gibt es wenig neues. Die Börse fürchtet einen Weltkrieg und das Silber und mit ihm die Teuerung steigt täglich. Heute haben wir es auf 26, somit ist es seit zwei Monaten um 20 Prozent gestiegen. Und die Verhältnisse werden immer schwieriger, die Wolken immer dunkler.

Ferdinand ist des süßen Glaubens, ich habe hier Einfluß auf sein Schicksal. Ich kann gar nichts für ihn tun. Er weiß eigentlich selbst nicht was er will. Er macht immer Vorbehalte. Wenn ich z. B. heute zum ungarischen Referenten gehe und er schickt ihn als Rat nach Szegedin, so wird er wild sein auf mich. Ob er in Feldkirch bleiben kann, hängt von Zwickle ab; seine Briefe sind gar nicht zu lesen, so greint er. Und es wäre doch so gut fürs Mandl, wenn er Luftveränderung machte.

Tausend Grüße und Küsse an alle.

Hermann.

Wien, 6. März 1854.

Meine Lieben!

Ich weiß nicht, warum mich Eure Briefe immer in eine unbehagliche Stimmung bringen. Wenn man die Beschreibung Euerer einzigen, so gar bescheidenen Faschings-

unterhaltung liest mit Gugelhupf, Braten und Punsch, so möchte ich weinen. Ich bin die letzten 14 Tage gar nicht aus der weißen Krawatte herausgekommen. Öffentliche Bälle besuchte ich keine, aber die Einladungen auf Hausbälle kamen massenhaft.

Wien ist ein sonderbarer Ort. Je ernster die Zeit ist, desto toller geht es hier zu. Aber Ihr hört nicht gern davon sprechen und so will ich denn Euch mit all den Torheiten verschonen, die ich in diesem Fasching begangen habe. Aber meinem alten, lieben Friederikchen in St. Pölten muß ich alles erzählen, nicht einen Walzer, nicht ein Redoutenabenteuer darf ich ihr schenken, „weil ich sie halt gar so sehr an ihren Seligen erinnere“. Muß auch eine fidele Haut gewesen sein, der selige Herr Onkel.

Übrigens muß ich hier noch einen Irrtum berichtigen, in dem sich Caton befindet. Ich habe nicht gesagt, daß Tante Gilm auf unseren Vater selig nicht gut gestimmt ist, Caton hat mich ganz mißverstanden. Tante wartet mit Sehnsucht auf einen Beief von ihr. Wollt Ihr mich denn ganz allein herrschen lassen in diesem unvergleichlichen Herzen? Seht, wenn ich ein Egoist, ein raffinierter Feinschmecker wäre, so behielte ich die ganze Fülle ihrer Zärtlichkeit, ihrer Liebe, ihrer herzgewinnenden Laune, den ganzen Segen eines schneeweißen Haares, das ganze „heilige“ Lächeln eines Altmütterchens für mich und sagte Euch kein Sterbenswort davon. Aber beileibe, da sei Gott für, ich bin nicht so egoistisch, ich möchte teilen mit Euch . . . und Ihr wollt nicht.

Unter den rauschenden Freuden des Faschings befindet sich aber ein kleines Plätzchen stiller Empfindung, an das ich mich immer gern erinnere, und das in die Harmonie Eures Lebens gewiß keinen Mißton bringt.

Ministerialrat Beyrer hatte mich und mein Röslein zu einem Souper im Hotel Daum eingeladen. Da saßen wir denn von 10 bis 2 Uhr nachts zu dreien in einem kleinen, feenhaft ausgeschmückten Zimmer, umduftet von allem, was ein Wiener Hotel aufzubringen imstande ist. Es gibt nichts reizenderes als solch ein **entre nous.** Röslein wurde stark begossen und glänzte und blühte allerliebst. Die Poesie stand leibhaftig unter uns, badete sich in den Champagnerkelchen und schlüpfte in die Eistorten. Wäre Caton bei uns gewesen, sie hätte vielleicht den „Jakob Stainer“ verstanden.

Mit dem Gesuch Hannis werde ich mein möglichstes versuchen. Aber ich habe schon gesagt, ich kenne die Wege der Allerhöchsten Signierung nicht und Feßler hat schon einmal nichts ausgerichtet. Allein da dieser Gegenstand beim Ministerium des Innern läuft, so habe ich doch wenigstens ein freundlich geneigtes Ohr des Referenten für mich, das gehörig anzufüllen meine Sorge sein wird.

Es ist schon 3 Uhr vorüber und mich hungert. Noch etwas: für Ferdinand steigen die Feldkircher Hoffnungen; aber schweigt gegen jedermann.

Ich umarme und küsse Euch alle.

Ist denn Pepi Oberin in Bruneck geworden?

Hermann.

Der Suppentopf ist wieder auf eine Stunde hinausgeschoben — und dazu muß heute noch Montag sein, wo es herrlich gewürzte Leberknödel gibt beim „wilden Mann.“

Bis 4 Uhr bin ich an diesen v . . . Tisch genagelt, auf dessen grünem Tuche sich eine reizende Unordnung befindet. Mein Hofrat ist in einer Sitzung beim Handels-

ministerium und hat mich ersuchen lassen, bis 4 Uhr auf ihn zu warten. Um mir Zeit und Hunger zu vertreiben, greif' ich wieder zur Stahlfeder. Zwischen 12 und 1 rauschen verschiedene fesche Nymphen mit unglaublich viel weißporzellanenen Suppenschalen durch die Gänge des Hauses und verschwinden in den Bureaus. Aber ach, nun ist keine mehr zu sehen.

Doch Courage und etwas Lustiges.

Am Faschingsonntag früh brachte mir mein Stubenmädel einen kleinen Brief. Ich lag noch im Bette, bat die „Maly" die Rouleaux aufzuziehen, eröffnete das kleine, braune Siegel und las:

Venez après-demina, mardi, au bal masqué, car j'ai besoin de vous parler. Je porterai un domino noir et dans la main gauche un bouquet des roses et des camélias. La parole est: „raisins malades". Si je ne vous rencontre plus tôt, vous me trouverez à 2 heures dans la grande salle à gauche près de l'orchestre. Venez pour sûr, car il m'importe bien de vous voir.

Am 27. Februar um 1 Uhr verließ ich einen sehr eleganten Hausball bei einem reichen Juden und trollte der kaiserlichen Burg zu, in der sich die grandiosen k. k. Redoutensäle befinden. Es war gedrängt voll, eine Hitze zum Ersticken und ein Geschrei von gedrückten und gekniffenen Masken zum Gehör verlieren. Die Damen sind nämlich alle maskiert, aber nur in Domino, die Männer alle in Balltoilette. Mit unsäglicher Mühe gelangte ich im großen Saale auf die linke Seite des Orchesters. Mehr als 100 schwarze Dominos und mehr als 50 Rosen- und Kamelienbuketts waren hier auf den rotsamtenen Diwans zu sehen. Ich ging an jeder so nahe vorbei, daß sie mir die „raisins malades" zu-

flüstern konnte, aber das waren alles Dämchen die sich mit ganz anderen Dingen zu beschäftigen schienen als mit kranken Trauben. Wild und enttäuscht wollte ich den Platz verlassen, als es kitzelnd in mein linkes Ohr flüsterte: „raisins malades". Im nämlichen Augenblick lag auch ein feiner, weißer Handschuh auf meinem Arm und das Maskengeplauder begann. An Sprache und Tournüre, an Hand und Fuß war zu entnehmen, daß ich nicht in eine jener Fallen gegangen bin, wie sie an diesen Tagen zu tausenden gelegt werden. Es gibt einen Teil der Redoutenlokalitäten, der heißt die Seufzerallee. Es ist eigentlich ein Gang, der mit hübschen Bildern geschmückt, einige Speisezimmer verbindet. Dahin flüchten sich sentimentale Seelen, keusche Herzen, die das Treiben im Saale verletzt . . . Dahin führte ich meine Unbekannte.

Was ich in sie drang die Maske zu lüften, weiß nur Gott und mein erschöpftes Gehirn und meine müde Zunge. Mich hat in Wien noch keine Maske angesprochen, deren Demaskierung mir wenigstens in der Kredenz mißlungen wäre. Allein von Erfrischungen wagte ich gar nicht zu sprechen, denn es lag ein Etwas im Ton ihrer Stimme, das mich in ehrerbietigster Entfernung hielt. Und doch war sie lieb und gut und freundlich wie ein Engel, und sagte so viel Schönes von Tirol und von der Dichtkunst, und von der Liebe zum Lande, die in seinen Dichtern lebt, daß ich hätte niederknieen mögen vor ihr. Nach einer Stunde verschwand sie unter die tausend anderen schwarzen Dominos und kein menschliches Auge hätte sie mehr finden können. Ich ging nachdenkend nach Hause und schlief mit „den kranken Trauben" ein. Am anderen Tag las ich meinen „Sonntagsmorgen" im Tiroler Boten, wo die letzte Strophe heißt:

„In der Höhe Lerchen singen,
„In der Tiefe Bienen beten:
„Laß kein Dichterherz zerspringen,
„Keinen Blumenkelch zertreten!

Gott sorgt für die Seinen!

Nun ist's 4 Uhr geworden und mein Hunger viermal größer als früher.

Es küßt Euch alle nochmals

Hermann.

Wien, 11. März 1854.

Liebste Schwester!

Heute habe ich den anliegenden Brief vom Tantchen bekommen für Dich und ich hoffe, Du wirst ihr nun augenblicklich schreiben, wenn es auch in allen Kirchen zu Innsbruck zusammenläuten sollte.

Mir hat sie mit einem herzinnigen Briefe ein Dutzend Socken geschickt, die sie selbst gestrickt hat. Ob die mich freuten!

Es ist heute so ein herrlicher, warmer, sonniger Frühlingstag und alles strömt in den Prater, wo die Wiesen voll Schneeglöckchen stehen.

Schau doch, daß Albert über dem Wasser gehalten wird. Man verlangt ja keine ausgezeichneten Fortschritte, aber in der Mittelmäßigkeit sich zu bewegen, das ist so leicht. Führ' ihm doch sein Schicksal zu Gemüte, daß er auf sich allein angewiesen ist und nirgends als in sich selbst Hilfe zu erwarten hat. Male ihm ein verlorenes Leben

aus mit allen Farben. Aber mir scheint, Ihr fangt das Ding immer am unrechten Platz an.

Grüße mir Mama, Tante und alle Geschwister.

Dein

Hermann.

Wien, 23. März 1854.

Meine Lieben!

Ihr habt dem alten, närrischen Mütterchen in Niederösterreich ein paar Jahre an ihrem Leben geschenkt. Sie schrieb mir heute und ist ganz außer sich vor Freude. Gott lohn's Euch.

Aber das nächstemal müßt Ihr Du schreiben. Ich tue es schon lange.

Besonders von der Caton hat sie es erwartet, das gute, liebe, heilige Du.

Wie verzweifelt Ferdinands Lage ist, seht Ihr aus seinem anliegenden Brief. Und ich kann ihm nichts tröstliches schreiben. Am 1. oder 2. April gehe ich nach Preßburg; wir haben das herrlichste Frühlingswetter.

Adieu.

Hermann.

Linz, 1. Oktober 1854.

Liebste Schwester!

Wenn man so viel schreiben muß, wie ich bei der obderennsischen Statthalterei schreibe, so verliert man die Lust an den Korrespondenzen. Zudem hat mich gar vieles

in fortwährender Mißstimmung erhalten und ich schreibe nicht gern unter dem Drohen dieses schwarzen Gefieders.

Als Alberts Brief in Linz ankam, war ich in Wien. Ich wollte, eigentlich ich mußte, mich selbst überzeugen, wie Rosa den Bruch aufnimmt. Sie hat wohl sehr hart getragen; doch wird sie sich fassen und die Zeit alles gut machen. Wenigstens hoffe ich es und schläfere damit mein Gewissen ein, so gut es gehen will. Denn ich habe schlecht an Rosa gehandelt und werde mich dessen immer anklagen.

Bei allen anderen ähnlichen Gelegenheiten hatte ich eine Menge „Recht" auf meiner Seite. In diesem Falle gar keines und nur aus Eitelkeit, der dummen, argen Welt zuliebe, warf ich das letzte Herz, das für mich auf dieser Erde geschlagen hat, von mir. Der Statthaltereisekretär v. Gilm heiratet eine Kassierin. Hui! welch ein Bissen für alle die Weiber!

Der Mensch ist doch ein niederträchtig schlechtes Geschöpf.

Manchmal meine ich, es sei alles nicht wahr, es ist mir, als könnte ich die Schuld gar nicht tragen und bald darauf steht die Unmöglichkeit einer Heirat wieder riesengroß vor mir.

Zu all dem hat sich hier ein junges, ein blutjunges, schönes Mädchen in mich verliebt. Es war schon beim Ja sagen, nur diesen Hauch und wir wären verkündet worden, aber Rosas Gespenst trieb mich weg und ich sagte „nein". Nun kränkt sich die auch und ist zur Heilung ihrer Wunde, die ihr mein Korb verursachte, nach Wien gereist.

Wie glücklich hätte ich sein können mit diesem Mädchen.

Vor lauter Weibern komme ich nicht zum Heiraten.

So bleibt halt's Brüderl vorderhand noch ledig.

Wien hat mich viel Geld gekostet und ich konnte Albert nichts schicken.

Ich lege hier für ihn 2 fl. bei wenn er der Lena, die ich herzlich grüße, mehr schuldig ist, so schreibe es mir.

Von Ferdinand ist es nicht schön, daß er Albert an Fremde gibt.

Gott gebe, daß das Experiment gut ausfällt. Ferdinand schimpft; das ist nicht schön von ihm; vielleicht kommt er doch noch zur Einsicht. Bisweilen ist halt die Kur langwierig.

Nun soll ich gar Schritte machen, daß er Ministerialkonzipist im Justizministerium wird.

Der Tor! Diese Stellen erhalten nur junge Protektionskinder. Im Jahre 1854 will er nach Wien, und als er gehen sollte, schrieb er dem Minister einen lächerlich einfältigen Brief.

Ich lebe wie Gott in Frankreich! Ein Statthaltereisekretär ist in Linz mehr, als in Wien ein Hofrat. Ich bin beliebt, angesehen, fetiert, esse und trinke gut, arbeite wie ein Mülleresel und lasse wie Du „den lieben Gott" den Staat verwalten. Ich will damit nichts mehr zu tun haben und bin froh, daß für dieses ekelhafte Geschäft ein anderer da ist.

Tante Gilm wird bald sterben. Sie ist sehr schlecht. Schreibt ihr noch einmal. Grüße an Mama, Franz, Hugo, Lena.

Dein alter Hermann.

1854

Liebste Schwester!

Ich habe nur zwei Minuten Zeit. Soeben eine lange Epistel an die dicke Toni beendet, übersende ich nun dem Zitherschlager Albert 2 fl.

Wie haben Dir meine „kranken Trauben" gefallen. Ich habe hier Glück gemacht damit. Besonders die Buol überschüttete mich mit Schmeicheleien.

Ich hoffe von Tag zu Tag auf eine Beförderung — ich dachte es müßte heute . . . . . .*)

Es ist die höchste Zeit, daß ich einmal in die 2000 fl. komme.

Wohin es mich aber verschlägt, ist noch Geheimnis.

Vor ich aber an meinen Bestimmungsort abgehe, komme ich noch zu Euch und wärs mitten im Winter, was wahrscheinlich der Fall sein wird.

Grüße und Küsse an Alle.

Dein

Hermann.

Linz, 2. November 1854.

Liebste Mutter! Liebe Geschwister!

Meinen herzlichsten Dank, liebe Mutter, für Ihre gestern erhaltenen Wünsche und Ihre gutgemeinten Worte, die mir viel Stoff zum Nachdenken und zur Beherzigung gegeben haben.

Den gleichen Dank der Caton und dem Bruder Franz.

Die Ernennung Ferdinands zum Bezirksvorsteher in Bruneck hat mich unendlich gefreut. Schon lange hat mich eine Nachricht nicht so glücklich gemacht. Er paßt ganz dazu, und wird als „Erster" in Bruneck viel zufriedener sein, als ein subalterner Beamter in Feldkirch.

---

*) Eine Briefzeile ist hier weggeschnitten.

Wenn die Verantwortung nicht wäre, die mit dieser Stellung verbunden ist, so möchte ich ihn darum beneiden, obgleich ich durchaus keine Ursache zu klagen habe und ziemlich zufrieden bin.

Wir, d. h. ich und Ferdinand, patschen so ziemlich gleich langsam fort und bin ich ihm auch einmal um einen Rang voraus, gleich hat er mich wieder eingeholt.

Nun gleichen wir uns wieder wie ein Ei dem anderen, vorausgesetzt, daß er seinen neuen Uniformrock nicht beim „faltenverschwendenden Oberhammer“ machen läßt.

Am vorigen Sonntag (29. Oktober) hat mich Feßler im Bureau überrascht; sein Bauch wird immer größer und die Haare immer weniger. Sonst ist er der alte, gemütliche Mensch.

Wir machten auf Nachmittag eine Partie auf den Pöstlingberg aus und er versprach mir den Tiroler Boten mitzubringen, wo die neuen Bezirksvorsteher und Adjunkten alle darin sind.

Es war ein prachtvoller Tag und der Pöstlingberg ist die Akropolis von Linz. Er steht wie ein Zuckerhut frei von allen Seiten über der Donau und seine Stirne krönt eine hübsche Kirche, in der Art wie die Wildauer Kirche mit zwei Türmen.

Weit ragt das schneeweiße Gotteshaus über die herrlichen Donaulande. Und oben ist die Aussicht unermeßlich schön. Bis nach Niederösterreich schweift der Blick, dem breiten, blauen Band der Donau folgend, das in hundert Windungen da liegt, während gegen Westen die Riesen der Salzburger Alpen stehen, mit ihrem Chef und Kommandanten, dem Traunstein.

Den Berg hinan schwelgten wir in den Erinnerungen an unsere Mitschüler, deren wir manche fanden. Der

„Anderl" vulgo Stocker Andreas, einst mein Sancho Pansa auf den Irrfahrten der Liebe, nebstbei Elefant und Stutzer, Dilettant mit einem Bierdeputat beim Rosaneum (o süße, rosige Zeiten!) ist Bezirksvorsteher im Sarntal. Sein Embonpoint soll sich in die Anforderungen einer modischen Hose auch nicht mehr recht schicken wollen. Der Unglückselige.

Dagegen haben sie den alten Landrichter Bildstein zum Adjunkten degradiert. Es müssen diese Ernennungen einen kuriosen Lärm gemacht haben. Ich finde das Gute überall mit kluger Hand hervorgehoben; ein tiefes Eingehen in alle Verhältnisse spricht daraus und man wird im Lande zufrieden sein, wenns auch viele Einzelne nicht sind.

Jeder Name, den ich las, hatte Erörterungen zur Folge und tausend vergessene Geschichten wurden beim Ton eines bekannten Namens wieder wach. So kamen wir in einer Stunde auf den Berg. Mir war sehr heiß geworden und Feßler mußte unaufhörlich seinen apostolischen Scheitel trocknen. Ich schlug vor, zuerst ins Wirtshaus und dann in die Kirche zu gehen. Aber ich griff mit meiner Sanitätspolizeimaßregel nicht durch. Das ginge nun ein- und allemal nicht, meinte der „Hofkaplan" und legte sein Kinn ganz entschieden in seine weinrote Krawatte. Solche Krawatten haben im Jahre 1848 die Demokraten getragen, nun tragen sie die Hofkapläne. Es ist doch eine pudelnärrische Welt und ganz gemacht, den lieben Gott bei guter Laune zu erhalten. Er meinte, wir könnten uns im Freien etwas abkühlen und dabei die Aussicht bewundern. Gegen diesen vernünftigen Vorschlag war nun freilich nichts einzuwenden. Als wir nun aber in die Kirche gehen wollten, kam mir neue Verlegenheit. Ich habe einen Hund! er heißt Amie und ist ein Ideal von Liebenswürdigkeit, Schönheit

und Verstand. Amélie, meine letzte, 14tägige Geliebte, hat ihm ein Perlhalsband gestickt, an dem zwei große geranienrote Quasten hängen. Wir waren einige Male zusammen auf dem Pöstlingberge und Amie saß immer neben ihr und aß die fetten „Äpfelküchle“, hier Apfelschnitten genannt, aus ihrer weißen Hand.

In Erinnerung an die Küchle und die weiße Hand, hatte sich Amie vor das Tor des Wirtshauses gesetzt und war um keinen Preis wegzubringen. Ich konnte ihn nicht aus den Augen lassen, weil ich fürchten mußte, daß eine solche außerordentliche Schönheit nicht lange ohne Liebhaber sein dürfte. Amie ist weiblichen Geschlechtes, und obgleich sehr spröde und im Umgang mit dem stärkeren Geschlechte sehr schüchtern, möchte ich denn doch dem goldenen Sprüchlein folgen: „Besser bewahrt als beklagt.“ Zum Glück fand ich einen Bekannten, in dessen Obhut ich die unfolgsame Schöne gab, nicht ohne ihr die heftigsten Vorwürfe gemacht zu haben, die aber auf sie nicht den geringsten Eindruck zu machen schienen.

Amie ging ins Wirtshaus und ihr Gebieter in die Kirche.

Es war soeben eine Prozession angelangt und die Kirche war voll von den schwerseidenen Kopftüchern der Oberösterreicherinnen. Feßler okkupierte einen Stuhl, kniete nieder, legte das Gesicht in beide Hände und schien in den allertiefsten Betrachtungen versunken.

Es ist im ganzen Erzherzogtum Österreich die liebliche Sitte verbreitet, daß in den Kirchen gesungen wird; das nämliche geschieht auch bei Prozessionen. Das klingt ganz anders, stimmt ganz anders zur Andacht, als das klappermühlartige Vaterunserbeten in unseren Kirchen.

Gar hell und weich klang der Diskant der Weiber,

und der Baß der Männer begleitete ihn so zart, daß man diesen rauhen Mostnaturen eine solche rücksichtsvolle Galanterie gar nicht zugemutet hätte.

Unterdessen hatte der Mesner die Kerzen auf dem Hochaltare angezündet. Mir war das völlig gleichgiltig und ich sah dem traurigen Mann — alle Mesner sind traurig — ohne alle Gemütsaufregung zu. Feßler schien mit seiner tiefsinnigen Untersuchung auch fertig geworden zu sein und ich erlaubte mir zum Zeichen, daß wir unserer Wallfahrtspflicht hinlänglich Genüge geleistet haben dürften, den Hut zu ergreifen, als ein Geistlicher im Chorrock den Altar betrat, den Schlüssel in das Schloß des Tabernakels steckte und alle Anstalten zu einem Segen traf. Als jedoch das Ziborium herausgedreht war, ging der Geistliche wieder die Altartreppe hinab, und nun begann ein Gesang mit Orgelspiel, in dem der Geistliche sehr viele lateinische Solos hatte und der über eine Stunde dauerte — ich glaube, sie haben alle Psalmen Davids gesungen — bis wir endlich unseren Segen bekamen und das Ziborium wieder eingedreht und gehörig verschlossen wurde. Nachdem wir uns überzeugt hatten, daß alles gehörig versorgt und daß nun nichts mehr zu erwarten sei, gingen wir.

Ich sah auf die Uhr; wir waren 5/4 Stunden und 8 Minuten in der Kirche. „Das ist denn doch zu stark“, sagte ich zum Herrn Hofkaplan, „und dunkel wirds auch schon.“

„Schau Hermann,“ sagte Feßler, „es schadt Dir nichts, wenn Du auch einmal ein Stündel in der Kirche bist.“

Das sagte Feßler so treuherzig, so gemütlich, daß ich ihm auch den sauren Wein im Wirtshaus zum Opfer brachte, die Amie holte und mit ihm und ihr in der allerbesten Laune wieder bergab zog.

Zwei Tage darauf bin ich 42 Jahre alt geworden. Ich kann meine grauen Haare nicht mehr verbergen. Den Bart kann ich noch mit viel Mühe schwarz erhalten, indem ich jedes weiße Haar ausziehe, aber auf dem Scheitel liegts wie ein gelinder Reif, der auch der besten Pariser Cosmetiques spottet. Wenn der Herbst meines Lebens so schön ist, als es dieser Herbsttag war, bin ich zufrieden.

Ich habe hier einen guten Freund, Professor Stranik aus der Oberrealschule. Den führte ich in einem Fiaker in die Zislau. Die Zislau liegt am Einfluß der Traun in die Donau, eine Stunde von Linz. Die Traun führt herrliche Forellen und seit dem Pfirsichfleische der Antholzer Forellen im gesegneten Pustertale habe ich keine besseren Fische gegessen. Fiaker sind 19 in Linz. Ich suchte mir das eleganteste Zeugel aus. Die offene, viersitzige Kalesche war nicht übel, louisenblau montiert und hatte fast die Form eines modernen Wiener Schwimmers. Wir stiegen bei meiner Wohnung ein, ich und Stranik auf dem Hintersitze, die Amie allein auf dem Vordersitze. Sie gab sich alle mögliche Mühe, hübsch gerade und anständig zu sitzen, allein das elende Linzer Pflaster brachte ihre Haltung gänzlich in Unordnung und sie fiel bald auf die eine, bald auf die andere Seite, was sehr possierlich zu sehen war. Endlich kamen wir auf die Landstraße, durch Felder, Wälder und Auen. Hier eine Hängebirke mit schwefelgelben Blättern, hier eine Eiche, blutrot angetan, und dazwischen das ewige Grün der Fichten und Föhren. Und allüberall der Sonnenschein. Wie es einem da freundlich schmerzlich zu Mute wird. Stranik entwickelte alle Paragraphen des Kaufvertrages unserer Eisenbahnen an die französische Mobiliengesellschaft, ich hörte ihn nicht — ich sah in den blauen Himmel, in die duftige Ferne und dachte — nichts

Am Eisenbahnwirtshaus hielten wir; das Zimmer im ersten Stock war kalt, wir bestellten eine Halbe Wein, befahlen einzuheizen und gingen indessen an die Donau spazieren. Die Eisenbahn nach Gmunden läuft hier gerade neben der Donau; von den Lastwaggons waren bis zu den Schiffen am Ufer schiefe Ebenen aus Balken hergestellt und auf diesen rutschten unaufhörlich die Colli vom Wagen ins Schiff. Einige hundert Weiber waren bei dieser Arbeit beschäftigt, obgleich meines Erinnerns „Allerheiligen" ein Feiertag ist. Die Industrie hat keine Kirchengebote und der Donaunebel bindet sich nicht an die Kirchenfeste. Jetzt muß jeder schöne Tag zur Fahrt benutzt werden. Meistens wurde Kriegsmunition geladen. Wir sahen lange Zeit dem Treiben zu. Als wir gehen wollten, war keine Amie da; ich pfiff, daß es über die breite Donau gehört wurde; keine Amie kam. Endlich fanden wir sie im Bahnhof auf dem Schoß eines hübschen Mädchens. Sie schienen schon sehr vertraut, Amie und das Mädchen, wenigstens sah ich, wie Amie es küßte und wie es nicht im mindesten darüber entrüstet war. Wir unterhielten uns geraume Zeit mit dem Mädchen. Es war die Tochter eines Eisenbahnbeamten. Als wir gingen, sah sie uns noch lange nach. Wem von uns Dreien hat ihr langer Abschiedsblick gegolten? Das werden wir erfahren, wenn wir wieder kommen, und wir haben versprochen, wieder zu kommen, versteht sich, nur wegen der guten Forellen.

Und die Forellen waren gut und das Zimmer hübsch warm, auch einige Linzer Familien waren da und es ging her, wie es bei ähnlichen Gelegenheiten überall hergeht.

Die Sonne sank hinter die Salzburger Berge als wir einstiegen. Über der Donau hing schon ein leichter

Nebelflor, wir knöpften die Überröcke fester zu und nahmen die zitternde Amie zwischen uns.

An der Pforte des Friedhofes stiegen wir aus. Auf den meisten Gräbern waren die Lichter verlöscht, aber Blumen lagen noch in Hülle und Fülle. An all den unbekannten Gräbern dachte ich an ein bekanntes. Es war ein kurzes Gebet, das ich verrichtete, aber ein besseres als das lange auf dem Pöstlingberg. Es war Nacht, als wir durch Linz fuhren.

Nun glaube ich, Euch hinlänglich ermüdet zu haben mit meinen Plaudereien. Doch Euch zum Troste sei gesagt, daß ich selten Zeit und Laune dazu habe.

Für Hugo schließe ich 1 fl. an und werde ihn jeden ersten des Monats schicken.

Neues gibt es hier gar nichts. In Wien ist die Cholera im Abnehmen. Tiroler ist keiner gestorben und außer Ehrhart, der das Nervenfieber hatte, befinden sich alle wohl.

Grüßt mir Ferdinand herzlich, wenn er kommt, und denkt alle freundlich meiner und schreibt bald

Eurem

Hermann.

Linz, 23. November 1854.

Liebste Schwester!

Es wird heuer wohl ein fröhlicher Katharinentag sein in Eurem Hause. Nach meiner Berechnung muß wohl

Ferdinand mit „Weib und Kind" jetzt bei Euch sein. So wird es Dir denn an vielen und herzlichen Glückwünschen nicht fehlen. Aber dennoch glaube ich, daß der alten Caton etwas fehlte, wenn nicht auch ein Brief von Linz angeflogen käme vom Hermann, dem Verbannten, den die zürnenden Götter in die Hände der Philister geliefert haben.

Möge es heute recht heiter und sonnig, recht erinnerungsreich und jugendfrisch aussehen in Deinem Gemüte, wie ein geschmücktes Schiff soll Deine Seele „flaggen" in allen Farben der Freude; ein glückliches Kind sollst Du sein heute, das ein neues Kleid an hat und die erste Hyazinthe küßt.

Solche Tage lassen mich die Heimat schmerzlich vermissen, an solchen Tagen sollten alle, die sich lieben, vereinigt sein, und wenn mir jetzt Gott eine Gnade freistellte, hätte ich für Leben und Sterben keine andere Bitte, als daß ich und Röslein mit Dir diesen Tag zubringen könnten.

Vorgestern überraschten mich die beiden Doktoren Gstirner, Adolf und Johann. Adolf ist dick wie ein Faß und geht nach Spitz, sich eine Frau zu holen, er ist Advokat in St. Johann im Salzburgischen und hat ein einträgliches Geschäft. Mutter Gstirner ist 73 Jahre und munter und rüstig. Ich war den ganzen Abend bis Mitternacht bei ihnen und wir haben uns natürlich weidlich in den Wopfnerischen environs herumgetrieben. Johann hat zwei Mädchen und es geht ihm so gut, daß er Equipage hält.

Die verstorbene Tante hat mir ein goldenes Medaillon mit dem Bildnisse des Onkels in Uniform vermacht. Vor einigen Tagen erhielt ich es; er sieht unserem Vater wenig,

mir sehr viel gleich, mit Ausnahme von Mund und Kinn, die unschön waren oder verzeichnet sind.

Wenn ich nur Ferdinand, angetan mit der drückenden Würde eines Bezirksvorstehers in Pustertal sehen könnte. Ob's ihn nicht gestreckt hat?

Er hat mir auf zwei Briefe keine Antwort gegeben, was ich ihm in Betracht, daß durch ein so außerordentliches Glück auch die besten Geisteskräfte momentan außer Tätigkeit gesetzt werden, verzeihen will.

Gestern gab das hiesige Theater den „Propheten". Welch Feld für eine witzige Feder! Das Jämmerliche ist oft komisch, hier wurde es aber gerade Sünde gegen den Geist, und meine keusche Seele hielt die Entweihung von Meyerbeers göttlicher Muse nicht aus. Ich lief nach dem zweiten Akte davon und dachte unter den entblätterten Linden der „Promenade" nach Wien.

Meine Amie sieht so zärtlich vom Sessel auf den Tisch herauf; sie hat prachtvolle Augen, Augen voll Liebe und Demut, wenn ich ihr schön tue, Augen voll Stolz und Härte, wenn sie in ihrer jungfräulichen Schönheit auf der Promenade lustwandelt und mit der Würde des „ewig Weiblichen" alle Zudringlichkeiten ferne hält. Sie trägt jetzt ein himmelblau geflochtenes Halsband mit großer, gleichfarbiger seidener Quaste, und sie freut sich ungemein, wenn ihr jemand nachschaut, was ihr sehr häufig geschieht. Sie schmeichelt sich, der Liebling aller Damen zu sein, und genießt den Vorzug, in öffentlichen Lokalitäten immer auf dem Schoß der hübschesten Mädchen zu sein und mit Süßigkeiten aller Art gefüttert zu werden.

So weit wär es nun mit mir; ich bin wirklich bis auf den Hund gekommen! Doch gleiche ich auch jenen korkenen

Springmännchen, so oft man mich umwirft, ich komme immer wieder auf die Füße.

Also Gott befohlen und glücklichen Katharinentag. Denkt meiner, wie ich Eurer denke und seid

Alle

wie Ihr beisammen seid, freundlich gegrüßt und geküßt

vom

Hermann.

Linz, 2. Dezember 1854.

Meine Lieben!

Ich erwarte vergebens jeden Tag einen Brief von Euch. Ferdinands Anwesenheit und die Begebnisse, die sich daran knüpfen, haben das allerlebhafteste Interesse für mich. Er wird bereits Besitz vom Schlosse zu Bruneck genommen haben. Der Glückliche!

Es ist Winter geworden in Linz. Die schönen Hügel sehen aus wie Zuckerhüte und gewaltige Brocken Eis schwimmen auf der Donau und nehmen meine Grüße mit an den Stephansturm.

Es ist nun prachtvoll langweilig, seit die letzte Georgine im Volksgarten verfault ist. Ich wollte, ich wäre Student. Das allerunglückseligste Geschöpf ist ein Statthaltereisekretär.

Ich will Euch das einmal auseinandersetzen. Es gibt hier, wie in allen Provinzstädten, hundertmal so viel heiratslustige Mädchen als heiratsfähige Männer. Ein

solcher heiratsfähiger Mann — und ich werde für eine sehr gute Partie gehalten, o verblendete Menschheit! — kommt nun in ein Haus, wo Fräulein sind. Er wird mit der delikatesten Artigkeit überschüttet; ist er lau im Besuch, bekommt er die zärtlichsten Vorwürfe, er wird mit den Mädchen allein gelassen, er gibt Artigkeit mit Artigkeit zurück — die Basen und Tanten sprechen erst still, dann lauter von einer Heirat, und ehe man es sich versieht, ist die Pastete fertig.

Nun ergreift man die Flucht, nun gibts Tränen, Familienszenen, Grobheiten von den männlichen, Schmähungen von den weiblichen Verwandten und man ist um Ehre und Reputation gekommen ohne alle Schuld, nur weil man ein christlicher Junggeselle bleiben will.

Diese unangenehme Erfahrung habe ich nun zweimal in einem halben Jahre gemacht und bin zur Überzeugung gekommen, daß die Courmacherei hier eine sehr kostspielige Sache ist. Somit habe ich diesen Artikel aus dem Stande meiner Unterhaltungen gestrichen. Ich gehe in kein Haus mehr; und habe mir im Theater einen soliden Sperrsitz in der ersten Reihe genommen, wo ich all die kokettiersüchtigen Augen im Rücken habe.

So verschanzt gegen alle weiblichen Angriffe, warte ich meine Zeit ab; und habe ich manchmal eine Süßigkeit zuviel im Munde, so flüstere ich sie einer Frau ins Ohr, die zum Glücke schon einen Mann hat.

Es ist hier die spaßige Sitte, daß in jedem Gasthaus die Stammgäste einen Ball in der Fasching geben, unter dem sonderbaren Namen „Lauboberball".

Alle Wochen zweimal tun sich die Stammgäste mit Anfang Dezember in ihrem Stammlokale zusammen, nehmen ihre Weiber und Töchter mit und — lauboberlen. Das

eingehende Geld bildet die Ballkasse, die auch dadurch Zuflüsse erhält, daß jeden Abend ein Mitglied ein „Best“ mitbringt, das ebenfalls mittelst mercante in fiera ausgespielt wird.

Ich speise seit einiger Zeit bei den drei Mohren. Drei alte pensionierte Hauptleute sind meine Tischgesellschaft; einer von ihnen, ein Innsbrucker, mit Namen Pfab, hat mit Onkel Gilm als Gemeiner, Korporal und Feldwebel in den napoleonischen Kriegen im Regimente Heß gedient. Er hat mir schon manche Stunde von ihm erzählt. Als ich ihm sein Porträt zeigte, kannte er es; Gilm war damals gerade Leutnant geworden; ein Feldwebel im Regiment hat ihn gemalt, es ist 40 volle Jahre seither.

Abends kommen dann die Verheirateten auf ein Glas Wein. Ich erhielt die Ehre, zum Balldirektor ernannt zu werden. Meine erste Motion war der Ausschluß aller unverheirateten Frauen. Die Weiber sind willkommen, wie mehr, desto besser.

Die Motion ging durch. Fräuleins und Witwen wurden verpönt, die Weiber glänzend empfangen. Man soll mir Rache geschworen haben; aber ich bin ruhig. Mit dem Eintritt von 6—7 heiratsfähigen Mädchen in die Gesellschaft, die aus lauter verheirateten Männern, drei alten Junggesellen mit 142 Jahren zusammen und mir bestand, wäre der Teufel los gewesen.

Ich danke dafür. Unter den Weibern befinde ich mich behaglicher, da kann ich liebenswürdig sein, galant, ein Dichter — bei Mädchen fallen diese Galanterien als Wechselschulden auf den Aussteller zurück. Kommt endlich der Ball im Februar 1855, wird der Herr Direktor verschwunden sein.

Gestern habe ich Quartier gewechselt.

Ich bin nun auf der Landstraße, im neuesten Teil von Linz, eine große, lange, freundliche Straße, habe zwei Zimmer auf die Gasse im zweiten Stock und nicht Afterpartei. Das ist in einem solchen Nest wie Linz von großem Vorteil.

Heute spielen die alten Hauptleute Whist bei mir. Ich habe den guten alten Herren einen steierischen Kapaunen braten lassen.

Im Frühlinge komme ich gewiß nach Innsbruck, um über Bruneck zurückzugehen.

Wie freue ich mich auf Euch.

Für Hugo 1 fl.

20 Kr. für eine Neujahrskarte.

Gott nehme Euch alle in seine Obhut.

Hermann.

Neujahrs-Entschuldigungskarte
Herrn Hermann von Gilm zu Rosenegg
k. k. Statthaltereisekretär.

3. Februar 1855.

Liebe Schwester!

Du mußt sehr übler Laune gewesen sein, als Du mir den letzten Brief schriebst.

Es ist mir leid, daß ich ihn nicht beantworten kann, da diese Sachen längst abgetan sind und für mich nicht das geringste Interesse haben. Übrigens möchte ich mit Gottes Hilfe noch mit 63 Jahren der gleiche, aufgeweckte, fidele Kerl sein wie heute und ich wüßte nicht, was ich

oder die Welt gewänne, wenn ich mir Dich zum Muster und Vorbild nähme.

Ich habe die vorige Woche auch einen Todfall gehabt. Mein Zimmernachbar, Major Stahl, hat sich um halb 6 Uhr früh erschossen. Ich glaubte schon, die Kanonen donnerten zur Ankunft des erwarteten kleinen Prinzen. Allein es blieb bei einem Schusse. Ich flog in den Schlafrock und sprang auf den Gang, wo bereits der Hausknecht an der verschlossenen Türe des Majors pochte. Wir mußten die Türe mit einem Beile aufsprengen. Der Major lag auf dem Bauch mitten im Zimmer, in Unterhosen und Kamisol, ein Strom von Blut schlängelte sich der Türe zu. Auf dem Tische brannten zwei Millykerzen und lagen zwei versiegelte Briefe.

Sein Körper war noch warm, die Augen offen, aber er gab kein Lebenszeichen von sich; er hatte sich eine Kugel durch das Herz geschossen. Gestern wurde er mit allen militärischen Ehren begraben.

Den Mosbruggerschen drückt meine Teilnahme und herzlichstes Bedauern aus.

Mama und Tante und den übrigen herzliche Grüße. Für Hugo liegt 1 fl. bei.

In alter Liebe

Dein Hermann.

II.

(I. fehlt.)

Fortsetzung, 17. Dezember 1856.

So weit bin ich gestern abends bis 9 Uhr gekommen, als Se. Exzellenz durch die offenen Flügeltüren schritt,

die durch zwei Zimmer führen, die mein Bureau von dem seinigen trennen. Eines dieser Zimmer ist Wartesalon, das andere das Zimmer meiner zwei Konzipisten. Als Vorstand des Präsidialbureaus bin ich ganz unabhängiger Departementschef, und meine Stellung, die außer dem Personaldienst nur angenehmes und gar nichts strapazierliches hat, ist eine der einflußreichsten in Linz. Den ganzen Vormittag tauche ich selten eine Feder ein, außer zu Unterschriften. Alle Journale der Welt und das neueste des Büchermarktes wird verschlungen.

Sodann kommen Besuche aller Art, Geistliche und Theaterprinzessinnen. Die Theaterangelegenheiten sind ganz in meiner Hand. Doch was rede ich da, meine Stellung ist Dir nur allzugut bekannt. Du schreibst, sie werde mir weiter helfen, wenn ich nur wolle. Ich sage Dir, ich werde weiter geschoben, wenn ich auch nicht will. Es gibt viel zu viel Bewerber um meine Stellung, als daß einer lang das Glück genösse. Der Antrag um Kreierung einer fünften Statthaltereiratsstelle in Linz liegt bereits in Wien. Ein Statthaltereirat geht bald ab. Wir haben im Jahre 1857 ganz gewiß zwei Aperturen und in eine muß ich hinein, wenn ich auch nicht Präsidialist wäre. Ich habe nur zwei Vormänner: Zoller und Baron Haan. Ersterer ist zu alt und wird kein Rat mehr; letzterer ist der Bruder des Statthaltereirates Baron Haan und kann hier nicht Rat werden. Glaubst Du nun wirklich, daß wir zwei Einschübe bekommen und zwar bei einem Statthalter, dessen Bruder Minister ist, und der so sehr für seine Leute sorgt? Wir können also als eine ausgemachte Sache annehmen, daß ich binnen Jahresfrist Statthaltereirat bin und gewiß nicht der Dümmste im Gremium. Nun bin ich hiemit wieder bei Fräulein Kuster angelangt.

Es ist merkwürdig, daß alle meine Liebschaften resultatlos bleiben. Es ist ordentlich, als ob die „Liebe“ für mich nicht die rechte Türe wäre, um in die Gemächer der Ehe einzutreten. Was da Fräulein Marie Tauscher von einer Eingebung Gottes spricht und was Du, mit verstellten Nebenabsichten paranthesierst, scheint mir nicht gar so unklug. Den „lieben Gott“ verstehe ich, die Nebenabsichten nicht. Was ich mir in letzterer Beziehung denken mag, ist eines lächerlicher als das andere und es wäre zur Orientierung sehr gut gewesen, wenn Du den verhüllt geschickten „Nebenabsichten“ ein wenig die Maske gelüftet hättest. Ein Wort, vielleicht das wichtigste Deines Briefes, kann ich nicht lesen. Es heißt am Schlusse der zweiten Seite: „Ich meinte nur, er sollte dieses Mädchen kennen lernen, es würde sich der Mühe lohnen, diesen Weg nicht zu scheuen, aber notabene nicht . . . . . . (nun kommt das Wort, das ich nicht herausbringe), dann heißt es weiter: „Denn Du kannst Dir denken, daß es an Bewerbern nicht fehlt.“ Du mußt mir das mangelnde Wort nachträglich liefern und den Satz ergänzen, der für mich keinen Sinn hat.

Wie prächtig heute die Sonne aufgegangen ist. Die zwei Fenster meiner Wohnung gehen gegen Osten und der erste Strahl der aufgehenden Sonne fällt in mein Zimmer. Mein Kanari, ein wütender Musikant, schrie, als wollte er sich die Kehle zersprengen. Warum scheint heute die Sonne so lieblich, mein grünseidenes Rouleau glänzt wie ein junges Apfelbaumblatt, der Himmel ist dunkelblau und die Luft ist milde. Ich bin gestern mit den Gedanken, die Dein Brief in mir erweckte, eingeschlafen, nachdem ich noch spät abends eine Freude gehabt hatte. Ich kam spät ins Kaffeehaus, ließ mir ein Glas Eierpunsch geben und

wollte grübeln. Da brachte der Marqueur die „Allgemeine Zeitung", die schlechter Wege wegen erst spät abends gekommen war und mein erster Blick fällt auf drei Zeilen meiner Georgine.

„Das Rosenmärchen ist erzählt
Und honigsatt hat sich die Biene
Das Bett zum Schlummer schon gewählt."

Dann heißt es weiter: So sang einst ein Tiroler Dichter, Hermann v. Gilm, von dem wir vormals sehr viel, seit langen Jahren gar nichts mehr gehört. Der Artikel ist von L. Steub, dem Dichter der drei Tiroler Sommer. Das hat mich verflucht ernsthaft gemacht und fast möchte ich die gestrigen Späße bereuen. Es fällt mir immer das Ende der Georgine ein.

„Und spät wie Dir, Du feuergelbe,
Stahl sich die Liebe mir ins Herz,
Ob spät, ob früh, es ist dasselbe
Entzücken und derselbe Schmerz."

Ich bin wahrhaft heute nicht in der richtigen Stimmung, um Marie Tauscher zu schreiben. Ich fürchte mich, sentimental zu werden. Was bei der ganzen Sache äußerst lächerlich ist, das hast Du angedeutet. Das ist die Brautschau.

Das tue ich auch nie und nimmer mehr. Aber wie ichs machen soll, daß ich ungesehen ihr Interesse errege, das weiß ich noch nicht. Vielleicht siegt der Dichter. Darüber muß Marie Rat schaffen. Probieren will ich die Sache. Es mag der Finger Gottes dabei im Spiele sein, mit dem möchte ich nicht gerne in eine oppositionelle Berührung kommen. Meine Frau darf sich meiner nicht schämen. Adel und Stellung öffnen ihr die ersten Häuser und ist sie reich und liebenswürdig, so ist sie Regentin in Linz, so gut als anderswo. Ihre Religion ist kein Hindernis.

Es leben über 30.000 Protestanten im schönen Oberösterreich. Die hiesige evangelische Gemeinde ist geachtet und geehrt und hat Mitglieder in allen Klassen. Sie haben eine wunderschöne Kirche und einen Prediger, den auch die gebildeten Katholiken gern hören. In der höheren Gesellschaft sind sie stark vertreten und die protestantischen Damen zeichnen sich durch ihre wissenschaftliche Bildung vorteilhaft aus. Die Frau des Statthaltereirates Fritsch, die voriges Jahr an der Cholera starb, war evangelisch und der Mittelpunkt der geistreichen und schönen Welt in Linz. Marie Kusters Religion ist daher kein Hindernis in der gesellschaftlichen Stellung in Linz, wo Andersgläubige nicht wie bei Euch, wie Paria behandelt werden. Und mir gegenüber? Doch halt, das Kapitel ist abgemacht. Also vorwärts! Heimlich und vertraulich, was mich lockt, verführt, ists eben, daß sie evangelisch ist. Ich habe einen fürchterlichen Abscheu vor Betschwestern. Mein Gott, ich kenns aus der Nähe. Nun danke ich Dir für Deine Mitteilung, grüße Frau und Kind, laß Dir Zeit im Geschäft, schreibe bald, morgen oder übermorgen sende ich Dir einen Brief an Marie Tauscher, von der Du mir nicht einmal den Aufenthalt schreibst.

Dein

dankbarer Hermann.

An Ludwig Steub. Linz, 31. Januar 1857.

Verehrtester Freund!

Vor geraumer Zeit haben Sie mich vor ganz Europa aufgerufen und meine Georgine mitten in die bairischen Hochgebirge verpflanzt. Gestatten Sie, daß ich auf diesen Ruf

ein herzhaftes „Hier“ entgegne. Ja, hier in der Metropole Oberösterreichs haben sie mich eingebettet, ganz wie es der selige Bruder Lentner prophezeite, mit dem Degen und dem Dreispitz. Ich bin Statthaltereipräsidial Sekretär mit 1400 fl. C. M. Gehalt. Mein Titel ist lang und tönend wie ein Alexandriner, und der Gehalt reicht eben aus für einen ledigen Burschen, der ohne Weib und Kind das letzte Lied tief unten im Bierkrug sucht und nicht finden kann. Meine Stellung, Ansehen und Einfluß lassen nichts zu wünschen übrig. Der Beamte prosperiert wie wilder Kohl, und der Poet ist noch immer ungedruckt und unbekannt. Damit ist nicht gesagt, daß ich ein anderer geworden bin. Ich bin ganz der alte Gilm geblieben. Ich werde Sie einmal bitten, meine Lieder in die Welt zu führen. Die Wasser sind noch nicht ganz verlaufen. Bei Ihnen mag das anders sein. Im neu umgeackerten Österreich ist der Boden noch nicht geeignet für die Gartenkultur der Lyrik.

Ich sah Sie das letztemal in Brixen, wo Sie mein Schlafkamerad waren. Ich war von Bruneck herübergekommen. Dort ist nun mein Bruder Bezirksvorsteher und meine Schwester Äbtissin des Ursulinenklosters. Im Jahre 1847 wurde ich nach Wien als Hofkanzleipraktikant gerufen und blieb dort bis zum Mai 1854, wo ich zum Statthaltereisekretär in Linz ernannt wurde. Ich hatte das Glück, vor den Augen Sr. Exzellenz unseres Herrn Statthalters Freiherrn v. Bach Gnade zu finden und von ihm zum Vorstand des Präsidialbureaus ernannt zu werden. Als solcher bin ich ganz unabhängig. Damit haben Sie die äußeren Züge meiner Erlebnisse. Tiefer kann ich nicht graben, ich hätte nicht Raum für all den Schutt. Wenn Sie aber Lieder wollen, so stehe ich zu Befehl. Und somit

drücke ich Ihnen im Geiste auf das wärmste die Hand und versichere Sie meiner aufrichtigsten Verehrung.

Hermann v. Gilm.

An Ludwig Steub. Linz, 7. Dezember 1857.

Hochgeehrter Freund!

Ich sende Ihnen einliegend neun Nummern der Linzer Zeitung, in denen sich meine „Letzten Blätter“ befinden. Die letzten drei müssen erst geboren werden. Die viele Nachsicht, die Sie meinen ersten lyrischen Erzeugnissen in Tirol schenkten, die Liebe, die Sie für mein Vaterland haben, dem Sie, dem sommerarmen, drei schöne Sommer schenkten, und die persönliche Verehrung, die ich gegen Sie hege, geben mir den Mut, offen gegen Sie zu sein. Ich wünsche aus ganz persönlichen Gründen diese meine neuesten Lieder öffentlich besprochen zu haben. Es würde mir dadurch ein unendlicher Dienst geleistet; die Leute sind einmal so. Sie wissen, ich bin und war nie ein Freund des Schellengeklingels. Aber jetzt würde es mich sehr glücklich machen. Die Menschen haben nur das den Mut hübsch zu finden, was man ihnen als hübsch oktroyiert. Ihrer gewandten Feder wäre es etwas leichtes, an neue österreichische Lyrik anknüpfend, einige Worte über diese Gedichte zu sagen und was Ihnen gefällt zu exzerpieren. Ich gäbe dann diese „Letzten Blätter“ mit dreißig früheren kleinen Gedichten als ein selbständiges Büchlein heraus.

Dies ist der Dienst, den ich von dem Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung für die Tiroler Poesie und einen verbannten Tiroler Poeten erbitte.

Wenn die Lieder nicht für mich sprechen, so werfen Sie Brief und Lieder in den Papierkorb.

Mit dem herzlichsten Gruße bleibe ich in aufrichtiger Verehrung und Freundschaft

Ihr

Gilm
Statth. Präsidial-Sekretär.

An Josef Streiter. Linz, 5. Oktober 1858.

Verehrtester Freund!

Endlich macht es mir der Drang der Geschäfte möglich, Ihr liebes Schreiben vom 12. v. M. zu beantworten.

Es würde mir zu einem ganz besonderen Vergnügen im Andenken an Sie, verehrter Freund, und an den Dichter der Drei Sommer in Tirol gereichen, wenn ich Ihre Besprechung der Deutschen Träume irgendwo in Oberösterreich unterbringen könnte.

Das Buch ist in Österreich in keinem guten Geruche. Kein Wiener Blatt kann davon sprechen, die Ursache ist kein Geheimnis.

Sie müssen den hübschen Denkstein für Freund Steub auf einen andern deutschen Boden setzen.

Ihr, in Euren deutschen Bergen, habt Ihr gar keinen Begriff, wie es mit uns Flachländern besteht. Ich könnte davon ein Lied singen.

Ich denke oft an Tirol, an Sie und an Ihren Laurins Garten. Grüßen Sie mir die Bozner, die sich meiner erinnern. Wir leben vielleicht noch einmal einen

Spätsommer durch, der nicht so namenlos langweilig sein soll, als der Stifterische.

Mit Gruß und Kuß

Ihr alter Freund

Gilm.

[Linz] 1859.

(Erster Bogen fehlt.)

Der Berg steht mitten in der Ebene von Linz an der Donau und seine Spitze schmückt eine Kirche, in der sich eine sehr gnadenreiche Mutter Gottes befinden soll. Über diesen Punkt habe ich jedoch persönlich keine Erfahrungen gemacht und muß die Verantwortlichkeit anderen überlassen. Der Berg war ganz in Nebel gehüllt und man sah nicht sechs Schritte weit. Je höher ich stieg, desto heller war es, bis endlich Kirche und Wirtshaus — außer diesen Extremen der christlichen Baukunst ist kein anderes Gebäude oben — in vollem Sonnenschein vor mir lagen. Eine Stunde später kamen die Erwarteten, es war gerade 11 Uhr. Die Damen gingen in die Kirche und der Hofrat saß allein vor dem Wirtshaus im Sonnenschein. Ich sprach ihn an und er kannte mich so wenig, daß er nach kurzem fragte, mit wem er die Ehre habe, zu sprechen. Ich sagte ihm meinen Namen und — wie der Zufall manchmal wohl will — er hieß mich willkommen und begrüßte in mir einen Verwandten des Hauptmanns v. Gilm, mit dem er schon vor 50 Jahren im nämlichen Regimente als Arzt gedient habe. Rothmayr ist nämlich zuletzt als oberster Feldarzt bei dem Armeeoberkommando bedienstet gewesen. Unsere Bekanntschaft war vollständig gemacht, als die

Damen zurückkamen. Ich wurde eingeladen, bei ihnen zu bleiben. Wir soupierten, gingen nach Tisch spazieren, kehrten heim und kehrten auf der Heimreise in einem Biergarten zu und als wir über die lange Donaubrücke gingen, brannten bereits alle Gasflammen und alle Sterne standen am Himmel. Ich weiß, daß ich Fräulein Anna beim Abschied die Hand küßte, daß ich einen feurigen Druck erhielt und daß ich diesen Tag mehr als in einem Monat und mehr Unsinn als in einem Jahre sprach.

Des anderen Tages (6.) ging ich $1^1/_2$ aus dem Bureau und begegnete Anna samt Mutter. Ich wollte grüßend vorübergehen, doch die Alte segelte gleich auf mich zu, frug um mein Befinden, frug, was ich denn gestern mit „Ihrer" Anna gemacht, „das Kind" sei wie ausgewechselt, ich habe einen tiefen Eindruck auf das arme Mädchen gemacht, es sei ihre „erste" Liebe, ich soll sie doch um des Himmels willen nicht unglücklich machen — so daß mir der Kopf ganz schwindelig wurde. In diesem Zustande himmlischer Eselei wurde ich auf die Promenade geschleppt, auf ein mit weißer Ölfarbe angestrichenes Kanapee gesetzt, ich rechts, „das Kind" links, „der Drache" in der Mitte. Hier mußte ich nun umständlich alle Verhältnisse anhören, es wurde die Mitgift angegeben, die Einrichtung haarklein vorgezählt, alle guten Eigenschaften, alle ihre Künste und Wissenschaften ans Licht gezogen — ich saß da, ein Bileam, als sein Esel zu räsonnieren anfing, das arme Kind zeichnete allerlei geometrische Figuren mit der Spitze ihres Sonnenschirmes in den Sand und das Ende von dem Liede war, daß ich versprach, einen Besuch bei dem Herrn Hofrat zu machen, um die Sache weiter zu besprechen. Anna dankte mit einem langen Blick, hatte aber nicht ein Wort gesprochen. Ich eilte zum Essen,

sodann ins Bureau und schrieb an Rosa v. Dierzer einen vier Bogen langen Brief, in dem ich ihr meine ganze Lage auseinandersetzte, sie zum letzten Male beschwor und daß ich sonst in Wut und Verzweiflung heirate. So ging der 6. Oktober vorüber. Am 7. war riposa. Es geschah gar nichts. Meine Seele hielt den Atem an in Erwartung der Dinge. Und aus Morgen und Abend wurde der 8. Oktober, ohne daß Rosa ein Zeichen von sich gegeben hätte. Am 9. war Sonntag. Ich konnte die Visite bei Rothmayr nicht länger verschieben. Ich ging also hin und benahm mich musterhaft. Ich sprach von allen möglichen Dingen und von den unmöglichen auch noch, nur dem sechsten Gnadenmittel unserer liebreichen Mutter, der Kirche, wich ich aus, wie der Verführer des Menschengeschlechtes dem Weihwasser. Montags den 10. wartete ich wieder vergebens auf eine Antwort von der Rosa mit den Marmornieren. Da erschien die Sonne des 11. Oktobers. Ich lag noch im Bett, als ein Bedienter mit dem langen, unvermeidlichen, melangefarbenen Rock mit runden, silbernen Knöpfen in mein Zimmer trat und mir einen Brief mit den Worten übergab, um 11 Uhr werde das Fräulein allein zu Hause sein. Der Brief war von Anna. Sie beschwor mich, mein rätselhaftes Betragen aufzuklären. Der Hofrat sei in der größten Aufregung. Sie müsse mich sprechen. Ich ging mit schwerem Herzen zu dem Rendezvous. Ich war kaum in das Zimmer getreten, als mir Anna mit strömenden Augen entgegenkam. Was tut man nicht alles für ein weinendes Weib. Ich versprach alles was sie wollte, schön war sie auch zum Verzweifeln und ein Glanz und Duft um sie, kurz und gut, ich sagte ihr, daß ich sie liebe, und die Augen wurden trocken und die Sonne spielte mit den großen Rosen auf dem Teppich und Anna

lächelte und ich hielt ihre Hand und mir war geradeso zu Mute wie einer ausgesogenen Kuh, die nach einem mageren Winter und schweren Kindbett wieder zum erstenmal in ein junges Kleefeld tritt. So saßen wir denn da, als der Hofrat und die Hofrätin eintraten, ach! ihr seid schon einig, riefen, geradeso wie in einem neuen Lustspiel, und nun mußte ich meine Braut — küssen — und die Sache war abgemacht. Als ich darauf beim „Stuck“ (Kanone) saß, sagte ich mir bei jedem Löffel voll Suppe: „Du bist Bräutigam“, und dann klang mir das Wort drei Wochen lang in den Ohren und ich wurde herumgeschleppt, eine ungeheure Krinoline am Arm, und ich mußte erst gehen lernen und Wohnungen wurden angesehen, Treppen gestiegen, über Öfen disputiert, Kleider gekauft, Korrespondenzen über die Brauttoilette eingeleitet und gratuliert wurde und getratscht und Fräulein Rosa machte einen Besuch dem Fräulein Braut und als meine Zukünftige fragte, ob das Fräulein Rosa ihren Bräutigam kenne, sagte das besagte Fräulein nein, daß sie diesen „Menschen“ nicht kenne, und damit fuhr Fräulein ab und zwar nach Wien und kam nicht wieder zum Vorschein und am 1. November 1859, an meinem 47jährigen Geburtstag, war der ganze Spuk zu Ende und das Wintermärchen aus.

Ich bin der Braut los und ledig. Die Sache ging ganz einfach. Die Verhältnisse waren nicht so glänzend, als sie schienen. Das Drängen zur Hochzeit von Seite der Alten machte mich stutzig. Als ich die Hochzeit vom 7. auf auf den 21. November verschoben hatte, gab es böse Worte, man deutete an, daß man darum da sei, mich so lange zu überwachen. Das ärgerte mich. Exzellenz drang auch in mich, die Sache nicht zu übereilen. So kam die

Sache zur Korrespondenz. Auf den dritten Brief erhielt ich ein Absageschreiben.

Ich hätte aus Zorn und Rache eine schlechte Partie gemacht, obgleich Anna schön, gebildet und gut ist. So heißt die Geschichte.

Grüße mir alle und lebe wohl.

Dein

Hermann.

An die Klosterschwestern. Linz, 9. April 1861.

Meine lieben Schwestern!

Ich war nun innerhalb eines Vierteljahres zweimal in Innsbruck und mein Herz ist von der Seligkeit der Heimat noch so voll, daß ich nicht umhin kann, ein Teil hievon in Eure der Heimat so ferne Zelle zu tragen. Das erstemal bin ich an Maria Geburt 1860 von Linz abgereist und am 8. Oktober zurückgekehrt, das letztemal war ich vom 16. November bis 6. Dezember in Innsbruck. Ich will Euch nur sagen, wie ich all die lieben Angehörigen getroffen habe und wie es bei der Familie Gilm aussieht.

Mama hat sehr gealtert, ist kleiner geworden, geht sehr gebeugt; ihre Augen liegen tief im Kopf, dem Munde fehlen die Zähne und sie hat die Gicht an Händen und Füßen. Alle Tage, Sommer und Winter, steht sie um 5 Uhr früh auf, geht in die Kirche von 7 bis 8 Uhr, dann wird gefrühstückt, um 10 Uhr geht sie wieder in eine Kirche bis 11 Uhr, und die letzte Stunde bringt sie bei Otto, ihrem Liebling und Labsal zu. Nach 12 Uhr wird gegessen und da nun alle beisammen sitzen, so ist das

Gesamtbild bald fertig. Neben Mama auf dem Kanapee sitzt Klementine. Ich weiß nicht, ob Ihr sie kennt. Ein kurzes, dickes Ding, mit einem Anflug von Kropf und einer Krone von Leberflecken um die Stirne, aber mit prachtvollen Augen. Ich habe sie sehr lieb gewonnen, obgleich sie die Marotte hat, seit ihres Vaters Tod Trauer zu tragen und nun, wie eine schwarze Fliege, auf Lebenszeit in der Milchschüssel unserer Familie schwimmt. Neben ihr, oben am schmalen Ende des Tisches, sitzt Klemens, der Baron. Der komische und doch so liebenswürdige Kauz verdiente allein vier Seiten eines Briefes. Meine Brüder und an ihrer Spitze „Hanni", von der ich später reden werde, sind ihm zwar spinnefeind und es ging in den verschiedenen Lagern arg genug zu, für ein so geistliches Haus. Die Ursache ist, daß Hugo und Albert ihren Cousin gar nicht verstehen. Er ist eine grundgute Seele, hat aber etwas so unendlich Komisches, das den, der Sinn dafür hat, entzückt, unter gegebenen Umständen aber verletzen kann. Ich habe so viel als möglich war, Frieden hergestellt. Zu bedauern in diesen bedauerlichen Konflikten sind nur Mama und Caton, die rat- und tatlos zwischen beiden Parteien stehen. Mit Klemens liebem Schwesterlein Anna in Wyhl habe ich aus Anlaß eines Medicisgürtels, den ich ihr schickte, eine Korrespondenz eingeleitet, die mir ungemeine Freude macht. Clemens hat blondes Haar, ist bartlos, hat einen Teint wie ein sechzehnjähriges Mädchen, blaue, schlaue Augen und ist sehr elegant in der Kleidung. Er „schweizerlt" ganz außerordentlich und seine Hauptleidenschaft ist das — Bier.

Neben Klemens, Klementine gegenüber, sitzt Albert. Ein wunderschöner Kopf, ein Garibaldi von 20 Jahren Schöne, weiße Stirn, große, sanfte Augen, vergiß-

meinnichtblau, starker Vollbart, breites, blasses, ernstes Gesicht. Sein Wesen aber ist träge, sein Gang wiegend, er steht täglich zwischen 11 und 12 Uhr vormittags auf, besucht selten eine Lektion und seine Welt ist die Kneipe. Aber das scheint gegenwärtig so Studentenart in Innsbruck zu sein. Übrigens ist er voll Talent, ein ganz guter Bursche mit deutschem Gemüt.

Hugo trägt schwarzen Vollbart, geht sehr gebückt, ernst, und hat für nichts Sinn, als für Naturwissenschaft. Er besitzt als Chemiker, besonders in der organischen Chemie, dem neuesten Kinde der Zeit, bedeutenden Ruf Ich bin stolz auf ihn, obschon seine Außenseite rauh und er nichts weniger als elegante Manieren hat. Er hat sein eigenes Zimmer, tritt mit den übrigen, die ihn gar nicht begreifen, in keinen Verkehr und geht seinen eigenen stillen Weg — ein beschaulicher Gelehrter.

Sein Gegenteil ist der geistliche Herr Otto, der Johannes der Familie. Otto ist immer heiter, freundlich, ein schmales, kleines, mädchenartiges Gesichtchen, hat er nicht die geringste Ähnlichkeit mit den Brüdern. So lange ich in Innsbruck war, kam er jeden Abend. Er ist die Milde selbst, ein wahrhaft priesterliches Herz. Ihr könnt Euch denken, wie stolz Mama auf ihn ist, schon seine Anwesenheit heitert sie auf.

Die eigentliche Heilige des Hauses aber ist Caton. Die ist überall wie der Geist Gottes. Nicht nur hält sie die ganze Wirtschaft des Otto zusammen, sondern sie ist auch die Seele und der ordnende, versöhnende und leitende Geist in unserem Hause. Sie stopft alle Strümpfe und ordnet alle Zerwürfnisse. Doch Ihr kennt sie so gut als ich und wißt, was Mama an ihr hat. Ihr Scheitel ist sehr kahl und ihr Haar sehr grau geworden, sonst sieht

sie aber gut aus und kann recht lustig sein. Hanni ist die Traumwandlerin des Hauses. Sie ist in Opposition mit der ganzen Welt, sie frühstückt, sie ißt zu Mittag und Abends in der Küche und schläft mit der alten Lena im Dienstbotenzimmer. Ich habe sie während meiner ganzen Anwesenheit nicht einmal dazu gebracht, mit uns zu essen. Zwischen ihr und Klementine herrscht tödliche Feindschaft. Den Grund habe ich nie erfahren können. Die alte Lena ist noch immer rüstig und lustig und muß von dem jungen Volk viel leiden. Ihr Liebling ist noch immer das „Bertele", dem sie alle Tage eine Suppe ins Bett bringt.

Nun habe ich Euch alle vorgeführt. Es kam zur Zeit meiner Anwesenheit eine Schachtel von allerlei Geschenken und Klosterarbeiten an, die viel Freude verursachte. Wir haben viele Familienfeste gefeiert, bei denen stets die Wocherschen teilnahmen und wo wir jedesmal auch der fernen Lieben in Preßburg, Bruneck und Feldkirch gedachten. Auch haben wir sehr viele Landpartien gemacht und abends ging ich manchmal mit den Studenten in die Kneipe. Den Nikolausabend habe ich besorgt und jedem ein Geschenk gegeben. Es ist nun wieder so viele Zeit darüber hinweggegangen, daß mir alles wie ein schöner Traum vorkommt.

Diesen Brief bringt Euch Fräulein Henriette Marek, die sich bei der Frau Baronin Hornstein befindet, welche von Innsbruck nach Preßburg reiste. Das Fräulein hatte die Freundlichkeit, mir zu versprechen, Euch zu besuchen und Euch meine herzlichsten Grüße zu sagen. Sie brachte mir auch Geschenke und Wünsche der Meinigen zu meinem Namenstage von Innsbruck. Drückt ihr so herzlich die Hand als wenn es die meine wäre.

Meine ehrfurchtsvollste Empfehlung samt Handkuß an die hochwürdige Frau Oberin.

Euer Bruder

Hermann.

[Linz], April 1861 (?).

Liebste Schwester!

Was sind alle Worte, geschrieben oder gesagt, gegen die unaussprechlichen Gefühle des Dankes, die in meinem Herzen lodern. Du hast durch Deine großmütige Handlung eine Zentnerlast mir vom Herzen genommen und ich fühle mich wie neugeboren. Möge das Bewußtsein Dich lohnen, möge Gott Dir Dein edles Herz vergelten, ich kann es nicht. Ich werde der Mama monatlich 5 fl. senden. Die Lebensversicherungspolizze zur Sicherstellung des Kapitals erhalte ich in einigen Tagen. „Kehr um," sagte Mama im letzten Augenblicke des Scheidens, so viel an mir liegt, soll es geschehen. Das verspreche ich Euch. Wie geht es Euch allen? Wie oft denke ich doch an Euch; alle Szenen, alle Worte schweben vor meinem Geiste. Die Polterkammer scheint mir wie ein verlorenes Paradies. Da standen Alexander und Albert noch um mein Bett herum um Mitternacht, und jetzt alles so einsam, nur die Uhr pickt und macht die Einsamkeit noch schrecklicher. Statthalter ist liebenswürdiger als je und esse fast jeden Tag bei ihm.

Von Otto habe ich erst vor einigen Tagen in einem Papier, das ich gar nicht beachtete, eine Muttergottesmedaille an elastischer Schnur erhalten. Soll ich das wirklich tragen? Einfälle hat der liebe Otto zum küssen. Grüße ihn doch herzlich.

Wenn Du Sophie siehst, so sage ihr, ich laß sie bitten, milder gegen mich zu denken. Sie hat einen Grimm gegen mich im Herzen, der mir wehe tut. Ich kann Geschehenes nicht mehr ungeschehen machen und die Vergangenheit müssen wir alle tragen. Ich bin für meine Schuld gegen sie durch ein einsames, freudenloses Leben genug gestraft, sie möge nicht noch ihren Zorn in die Wagschale werfen. Ich wollte ihr das alles selbst sagen, habe es auch zum Teile gesagt, aber ich konnte ihren milden Blicken gegenüber nicht die rechten Worte finden. Es tut mir weh, einen solchen Feind im Leben zu besitzen.

Der Mama sage nochmals meinen tausendfachen Dank und Du bleibe der gute Genius des Hauses, erhalte den Frieden zwischen Albert und Alexander. Letzterer ist ein ganz anderes Wesen, als Ihr ihn beurteilt, und nur gerade auf dem Boden, wo er ist, das geworden, was er scheint. Es ist schade um ihn. Nun Gott befohlen. Auf Weihnachten schreib ich Dir wieder. Nach Preßburg habe ich eine kleine Schilderung des Hauses und Eures Lebens geschickt.

Von ganzem Herzen der

Deine.

[Linz], 31. Mai 1861.

Liebster Freund!

Mit Widerwillen greife ich nach der Feder, die nach meiner unvorgreiflichen Meinung unter Freunden eine heimtückische und unedle Waffe ist. Ich bedarf, und dem Himmel sei es gedankt, jedoch keine unendliche Zahl von Worten, um Dein Schreiben zu beantworten.

Das Zusammentreffen mit dem Fräulein war ein zufälliges.

Ich traf es nach 9 Uhr in der Nähe der Karmeliterkirche, und unser Beisammensein hätte nicht die Grenze eines von der Artigkeit gebotenen Geleites überschritten, wenn nicht das Fräulein mir etwas gesagt hätte, das meinen Aufenthalt verlängern mußte. Ich muß es dem Fräulein überlassen, Dir ihre Worte zu wiederholen. Ich habe kein Recht, von einer Mitteilung unter vier Augen Gebrauch zu machen.

Dies die Tatsache. Ich glaube mit Vertrauen Dir anheimstellen zu können, ob ich hiedurch das Dir gegebene Wort gebrochen habe. Ich habe mich dem Fräulein gegenüber schon vor Monaten zu den gleichen Grundsätzen bekannt, die Du in Deinem Briefe aussprichst, und ich habe das Fräulein nie aufgesucht bei ihren Heimgängen, bevor ich Euch das Wort hiefür gegeben habe. Wenn ich damals, durch kein Wort gebunden, streng diesen Grundsätzen folgte, so dürfte es Dir bei nüchterner Überlegung doch einleuchten, daß es doch etwas voreilig sein möchte, jetzt eine absichtliche Verletzung meines Wortes zu vermuten.

Dieser billigen Rücksichtnahme auf das vorausgegangene mag es auch zuzuschreiben sein, daß ich in den Augen des Fräuleins allein gerechtfertigt dastehe. Du schreibst es seiner Unerfahrenheit zu, ich aber seinem Rechtssinn. Und Du magst mir glauben, dieses Dir entschlüpfte Geständnis hat all die Bitterkeit versüßt, die in so überschwänglichem Maße aus Deiner Feder geflossen ist.

Und nun bitte ich Dich um eines.

Wirf die Feder weg. Wir sind beide des Wortes mächtig. Eine Sache, die das offene Wort scheut, ist immer

verdächtig. Es ist eine Ritterlichkeit in der Rede, die auch den Geschlagenen nicht entehrt.

Ich wenigstens werfe die Feder, mit der ich diesen Brief geschrieben habe, zum Fenster hinaus, dagegen stehe ich Dir Rede zu jeder Stunde des Tages.

Ein Federkrieg hat gar keinen Sinn zwischen uns und ich beschwöre Dich, nie mehr auf diese unselige Art der Kriegführung zurückzukommen.

Eine unselige, falsche Voraussetzung, die mit einem Worte in ihr Nichts geschleudert werden konnte, hat so viel der Schmerzen verursacht.

Ich bedauere den Irrtum um Deinetwillen, um eines und des andern willen aber ist er mehr als grausam. Das bedenke.

Dein alter Freund

Gilm.

An seine Gattin. Salzburg, 11. Mai, 10½ Uhr abends, 1863.

Liebste Marie!

Ich bin 6¼ Uhr in Salzburg, ohne viel von den Beschwerden der Reise zu leiden, angekommen. Für jeden andern Menschen wäre es förmlich lächerlich, von Beschwerden zu reden, denn die Reise nach Salzburg im Monat Mai ist ein Flug durchs Paradies. Selbst das Fieber schien sich nur schüchtern in diesen wunderbaren Frühling zu wagen. Von Lambach bis Ebensee begleitete uns ein Gewitter mit prachtvollen Berg- und Hügelbeleuchtungen.

An Durst litt ich empfindlich, da die Wasserstationen für mich viel zu lang waren.

Auch brachte das unaufhörliche, wenn auch nur schwache, doch sehr intensive Rütteln meinen ohnedies schwachen Kopf aus Rand und Band, so daß ich mit sehr starkem Kopfweh den Waggon verließ. Da sich der Himmel einigermaßen erheitert hatte und ein balsamischer Duft die jetzt ruhige Atmosphäre erfüllte, ließ ich mein Gepäck in den alten Kasten der drei Alliierten werfen und marschierte zu Fuß nach Salzburg.

Bummerl hat die alte Metropole nicht vergessen, lief immer dreißig Schritte voraus, und kehrte zuerst bei den Alliierten ein, ohne sich im geringsten den Kopf zu zerbrechen, ob darunter Österreich, Rußland und Preußen, oder Österreich, England und Frankreich gemeint seien.

Jetzt sitze ich auf einem reizenden kleinen Sofa vor einem ovalen Tisch auf Nr. 21, nachdem ich eben aus dem Kaffeehause, wo wir immer zusammen frühstückten, zurückgekehrt bin.

Ich hoffe, Du wirst Dich bald in Dein Strohwitwentum finden, wenn Du Dir recht kräftig und lebendig vor die Augen stellst, daß eine Ortsveränderung die unumgängliche Bedingung zur Herstellung meiner Gesundheit ist. Innere Sammlung und ernsthaftes mit sich zu Rate gehen, ist für uns beide ebenfalls sehr notwendig und Du kannst nur davon das Verständnis und die Kraft finden für die schweren Pflichten, die Dich erwarten. Übrigens sei guten Mutes, denke: „Gott sänftigt den Wind für das geschorene Lamm" und erfreue Dich der Liebe, die Dir alle im väterlichen Hause entgegentragen, auch in sichtbarer Weise, denn Du weißt, wir armen Menschen sind einmal auf die sinnlichen Wahrnehmungen allein angewiesen und die so weit vorgeschrittene chirurgische Mechanik hat noch keinen Spiegel erfunden, womit man ins Herz sieht.

Über kurzem hole ich Dich zum zweitenmal aus dem Elternhause. Es gäbe viel zu denken über diesen Satz.

Grüße mir alle.

Dein treuer Hermann.

12. Mai, früh 7 Uhr. Ich hatte eine ziemlich gute Nacht.

Ich will daher heute in einer Tour nach Innsbruck. Trotz allen Nachdenkens habe ich doch alle und jede Reiselegitimation verloren. Suchomels Pulver entbehre ich auch schwer und wenn Du heute das Rezept nicht findest, so lasse Dir ein Duplikat geben und send es mir.

[Innsbruck], 15. Mai 1863.

Liebste Marie!

Bin Dienstag 5½ Uhr so angegriffen, schwach und elend in Innsbruck angekommen, daß Klementine die Mission übernahm, meine Ankunft Dir zu melden. Suchomels Pulver entbehre ich fürchterlich. Ich habe, seit ich hier bin, nur einmal das Haus verlassen, fiebere jeden Tag, gestern über alle Maßen heftig, schlafe miserabel und bin eher schlechter als besser. Ich erwarte mit Sehnsucht einen Brief von Dir und das Rezept. Alle grüßen Dich auf das herzlichste. Man hat Dich sehr lieb im zweiten Stock des Schwarzen Adlers.

Grüße an alle

Hermann.

Innsbruck, 20. Mai 1863.

Liebste Marie!

Auf Deine lieben Briefe vom 14. und 17. Mai will ich Dir jetzt ausführlich antworten. Meine Krankheit geht

seit drei Tagen mit Macht der Besserung entgegen. Wie Du weißt, kam ich am 12. abends in Innsbruck an. Der Zustand der ersten Tage war fürchterlich. Dazu keine Pulver. Dr. Wocher selbst krank und im Bett. In Rosenheim passierte mir etwas ganz Entsetzliches. Ich stieg nämlich in den Münchener Zug; Bummerl war im Hundeloch eingesperrt, ich saß bereits fünf Minuten im Coupé, bis der Kondukteur den Irrtum erkannte. Eine Minute später und ich hätte in München geschlafen. Der Kufsteiner Zug hatte bereits das drittemal geläutet, so mußte ich kranker, schwacher Mann mit Überrock und Raglan, dem schweren Reisesack und dem Bummerl 200 Schritte weit „laufen", so daß ich am ersten Waggon bewußtlos auf den Reisesack sank. Hier kann ich nicht genug die Menschlichkeit der bayerischen Kondukteure loben; nicht nur, daß sie mir das Bummerl ließen, mich mit Wasser labten, mein lieber Herr zu mir sagten, setzte sich auch ein Kondukteur mit einer Wasserflasche zu mir und blieb bei mir bis Kufstein. Ich hatte mich noch in Kufstein nicht ganz erholt und einige Tage blieb mir ein nervöses Zittern. Das will ich mir in alle Ewigkeit merken, daß sich kein Kranker auf eine Eisenbahn wagen soll, wo das Gepäck vier- bis fünfmal des Tages hin und hergeschleppt werden muß. Übrigens glaube ich, daß auch in Österreich ein zusammenbrechender Reisender die gleiche Pflege erhalten hätte.

Deinen Brief vom 14. erhielt ich erst 1½ Tage nach meinem Innsbrucker Schmerzensschrei nach den Suchomelschen Pulvern. Am 15. abends kam endlich Wocher. Er untersuchte mich lange und genau. Seine Diagnose stimmte mit der Suchomels überein, was mir zu außerordentlicher Befriedigung gereichte. Eine total abweichende Meinung hätte mich gerade in Verzweiflung gejagt.

Seit dem letzten Sonntag hat das Fieber bedeutend nachgelassen, die Nächte sind viel ruhiger und heute und gestern habe ich zum erstenmal menschlich geschlafen. Dagegen ist meine Schwäche eher größer als kleiner geworden. Ich habe, so lang ich hier bin, nur einmal das Haus verlassen. Otto lieh mir seinen bequemen Schlafstuhl, auf dem sitze ich nun den ganzen Tag, lese, plaudere, spiele Schach. Wocher ermahnt mich täglich zur Geduld. Er gibt mir die aufrichtigsten Versicherungen der Wiederherstellung, doch brauche ein so herabgekommener Körper längere Zeit zur Erlangung der ursprünglichen Kräfte. Er staunte selbst über meine bis zum Skelett gediehene Abmagerung. Er verbot mir streng jede körperliche und geistige Anstrengung.

Aber ich wiederhole noch einmal, meine Krankheit hat den Gipfelpunkt erreicht und ist entschieden im Abnehmen begriffen. Solche Nächte, wie ich in Linz durchmachte, liegen, so hoffe ich von Gott, hinter mir. Sollte es im geringsten schlechter werden, dann wären auch alle meine Hoffnungen verloren. Der Frost hat ganz aufgehört und ich bin ganz Zuversicht, daß er auch heute ausbleiben wird.

Des lieben Vaters Klage über meine Abreise hat mich ganz erschüttert. Da ich aber schon früher mir jede Abschiedsszene verbeten habe, ich mich von allen, Gott weiß wie oft beurlaubt hatte, der lieben Mutter am Samstag (9. Mai) in der Baumbachgasse gesagt habe, daß ich mich durch nichts von meiner Abreise am Montag abhalten lasse, da ich am Sonntag die Emilie bat, ihren lieben Eltern zu sagen, daß ich morgen abreise, ihr die besten Grüße an dieselben aufgab, und ich mit ihr den Abschiedskuß wechselte, wie konnte ich dann nur im geringsten voraussetzen, daß Vater so gar nichts von meiner Abreise

wissen soll, umsomehr, als Du ja selbst vorausgesagt hast, daß es Vater wohl weiß, denn sonst wärst Du dann doch Montag Vormittag einen Sprung hinabgegangen. Übrigens glaube ich, daß es der liebe gute Vater verschmerzt und mir verzeihen wird, wenn ich zu diesem heillosen Irrtum was beigetragen habe.

Übrigens glaube ich, daß die entschiedenen Fortschritte zu meiner Besserung alle Angst und Unruhe aus Deinem Herzen nehmen werden. Sei also guten Mutes, sei heiter und arbeitsam und vergiß nie, daß die Pflichten, die Dir Dein Kind auferlegt, allen anderen himmelweit vorausgehen. Geh fleißig spazieren und vervollkommne Dich in der edlen Kochkunst.

Eine junge, gesunde Frau kann acht Hände haben, wenn sie will. Teile Dir nur alles systematisch ein und wirf nicht alles durcheinander und Du kannst ohne Schwierigkeit alle Welt befriedigen. Kümmere Dich ernsthaft wegen Anbringung des Quartiers. Es scheint denn doch nicht so fürchterlich um diese Wohnung zuzugehen, wie Deine Phantasie es ausmalte.

Gegengrüße an Vater, Mutter und die unvergleichliche Hinghofer-Familie. Janotcky (?) grüße. Sag ihr, Leitgeb habe nie gesagt, daß es mir an der Lunge fehle.

Ich küsse Dich mit den sehnsuchtsvollsten Gedanken. Jetzt bin ich durch das Schreiben bis zur Erschöpfung ermattet. H.

Innsbruck, 25. Mai 1863.

Liebste Marie!

Ich habe auf den Brief vom 20. d. M. zwar noch keine Antwort, dessen ungeachtet drängt es mich Dir zu

sagen, daß meine Nächte immer ruhiger werden. Dazu trägt wohl das meiste bei, daß ich in wahrhaft klösterlicher Ruhe lebe; der weibliche Teil des Hauses ist den ganzen Tag in der Kirche, der männliche Teil schläft bis Mittag und spielt den ganzen Nachmittag im Kaffeehaus, indessen die dritte Staatsprüfung flöten gehen kann. Ich bin daher außer der Eßzeit, die glücklicherweise vier Stunden des Tages einnimmt, immer allein. Vor dem Schlafengehen (10 Uhr) liest Klementine vor, oder ich dominiere mit ihr und Caton. Ich trinke wie in Linz, zweimal des Tages Kaffee, meine Hauptmahlzeiten, was ich sonst genieße, ist nicht der Rede wert.

Dessen ungeachtet will das Fieber nicht weichen. Besonders die letzten drei Tage hat mich der Frost viel gepeinigt.

Ich bin noch nicht aus meinem alten Schlafrock, meinen alten, schwarzen Hosen und dem Gilet herausgekommen. Gestern jedoch war ich zwischen 7 und 8 Uhr früh 10 Minuten lang gestiefelt, behost und befrackt. Es ließ sich nämlich ein sehr großer Herr bei mir anmelden und ich war genötigt, ihn im Feierkleide zu empfangen. Du wirst gleich erraten, wer der Besuch war, wenn ich Dir sage, daß mich abends bevor ein himmelhoher Kapuziner auf seinen Empfang vorbereitet hat. Ja, Marie, ich bin am Pfingstsonntag in optima forma mit dem ganzen Innsbrucker Zeremoniale versehen worden. Otto, der mir den Herrn ins Haus trug und der Mesner im vollen Chorgewand durch die Straßen klingelnd und eine Volksschar nachströmend, die laut betend unter der Haustüre auf das Zurückkommen des Geistlichen wartete. Alle Hauseinwohner in den Gängen knieend und Klementinens Zimmer, in welchem die heilige Handlung vorging, füllend. Klemen-

tine hat sich für den Marienmonat Mai einen allerliebsten Altar zusammengestellt und ist nun ganz überglücklich, daß er durch die Gegenwart des Herrn eingeweiht wurde. Otto bat mich so herzlich darum, daß an ein Widerstreben gar nicht zu denken. Ich werde mehr und mehr wenigstens geistig „Blume voll Demut und Schweigen“, während immer noch von Zeit zu Zeit der Fieberteufel Zorn durch meine Kräfte rast.

Merkwürdig bleibt es aber doch, daß es mir absolut unmöglich ist, auszugehen, daß ich fast nichts mehr zu lesen imstande bin, und daß mir das Schreiben unbeschreibliche Anstrengung kostet. Wocher erklärt mir dieses durch Abnahme des Fiebers, die mir meine herabgekommenen Kräfte, die im exaltierten Zustande künstlich gesteigert waren, zum vollen Bewußtsein kommen lassen. Er sieht darin nur die notwendige Konsequenz der Besserung. Obgleich ich dagegen manches einzuwenden hätte, will ich doch gern alles glauben. Wocher glaubt auch, daß ich Mitte Juni so weit bei Kräften sei, nach Feldkirch reisen zu können, wohin es mich unwiderstehlich zieht.

Liebe Marie, sende mir zu den vergessenen Schmucksachen das zweite farbige Hemd. Schreibe mir auch die Ankunft des Statthalters und seine Titel. Dem Vater und der Mutter alles Schöne. Ich denke viel an sie.

Dich küsse ich aus dem Grunde der Seele.

Innsbruck, 3. Juni 1863.

Liebste Marie!

Ich habe soeben Dein Schreiben gelesen und es geht mir darüber ein Mühlrad im Kopf herum. In bezug

auf das Quartier tue, was Du willst; ich mische mich in nichts mehr.

Seit ich in Innsbruck bin, hüte ich das Zimmer und den kleinsten Ausgang am Arm eines Bruders muß ich mit fürchterlichen Folgen bezahlen. Ich kann und darf Dir nicht verschweigen, daß mein Zustand im ganzen wieder schlimmer ist. Das Fieber, das bereits im Abnehmen war, findet sich nun fast täglich wieder ein und der Frost packt mich meist Vormittag. Den Kopf kann ich nicht fünf Minuten vorgebeugt, manchmal auch nicht frei halten. Was ist das für ein Schreiben, wo ich mit der linken Hand immer den Kopf stützen muß. Heute führte mich Otto in die 9 Uhr-Messe. Noch vor dem Sanktus mußte er mich wieder hinausführen, und ich mich gleich zu Bette legte, wo ich Deinen Brief erhielt. Ich beklage es namenlos, daß Du Dich so abhärmst; glaubst Du, Deine Lamentationen verbessern meinen Zustand? Es ist doppelt fürchterlich, selbst so zu leiden, wie ich leide, und seine Frau in solcher Desperation zu wissen.

Mein Leben liegt in Gottes Hand. Sei fröhlich, denk besserer Zeiten. Uns gegenseitig mit Klagen zu quälen, ist geradezu kindisch. Ich habe lustige Briefe von Dir erwartet, damit ich mich daran erquicke, ich habe erwartet, daß Du mir mein künftiges Leben mit den blühendsten Farben malst. Nichts von alledem, sondern Jammer und Elend in ein Krankenbett, wo das leibhaftige Elend und der leibhaftige Jammer liegt. Das ist kein formeller Brief.

Ich muß enden, bin erschöpft.

Hermann.

Innsbruck, 11. Juni 1863.

Liebste Marie!

Dein hübscher Brief hat mich in einen Himmel des Entzückens versetzt. Du schreibst so schön, als Du aussiehst. Das ist etwas ganz anderes als Deine früheren Briefe, jetzt bist Du auf dem Weg zu meinem Herzen und ich kann Dir nur sagen, daß ich mich jedenfalls in die Schreiberin dieses Briefes verliebt hätte, wenn sie auch nicht meine Frau wäre. Zudem bin ich so glücklich, Gutes mit Gutem zu vergelten.

Erstens hat mir Baron Spiegelfeld einen äußerst liebenswürdigen Brief geschrieben und mich versichert, daß er sich die definitive Besetzung der Präsidialsekretärstelle bis zu meiner vollen Wiedergenesung vorbehalten habe. Ich bitte aber die Sache unter Euch zu behalten.

Zweitens bessert sich mein Zustand von Tag zu Tag. Denke nur: seit Samstag, und heute haben wir Donnerstag, also volle fünf Tage kein Fieberanfall mehr. Ich gehe auf strengen Befehl des Dr. Wocher um 10 Uhr zu Bette und schlafe augenblicklich ein. Freilich weckt mich der schauerliche Krampfhusten oft genug auf. Der Abzug des Fiebers, das mich eigentlich so ganz auf den Hund gebracht hat, läßt mich piano, pianissimo wieder zu Kräften kommen. Aber das Schreiben und das damit verbundene Neigen des Kopfes ist immer eine sehr schwere Sache für mich. Zudem fährt mir alle Augenblicke der Krampf in alle fünf Finger, daß mir die Feder aus der Hand fällt.

Ich bin seit vier Tagen alle Tage ausgegangen, ich habe guten Appetit, nur kann ich noch immer kein Fleisch ertragen. Ich sehe auch, wie alle sagen, nicht mehr so schlecht aus wie früher. Dr. Wocher ist natürlich sehr er-

freut, daß das Fieber gewichen ist, allein er hat noch einen zweiten Feind zu bekämpfen, der gar nicht weichen will, und das ist das Exsudat. Leitgeb hatte Recht, darin meine Hauptkrankheit zu erblicken. Wocher sagte noch gestern zu mir: „Ihr Fieber war ein nervöses, ein durch geistige Aufregung oder Gemütsunruhe hervorgerufenes, das durch vollkommene Ruhe ohne ärztliche Hilfe gewichen wäre." Wie recht der alte Herr hat, wissen ich und Du. Anders ist es mit dem Exsudat. Wocher gibt sich alle Mühe, die Natur bei dem Aufsaugungsprozeß zu unterstützen, aber es scheint sich eher zu verhärten als zu erweichen. Die ganze linke Seite ist schmerzhaft, und ich habe einen lächerlich kurzen Atem, indem der rechte Flügel der Lunge durch den Druck des Exsudats verhindert ist, an dem Atemgeschäfte teilzunehmen. Aber:

Tausend halbe Atemzüge
Geben ewig keinen Ganzen.

Husten und Heiserkeit sind weitere liebe Genossen des lieben Gastes, der sich in meinem Brustkasten so breit gemacht. Übrigens bringt einen der Kerl nicht um, und das ist immer ein schöner Zug von ihm. Wocher meint, daß es noch Monate dauern könnte, bis meine etwas geschwächte Natur das Exsudat aufgesogen hat, und die Störungen alle beseitigt sind, die dasselbe in meinem Organismus hervorrief. Von der Leber ist gar keine Rede mehr. Wocher will mich noch immer nicht fortlassen; er sagt, meine noch sehr angegriffenen Kopfnerven und das Gepolter eines Eilwagens durch die Bergstraßen Tirols seien zwei Dinge, die in gar keinem vernünftigen Zusammenhange stehen.

Doch genug von der leidigen Krankheit, es geht einmal besser, und mit dem Sterben hat es noch weit hin,

ich fühl es so recht in meinen Adern, daß ich vollkommen gesund werden werde. Darum lasse Deinem Mutwillen die Zügel schießen, aber verpuffe*)

Dein Brief hat mich in viel zu gute Laune versetzt, als daß ich sie mir durch die versprochene Beschreibung der Physiognomie meines Kreises verderben möchte. Dafür will ich Dir eine Freude machen mit dem Bilde meines lieben, toten Mütterleins. Nun sieh hinein in dieses edle, reine Engelsantlitz, behalte es statt mir, es ersetzt mich millionenmal, häng es über mein Bett, daß es über Tochter und Enkel wache und bete, ich habe mich mit Tränen davon gerissen; ich schenke Dir das beste, was ich habe [. . .].

Wenn Deine Kochkünste Wahrheit sind, so hast Du's, wie ich Deinen Beschreibungen entnehme, bereits zur Meisterschaft gebracht.

Nun ist aber der Brief lang genug, Deine Schreibseligkeit ist unerreichbar. Ich küsse Dich mit den sehnsuchtsvollen Gedanken.

Hermann.

An Frau Anna v. Gilm in Feldkirch.

Innsbruck, 11. Juni 1863.

Liebste Schwester Anna!

Du hast mich wieder mit einem freundlichen Briefchen beglückt und ich eile, Deine so liebenswürdige als für mich schmeichelhafte Neugier über mein Befinden zu befriedigen. Es geht piano, pianissimo vorwärts. Das Fieber, der böse Gast, läßt sich in immer größeren Zwischenräumen

*) Hier fehlt ein Blatt.

sehen und sein Betragen ist ganz danach angetan, als wollte es ganz ausbleiben. Träne weine ich ihm keine nach. Mit ihm verringern sich auch die Schwäche der Nerven und aller geistigen und physischen Funktionsorgane. Die Verdauung wächst, aber die Fleischtöpfe Ägyptens sind mir noch immer versagt. Toujours Manna, da muß Israel mager werden. Nebst dem Fieber, das Wocher als ein nervöses erklärte, habe ich aber auch ein Exsudat über den ganzen rechten Lungenflügel, das bereits so mächtig ist, daß wegen des von ihm auf das genannte Organ ausgeübten Druckes dasselbe nur wenig Anteil an dem Atmungsgeschäfte nehmen kann. Ich habe einen lächerlich kurzen Atem, ich, dem er eigentlich nicht ausging, und ein quälender, jede nächtliche Ruhe auf polizeiwidrige Weise störender Husten, wie auch eine Heiserkeit — „das Glied, mit dem ihr sündigt, an dem werdet ihr gestraft werden" (Pentateuch Buch, Kapitel und Vers unbekannt), — sind die andern zwei Grazien der dicken Göttin, die sich so breit auf meine Lunge gesetzt hat. Dieses Exsudat nun soll ich ganz allein „aufsaugen". So lautet die Ordre des Dr. v. Wocher, ob ich aber diesem Aufsaugungsgeschäft gewachsen bin, darnach fragt der alte Herr nicht. Ich zweifle, ob nach dieser Richtung meine Talente liegen, denn ungeachtet aller grünen und grauen Salben des Doktors, sitzt die Dame in aller Breite noch am alten Fleck.

Doch genug von diesen traurigen Dingen, Du könntest sonst melancholisch werden.

Da ich nach dem Ausspruch der Wissenschaft gegenwärtig nicht Eilwagen- und nicht Stellwagen-fähig bin und mir zur Extrapost die Mittel fehlen, so muß ich Euren Umgang leider noch einige Zeit entbehren. Vielleicht be-

schleicht auch die Wissenschaft ein „menschlich Fühlen“ und bringt mich noch diesen Monat zu Euch.

Dein Brief und Voglsangers Anwesenheit hat die Sehnsucht nach Euch neu aufgestachelt. Denn hier ist nichts als Unfriede und Streit und die unerhörteste Unordnung in allen Dingen. Die jungen Herren, die noch nicht einmal „die Staatsprüfungen“ alle gemacht haben, liegen in diesen sonnigen Tagen bis 11 und 11½ im Bett und poltern um 2 Uhr nach Hause. Ich bin anfangs mit der ganzen Wildheit der Entrüstung über so „Unerhörtes“ über die Burschen hergefallen, die dies Leben schon sechs Jahre so treiben, jede Bildung, äußerliche und intellektuelle, verschliefen, keine Sprache, keine Geschichte, keine Literatur kennen und besonders Albert, auch im äußeren das wahre Bild der Trägheit und Roheit darstellen — und habe nichts ausgerichtet.

Da nahm ich dann am verflossenen Sonntag abends ungeachtet meiner Heiserkeit die Mama ins Gericht. Ich malte ihr in den brennendsten Farben das Leben, das Albert führt und die furchtbaren Folgen für ihn und — sie, indem ich ihr begreiflich machte, daß sie, als Herrin des Hauses, Gott für jede Unordnung, die sie kennt und nicht die geeigneten Mittel ergreift, sie abzustellen, verantwortlich ist. Ich zählte ihr mehrere Mittel zur beliebigen Auswahl auf und verbürgte mich für die Wirkung eines jeden. Sie erwiderte kein Wort. Caton sagte mir aber, daß sie lange geweint habe. Am Montag standen sie um 8 Uhr auf und so bis auf heute. Ich weiß nicht, was vorgegangen ist, freue mich aber im stillen des Erfolges und wünsche nur, daß er auch meine Anwesenheit überdauern möchte.

Kann Albert sich das Langschlafen abgewöhnen, so

ist er gerettet, denn er ist wahrlich nicht ohne Talent und kann mit vielem Fleiß vieles nachholen.

Ich dringe mit aller Macht in ihn, die letzte Staatsprüfung so schnell als möglich zu machen. Es gelingt mir auch einigermaßen, ihn zu den Büchern zu bringen. Ich erkundigte mich bei der Statthalterei bezüglich seiner Aufnahme, aber da ist für ihn keine Hoffnung. Die Gerichtspraxis bei dem Landgericht scheint ihm nicht zu munden. So war denn der Plan ausgeheckt, bei Ferdinand die Notariatspraxis zu nehmen. Über Zwiesprache mit Voglsanger und nach den bekannten Verhältnissen muß ich dem Vorschlag Ferdinands vollkommen beistimmen. Ich habe auch in diesem Sinne hier gesprochen und auch Otto auf meiner Seite. Letzterer ist eben daran, für Albert einen Tisch in einer Notariatskanzlei zu ermitteln. Das übrige sei in Gottes Hände gelegt. Vor allem aber bitte Ferdinand so schön Du kannst, daß er den Brief Ottos erwidert und seine ganz richtigen Gründe des näheren entwickelt.

Voglsanger sagte mir, Ferdinand habe bereits dem Otto geschrieben. Er ist das der bekümmerten Mama schuldig.

Aber ich sehe, daß ich recht ernsthaft geworden bin. Wer könnte auch in diesen wanzenbevölkerten Löchern beim Schwarzen Adler den Humor behalten. Denke und schaudere: Ich habe Wanzen im Bett.

„Wer nie sein Brot in Tränen aß,
Wer nie die langen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt sie nicht, die himmlischen Mächte“

dichtet Goethe. Er hat nicht die ganze Wahrheit gesagt. Die glückliche Exzellenz hat nie eine Wanze gebissen. Nur

in dem zivilisationsfeindlichen Tirol kann einem solches Herzeleid widerfahren.

Ich saß weinend vor Wut auf dem Bett, als der erste Wanzenkuß glührot auf meinem mageren Arme brannte. Ich ging verstört, ein gebrochener Mann, herum, bis ich eines Tages unter den „Gewölben" mit brennend roten Buchstaben das Wort: „Wanzentod" erblickte. Ich steckte den Wanzentod zu mir, eine prächtige, wie Granat leuchtende Flüssigkeit, spritzte sie auf die Matratze und seitdem hab ich Ruh! Ob die lieben braunen Dinger gestorben oder zu Mama ausgewandert sind, die diese liebenswürdigen Geschöpfe Gottes nicht im geringsten stört, weiß ich nicht.

[Schluß fehlt].

Innsbruck, Juni (?).

Liebste Marie!

Ich schreibe Dir immer sehr gerne, wenn ich etwas für Dich tröstliches schreiben kann. So habe ich [seit] 9. d. M. ziemlich gute Tage. Das Fieber ist ausgeblieben. Gebe Gott, daß es nicht wieder kommt. Heut war ich zum erstenmal in Gottes herrlicher Natur. Auf den Saaten waren einige Dutzend Mäher beschäftigt, das prachtvolle Gras niederzulegen und der Duft war himmlisch. Im Garten zu Mühlau machte ich Siesta, freilich nur bei einem Glase Wasser. Wie mir das wohl tat. Wocher meint zwar, ich soll vor Ende Juni nicht nach Feldkirch. Ich gehe aber, sobald ich mich dazu kräftig halte. -

Es ist zwar für meinen elenden Körper keine kleine Aufgabe, die Millionen Stöße des Stellwagens auszu-

halten, der einen Tag und eine Nacht über all die zahlreichen Berge humpelt, die Innsbruck von Vorarlberg trennen.

Im nächsten Briefe mehr über die Physiognomie des Kreises, in dem ich mich befinde, die bedeutende Veränderungen erlitten hat.

Ich grüße Dich tausendmal.

Hermann.

Innsbruck, 18. Juni 1863.

Liebste Marie!

Es ist mir physisch und geistig unmöglich, Deinem pas à la Chevrette zu folgen, mit dem Du durch das unendliche Gesamtterrain von 16 Bogen springst.

Ich liebe das Gefrorene außerordentlich, aber in solchem Maße genossen, ist es um jeden Genuß getan.

Also türme nicht Brief auf Brief. Fang nie zu schreiben an, wenn Du nicht wenigstens die Muße hast, vier Seiten zu schreiben. Sodann siegle und adressiere den Brief augenblicklich und trage ihn stante pede zur Post.

Ich erwarte, daß Du dies genau hältst und mir nie mehr Briefe von 2, 3, 4 Datums sendest. Sonst hat unser Briefwechsel ein Ende. Mein Gott, wie schade! jeder Deiner Brief einzeln, Tag auf Tag empfangen, hätte mich köstlich erquickt, aber einem solchen Haufen Zuckerwerk auf einmal erliegt man. Daß Du das nicht selbst einsiehst!

In die Poesie mische Dich nicht. Du wirst mir doch nicht zumuten, daß ich all das Ungeheuerliche, das im

Schützenlied liegt, drucken lassen soll. Ein neuer Beweis, daß das „Publikum“, das Stelzhamer nicht versteht, mich noch viel weniger versteht. Übrigens sind Deine Vermutungen über Stelzhamer ebenso ungerecht als unbegründet.

Sie bleiben im alten Quartier. Du scheinst dieses aus meinen Briefen gar nicht vernommen zu haben, weil Du wie der ewige Jude noch immer Quartier suchst. Es ist gerade um aus der Haut zu springen.

Ich habe das Unglück, immer mißverstanden zu werden. So geht für jeden nur halb aufmerksamen Menschen aus dem Feldkircher Kapitel hervor, daß Tante Blum in Feldkirch ist. Sie ist eine Tochter der zweiten Frau meines mütterlichen Großvaters, der im Salon hängt. Meine Mutter ist das dritte Kind der ersten Ehe. Der Tante Mann ist Kaufmann, Spedition und Materialienhandlung Blum in Feldkirch. Die Schokolade ist aus ihrem Laden, drum trinke sie mit Deiner Familie, in Feldkirch kann ich davon haben so viel ich will.

Hinghofer werde ich bald schreiben. Es geht immer langsam, aber stetig besser. Das Fieber meldet sich wohl manchmal, fährt aber immer bald ab. Ich muß noch immer auf dem linken Hüftenknochen liegen, ein Wunder, daß ich ihn noch nicht abgelegen habe. Fleischekel dauert fort. Ich bin ganz Kirschentürkenmus. Also merke! Nur immer eine Portion Sorbet.

Tausend Grüße an alle. Alle hier grüßen Dich, ich am meisten.

Hermann.

27. Juni 1863.

Liebste Marie!

Ich habe im letzten Briefe, den ich in sehr gedrückter Stimmung schrieb, ganz vergessen, Dich zu bitten, mir am 1. k. M. die weißen Leinwandhosen zu senden, denn wir haben jetzt seit 8 Tagen 24° Hitze im Schatten und ich verschmachte fast in meiner dunklen Schafwollhose. Zugleich lege meine gestickte Samthaube bei, die mir sehr abgeht.

Meine ganze Krankheit sitzt jetzt in der Brust. Jeder Versuch zu sprechen, reizt mich zum Husten. Zudem bin ich so schwach, daß ich den ganzen Tag liegen möchte. Und mager. Caton hat mir alle Hemden, auch die neuen, um drei Finger enger gemacht. Überhaupt hat sie meine Sachen, die Du mit Deiner heillosen Stopferei, Näherei und kopflosen Knopfannäherei [verdorben hast?] wieder zum Glanz gebracht. Über die Art, wie die Knöpfe an meinem Raglan angesetzt sind, ist sie in ein Gelächter ausgebrochen, daß Mama ordentlich erschrocken ist. Sie hat mir den ganzen Raglan neu hergerichtet, neue Knopflöcher, neue Einfassung, sogar ein neuer Samtkragen. Auch meinen alten schwarzen Rock hat sie dieser Operation unterworfen, er sieht aus, daß ihn Adolf an seinem Hochzeitstage tragen könnte. Das brächte nicht einmal Nina zusammen. Lerne doch von ihr einen Knopf ordentlich anzunähen und ein solides Knopfloch machen. Das soll doch jedes Weib können. Diese praktischen Dinge sind mehr wert als alle Sentimentalitäten.

Auch Strümpfe hat sie mir gestrickt und angestrickt

und zwar zwei Paar sehr feine zu Sommerschuhen. Und so wie Caton in diesem Hause mein leiblicher Heiland ist, so ist Clementine mein geistiger.

Sie erfrischt meinen in namenloser Versumpfung liegenden Geist durch ihren Humor, durch die Frische ihres Witzes, durch ihre lachende Rede, in der der ganze Zauber einer Frauenseele liegt. In früheren Jahren war sie gegen mich zurückhaltend, fast unfreundlich, jetzt trägt sie mir die ganze Zärtlichkeit einer Schwester entgegen. Sie liest mir mit unbeschreiblicher Geduld alle Tage von 9 bis 11 Uhr abends vor, ob ihr nun persönlich die Lektüre behage oder nicht, während ich gestützt von meinen Bettpolstern auf dem harten Sofa liege.

Ich habe Kopfweh, die Hitze ist unerträglich im Zimmer. Gott schütze und erhalte Dich und alle im Hause.

Dein Hermann.

Schreibe nicht den ganzen Geldwert auf das Paket, höchstens 10 fl. Ich muß sonst immer ein Heidengeld zahlen.

Feldkirch, 9. August 1863.

Liebe Marie!

Ich und Nani sind nun ganz allein in dem zweistöckigen Hause. Ferdinand ist ins Bad, Fidelis auf 14 Tage und die Studenten Josef und Hermann, zwei flotte Söhne Ebenhochs, die Ferdinand erzieht, sind auf 8 Tage nach Bregenz. Ich werde Dienstag oder Mittwoch zum Aufbruch blasen und über den Arlberg wieder nach Innsbruck. Es

ist ein unersetzlicher Verlust, daß ich Dich vorigen Jahres nicht nach Feldkirch schickte. [. . .]

In einer halben Stunde fahren wir in der Ebenhochschen Equipage nach Sateins. Ich bin schon oft ausgefahren, es fahren nur Nani, Ebenhochs Frau und Tochter Wilhelmine, eine 19jährige Feldkircher Schönheit mit der allerliebsten Schwabensprache, bei der der „kranke Onkel" alles gilt.

Im letzten Brief stand von außen 40 fl., innen lagen nur 37 fl. Das ist eine Wirtschaft.

Grüße an alle

H.

Noch etwas. Nani hat mir einen sehr schönen Brillantring für Dich mitgegeben.

Feldkirch, 11. August 1863.

Liebe Marie!

Du bist denn doch eine sonderbare Person, das mußt Du selbst eingestehen. Kümmert sich 6 Wochen lang so wenig um mich als die Regierung in Kamtschatka, gebärdet sich, als wäre ich auf irgend einer Vergnügungsreise und frägt so wenig um mein Befinden als um den Stuhlgang des türkischen Kaisers. Da eines schönen Augustabends fällt es ihr ein, es wäre doch schicklich, wieder einmal ganz entsetzlich Angst zu haben und die ganze Welt aufzufordern zu schreiben, wenn etwa meine Hand schon der kalte Tod erfaßt hätte.

Beruhige Dich arme Seele; wie gerne ich auch stürbe, so scheint mir die ersehnte Ruhe noch nicht sobald vergönnt

zu sein. Ich habe hier nur wenig gute Stunden gehabt, das Fieber kehrte in alter Kraft zurück und ganze Nächte hindurch quälte mich ein fürchterlicher Husten, der mit häufigem Erbrechen endete. Und doch bin ich zufrieden. Ich lache über meinen erbärmlichen Zustand, wenn ich so allein tagelang im Bett liege, ruhig, fast glücklich und mich an einem naturhistorischen Buch erfreue, das mir Ferdinand Ebenhoch, ein ausgezeichneter Chemiker und Naturforscher, widmet. Die Zeitungen bringen mir die Feldkircher ins Bett, bevor sie sie selbst gelesen haben. Die Allgemeine, die Presse, die Morgenpost.

Habe ich einen guten Tag, gehe oder fahre ich nach Levis zu Ebenhoch, wo ich unter großen und kleinen Kindern in diesen herrlichen Anlagen ganz vergesse, wie elend ich bin. Gestern habe ich seit 6 Monaten den ersten Schoppen Bier getrunken, und es hat mich nicht so angeekelt wie früher. Auch esse ich jetzt schon einiges Rindfleisch. Das Fieber ist auch wieder geringer, aber Husten und Atemnot plagen mich noch außerordentlich. Ein hiesiger Arzt, der mich untersuchte, sagte, daß Lungenverwachsungen mit dem Rippenfell vorhanden seien und krankhafte Gallabsonderungen. Ich kann gar nicht aufwärts gehen und Großvater ist jetzt ein Schwerenöter gegen mich. Es hat jetzt eine enorme Hitze und die Straßen sind mit schuhhohem Staub bedeckt. In dieser Atmosphäre 15 Stunden im Wagen zu sitzen, halte ich nicht aus und gehe erst nach Innsbruck, wenn es geregnet haben wird. Adressiere die nächsten Briefe jedenfalls nach Innsbruck, denn wir erwarten jeden Tag Regen.

Du schreibst gar nichts von unserem künftigen Leben, obs der Himmel sein wird oder die Hölle? Ob Du selbst kochen wirst? Wann Du Deiner Niederkunft entgegensiehst?

Wann ich kommen soll? Was in unserer Wohnung geschieht? Warum „das Weib" noch immer 3 fl. monatlich bekömmt? Ich habe ihr den Monatslohn nur für die ersten zwei Monate, die ich auszubleiben gedachte, zugesagt.

Nani hat mir einen feinen, schafwollenen Unterspenser zur Fieberzeit gekauft, zart, weich und mild. Überhaupt überschüttet sie mich mit allem, was „gut" ist.

Grüße mir die Eltern und Hinghoferschen von ganzem Herzen.

Hermann.

II.

11. August, nach der Jause.

Wir haben soeben den Nachmittagskaffee mit Butter und Honig genommen. Früher haben wir uns geduscht. Nani hat einen Apparat. Das ist etwas herrliches bei dieser afrikanischen Hitze. Wir, [das] heißt: ich, Nani und Ferdinand Ebenhoch, ältester Sohn Ebenhochs, ein Freigeist aus der Schule Moleschotts, während sein Papa ein Betbruder ist. Es kommen daher die greulichsten Konflikte zwischen ihnen vor und Ferdinand ist daher in seinen freien Stunden immer bei uns. Er ist eine kurze gedrungene Gestalt mit ovalem, blassen Gesicht, ernst und still.

Julius, der zweite Sohn, ein lang aufgeschossener Jüngling, weiß und rot, leuchtendes Haar, gehört zur Feldkircher jeunesse dorée.

Karoline, das drittte Kind, ist im Kloster in Bregenz.

Wilhelmine ist zu Hause, das Ebenbild der Mutter, schwarze Haare, blaue Augen, voll und breitschulterig. Am

Sonntag war sie allerliebst angezogen. Weißes Kleid mit eingewobenen grünen Blättern, Paletot aus schwarzem Gros de Naples und runder gelber Strohhut mit weißer Feder. Die Heimfahrt durch die dunklen Eichenwälder, aus deren Kronen die Sterne wie Diamanten blitzten, war wunderbar.

Gabriele, die fünfte, ein köstliches Kind von 14 Jahren, das durchaus ein Fräulein sein will und sich deshalb in Gestalt eines langen Kommis einen Liebhaber beigelegt hat.

Hermann, der sechste, Student der 4. Gymnasialklasse, bei uns, ein stiller, sinniger Knabe.

Josef, 7. detto, ein wilder Teufel mit blitzenden Augen, der talentierteste von allen, Liebling meines Bruders, Qual der Nani.

Ernst, ein dummer Kerl, der soeben von Montafon zurückkam, wo ein Frühmesser ihn ganz erfolglos für das Gymnasium vorbereiten sollte.

Marie, ein 8jähriges zartes Kind mit den rötlichen Haaren, wie sie Titian so gern malte. Schade, daß das Kind geistig und körperlich so sehr zurück ist.

Fidel, des Hauses Benjamin, des Vaters Namensträger, der zehnte und letzte Sprößling, ist ein kleiner, runder, pudelnärrischer Kauz, wie ein Bergzwerg.

Das ist nun das ganze Haus, das mit meinem Bruder auf das innigste verbunden ist und zu dem jeder gehört, der die Schwelle meines Bruders betritt. Es sind zwei Familien, die fortwährend untereinander gemischt leben, obgleich es nach Levis fast eine halbe Stunde zu gehen ist.

Die Nani sieht sehr gut aus; so wie Deiner Mutter fehlen ihr alle Zähne und die Folgen sind die gleichen.

Das macht sie ungeheuerlich gemütlich. Gegen Dich sieht sie ganz großmütterlich aus. Wenn Du aber trotz ihrer 46 Jahre nur ein Hundertstel ihrer Lebhaftigkeit und Redseligkeit hättest, ich wäre zufrieden. Sie redete ganz Linz nieder und ich zweifle, ob jemand von Euch allen je zum Worte kommt, wenn sie in Linz sein wird. Sie spricht zwar immer davon, daß sie im Frühling mein Kind sehen will, aber ich glaube es ihr noch nicht recht. Den Diamantring, der aus 5 Steinen besteht, worunter der mittlere von bedeutender Größe, habe ich indessen unter meinen Ehering gesteckt und werde Dir ihn persönlich überreichen, wenn Du ihn nicht etwa früher willst.

Feldkirch, 14. August 1863.

Liebste Marie!

Ich und Nani sind nicht lange allein geblieben. Vorgestern mittags kam direkt aus New-York ein Yankeekind, das die Schwägerin vor 18 Jahren irgendwo aus der Taufe gehoben und das ihr Vater wegen der dortigen Unruhen in die Heimat geschickt hat. Es ist nun ein wahrhaft transatlantisches Leben in das stille Haus gezogen.

Gestern waren wir in Levis, wo sie ein Ebenhochsches Füllen, das auf der Weide war, beinahe zu Tode geritten hat. Abends tranken wir Tee, den ich ihr nicht stark genug machen konnte und ich mußte ihr Damaszigarren holen, von denen sie ein halbes Dutzend rauchte. Das Rauchen ist aber auch in Feldkirch einheimisch. Bei Ebenhochs rauchen Mutter und Töchter und es ist dieser Unfug eine gar teure Sache für die Männer. Jeder Mann, der unter Damen geht, muß eine gut-

gefüllte Zigarrentasche bei sich tragen, die natürlich nicht mit „Ludros“ gefüllt sein darf. Dagegen habe ich gestern im Domino Revanche genommen und meiner Schwägerin und Pauline, so heißt die Amerikanerin, bereits 3 fl. abgenommen. Ich habe das Geld heute Vormittag in das anliegende Netz umgetauscht. Nichte Wilhelmine hat die vorige Woche das gleiche bekommen und es steht ihr vortrefflich. Und da sie im Körperbau, in der Farbe des Teints, sogar im Gesicht Dir außerordentlich ähnlich ist, so wird es auch Dir gut stehen, wenn Du es vernünftig anziehst und ein halbwegs liebliches Gesicht dazu machst. Heute bin ich den ganzen Tag herumgelaufen, um für Pauline englische Bücher aufzutreiben. Ferdinand stürbe vor Schreck, wenn er sähe, wie sie mit seinem Garten umgeht. Die seltensten Blüten reißt sie ab und steckt sie vor den üppigen Busen oder in ihr schwarzes Haar. Soeben hämmert sie mit beiden Fäusten an meine Tür und ruft zum Essen.

Wir saßen zwei Stunden beim Essen. Erbsensuppe mit Knödel, Forellen und Nudeln mit frischen, gedünsteten Pflaumen, dann Birnen, schwarzen Kaffee und Zigarren, und dieses alles gewürzt mit amerikanischen Geschichten aus dem Privat- und öffentlichen Leben, die Pauline auf das lebhafteste zum besten gab.

Nachmittags fuhren wir (5 Uhr) in das Liechtensteinische. Die Hitze ist noch immer unerträglich. Es ist gar nicht daran zu denken fortzukommen. Ich verschmachte fast in meinem kleinen, zierlichen Zimmerchen.

Es ist hier alles ganz neu. Alle Zimmer, vier in jedem Stock, neu tapeziert und eingerichtet. Gegenwärtig baut man ebener Erde eine neue, geräumige Kanzlei von drei Zimmern. Soeben werden die Böden gelegt. Mir geht

es in der Hitze nicht schlecht. Der Husten nimmt ab, das Fieber ist ganz verschwunden, und die Leute sagen, ich sehe prächtig aus. Ich lege mich jetzt nieder und lese Liebigs chemische Briefe.

Grüße alle. Nani und auch Pauline lassen Dich grüßen. Das Netz gefiel der letzteren sehr. Dein

Hermann.

Feldkirch, 15. August 1863.

Liebe Marie!

Ich knüpfe an mein gestriges Schreiben an, wenn ich Dir berichte, daß, während wir den Nachmittagskaffee tranken, ein Wagen vor unserem Hause hielt, in welchem — es war ein Einspänner — ganz allein Wilhelmine saß, die Peitsche in der Hand und einen grünen Schleier um den Strohhut. Wir parlamentierten mit ihr durch das Fenster und es hieß, der große Wagen wäre nicht zu haben, und ich soll mit zwei Damen fahren. Ich fuhr aber mit dreien, weil sich die Amerikanerin zu mir auf den Kutschersitz setzte, während Nani und Wilhelmine im Wagen Platz nahmen. In einer Viertelstunde hatten wir die Grenze zwischen Österreich und dem deutschen Staate Liechtenstein erreicht. Mir war ganz frankfurterisch zu Mute, als ich durch den rotbraunen Schlagbaum in das „deutsche Kaiserreich" fuhr und ich grüßte jeden Landsmann, der uns entgegenkam, denn wer kann wissen, ob er nicht schon heuer im deutschen Parlament sitzt. Das Ländchen ist halbmondförmig vom Rhein eingeschlossen und liegt, da die Straße aufgedämmt ist, wie eine Tafel vor uns; doch da wogen keine goldenen Saaten, keine fetten Rinder grasen auf

üppigen Wiesen, so weit das Auge reicht nur Torf und Moor und darüber neigen sich die Federbüsche der Schachtelhalme und die braunen Kolben der Binsen. Nur stellenweise sieht man einen elenden Erdäpfelacker oder vereinzelte Maispflanzen mit mageren Federn; über dem Rhein aber stehen die prachtvollen Schweizerberge mit einem Mittelgebirge von lachenden Landschaften, eine reiche, zum Himmel strebende Kultur, mit der vielgezackten Kalksteinkrone gekrönt. Manchmal blitzt der Rhein zwischen den Wellenlinien der Landschaft auf und an der Bergsohle der Schweizerberge — sie sind Toggenburgisch — braust der St. Gallen-Churer Abendzug, den wir den ganzen halbmondförmigen Kreis verfolgen konnten, bis er, im äußersten Westen angelangt, in Graubündten einbog und unsern Augen verschwand. Eine Viertelstunde außer Nendeln, dem ersten liechtensteinischen Ort mit elenden Hütten, von denen die meisten aus Torfziegeln gebaut und mit Binsen gedeckt sind, bog ich von der Hauptstraße, die in die Residenz Sr. liechtensteinischen Majestät führt, rechts dem Rhein zu in das Moorfeld ein, Mauren zu, einer Ortschaft, die am Abhange einer kleinen Anhöhe liegt, die sich wie eine Insel aus den trostlosen Sümpfen erhebt. Eine steinerne Kirche blickte gar freundlich herab. Mauren scheint mir von Kindern bevölkert zu sein, vor jedem Haus stand ein halb Dutzend solcher schmutziger „Rotznäschen", wie sie Werthers Lotte liebte, ein Stück Brot in der Hand, meistens im Hemde. Scharenweise sprangen sie herbei und riefen: „Schenkat mer an Krützer!"

Im Nu war all unser Kupfervorrat verschwunden. Doch wir standen am Wirtshaus zum goldenen Engel.

Der goldene Engel sah sehr verwittert aus und hing in einem messingnen Ring trostlos wie ein mausernder

Papagei. Freundlicher sah ein Mädchen aus, das unter der Türe des Hotels stand und uns mit einem „Grüß Gott ihr Herrschafta“ empfing. Ein anderes Mädchen spannte das Rößlein aus. Im ganzen Haus war kein männliches Individuum zu sehen. Es wäre kein Wunder, wenn sie alle ausgewandert wären, denn der Boden ist schlecht und die Weiber sind grausam häßlich. Auch den Landesvater scheinen sie mitgenommen zu haben, denn nirgends war sein Bildnis zu sehen. Die Kirche stand dem Wirtshaus gegenüber. Bis der Kaffee fertig ist, kann man ja hineingehen. An dem Plafond prangten die 10.000 Jungfrauen. Eine unglaubliche Zahl für dies Stücklein deutscher Erde. Eine lange Schar, wie die der Milchstraße, in langen, weißen Kleidern, [mit] langen schmalen Affenhänden und Füßen, wahre Orang-Utang-Gestalten [. . . .]

Übrigens war die Kirche schmutzig und elend und in dieser Hinsicht scheinen Staat und Kirche in bester Harmonie zu sein, was nicht in allen deutschen Vaterländern der Fall sein soll. Auch keine Heiligenbilder sieht man hier an den Häusern und keine Christuskreuze an den Wegen. Es scheint, daß die „Himmlischen“ an sumpfigen Gegenden kein Behagen finden und seit Moses Zeiten mit Vorliebe jene Länder suchen, wo Milch und Honig fließt. Übrigens ist der Kaffee gut und der importierte „Markgräfler“ vortrefflich.

Es ging auf 8 Uhr, als der weibliche Hausknecht unser Pferd aus dem Stalle zog, und es war 9 Uhr, als ich vor unserem Hause hielt, Nani und Pauline absetzte und mit Wilhelmine weiter nach Levis fuhr, nachdem ich mich zu ihr in den Wagen gesetzt hatte. Als wir das Städtchen hinter uns hatten und die weiße, breite Landstraße vor uns lag, ließ ich das Pferd langsam gehen.

Dunkle Wolken lagen auf den Rebenhügeln, die den ganzen Horizont umsäumen, in denen es an hundert Orten wetterleuchtete. Bei manchem helleren Blitz flammte Wilhelmine wie eine Feuerlilie neben mir auf. Obgleich sie mir fast weinerlich ihre kleinen häuslichen Leiden erzählte, mußte ich mich doch mit aller Gewalt erinnern, daß ich nicht in Linz, sondern in Feldkirch bin, so außerordentlich ist Wilhelmine Dir ähnlich. Für den Fall, daß ich mich einmal vergesse, bitte ich Dich zum voraus um Entschuldigung.

Heute war ich schon um 5 Uhr auf. Ich hatte das true Seidlitz-Powder getrunken. Sah auch sämtliche Feldkircher Jungfrauen, die eine hölzerne Madonna durch die Straßen trugen und nicht halb so nazarenisch aussahen, als die Jungfrauen in Mauren. Pauline ist heute eingeladen. Ich gehe abends mit Nani nach Levis nur, um mich durch Wilhelmine an Dich erinnern zu lassen. Du siehst, welch Opfer ich Dir bringe, dieser lange staubige Weg und diese Hitze! Ich habe trotz der Hitze prächtigen Appetit und heute mehr zu Mittag gegessen als in Linz in einer Woche. Überhaupt werde ich mich in das frühere Leben gar nicht mehr hinein finden.

O, die Welt ist vollkommen überall,
Wo die Linzer nicht sind mit ihrer Qual.

Dein bisher treuer Hermann.

Feldkirch, 21. August 1863.

Liebste Marie!

Heute früh brachte mir der Postbote mit der „Allgemeinen Zeitung“ zwei Briefe. Einen do. 13. August von Nina, den anderen do. 15. l. M. von Dir. Es sind beide,

weiß Gott wie lang, in Innsbruck gelegen. So altgebacken aber beide sind, schmeckten sie doch vortrefflich. Besonders behagte mir der Deine auf das unverdauliche Zeug hinauf, mit dem Du mich in letzter Zeit traktiert hast. Ninas Brief ist so poetisch schön und kann nur in jener Stimmung beantwortet werden, in welche uns ein Kunstwerk versetzt. Da gar nichts dergleichen im Bereiche meiner Augen ist, wird Nina wohl noch einige Zeit auf die Erwiderung warten müssen. So viel Phantasie erübrige ich jedoch auch unter der Million Baumwollspindeln Feldkirchs, um auf Dein Gekritzel Antwort zu geben.

In Beziehung auf das „Jenseits" ist mir nicht so bange als Du glaubst. Man müßte an der menschlichen Seele verzweifeln, wenn Du nicht längst zur Einsicht gekommen wärest, daß die Politik der Negation Staaten und Individuen ruiniert [. . . . .]

Nina, die Seherin, hat vollkommen Recht. Ich bin jahrelang im Gemüte erkrankt gewesen und mein körperliches Leiden war nur Mitleidenschaft. Ich kann nur mein eigener Arzt sein; daß ich hiezu Deiner Unterstützung bedarf, möchte ich Dir vor allem ans Herz legen. Es ist Deine „Gewissenspflicht", in das Werk meiner Selbstzerstörung einzugreifen, mit jenem „junonischen" Zorn, mit dem Du mich beim grünen Baum nach Ninas Worten verteidigt hast. Du hattest da ein schweres Stück Arbeit auf Dich genommen und den Beweis geliefert, daß Dir nichts unmöglich ist. Um wieviel leichter muß es Dir sein, ein reines Deutsch zu sprechen, als mich dem Vater gegenüber zu verteidigen, der so gütig ist mit mir.

Kälte ist auf die Hitze gefolgt und ans Reisen nicht zu denken.

Die Schürze, die ich Dir anliegend sende, habe ich

gestern in einem Lottospiel gewonnen; ebenso gehören Dein die Nähseide und die Nadeln, an denen Du immer Mangel hast [. . .]

Gott befohlen.

Hermann.

Feldkirch, 22. August 1863.

Liebste Marie!

[. . . . . .] Ich komme auf die Heimkehr zu sprechen. Du hast wohlgetan, die „Sehnsuchtsphrasen" zurückzuhalten. Desto wertvoller und wohltuender wird mir Dein Wohlwollen sein. Es ist nichts verderblicher, auch für die beste Sache, als wenn ihr eine ungeheure Erwartung vorausgeht. Erwarten wir daher nur ein ganz „Kleines", damit uns das „Größere" desto glücklicher macht. Im übrigen bin ich mit Dir umsomehr einverstanden, als mein Gesundheitszustand — ich leide immer noch viel am Husten und häufigem Kopfweh, das besonders nach jeder geistigen Anstrengung mit besonderer Heftigkeit auftritt — nichts weniger als bureaufähig ist und ich gern den Schützentag in Innsbruck mitmachen möchte. Ich käme dann mit 1. oder 2. Oktober nach Linz.

[. . . . .] Bei dieser Gelegenheit fällt mir eine Bitte bei, die ich im Namen einer Menge Neugieriger an Dich richten muß. Es ist ein allgemeines Geschrei in den Kronländern Tirol und Vorarlberg nach Deinem Porträt. Ich glaube, ich könnte einige hundert Gulden verdienen, wenn Du mir das Privilegium einräumtest, Dich verkaufen zu dürfen. Aber Spaß bei Seite. Lasse Dich, jedoch nur als Brustbild, photographieren. Im Falle das Bild gelingt und Du „sauber" bist, so schicke mir drei oder vier Exemplare.

Gehe aber bald zu einem Photographen, es wird nicht so viel kosten, und behalte das Geld aus der nächsten Besoldung zurück. Ich bitte Dich darum, denn ich habe es der Wilhelmine bei allem, was heilig ist, versprochen. Von der würdest Du nicht mehr lassen, wenn Du sie einmal gesehen hättest. Ich möchte mir manchmal alle Haare ausraufen, daß ich Dich nicht im Mai 1862 hieher geschickt habe. Jetzt weiß der Himmel, wann Du die Leute alle kennen lernen wirst.

An Nani schreibe sogleich und danke ihr für den kostbaren Ring. Er wird auf 80 fl. bewertet. Vorderhand prangt er an meinem Finger. Vielleicht bringt Dich sein Regenbogengefunkel zu einer eleganteren Handbewegung, denn das wäre denn doch unverzeihlich, wenn Du Deine mit Diamanten geschmückte Hand, statt damit alle Augen zu blenden, unter der Mantille verbergen würdest. „Ellbogen auf den Tisch," heißt die Devise dieses Ringes, und wer dagegen handelt, ist desselben verlustig.

So bin ich denn endlich am Schlusse Deines Briefes angelangt und kann Linz verlassen, um wieder in das Palais Gilm zurückzukehren. Doch dies verschiebe ich auf Nachmittag. Es ist jetzt 11 Uhr, ich gehe in den Leseverein, um Zeitungen zu lesen. Heute sind Nani und ich ganz allein bei Tisch. Sie bügelt noch immer.

Nachmittags. Die Sonne scheint in diesem Augenblicke gar freundlich in mein Zimmer, nachdem sie sich die ganze Woche nicht hat blicken lassen. Auf die unerträgliche Hitze der vorigen Woche folgte eine sibirische Kälte. Ich habe mein weiches schafwollenes Unterspenserl auf dem bloßen Leibe, darüber zwei Hemden und friere, wenn ich außer Bett bin in meinem grauen baumwollenen Wamse.

Am letzten Sonntag war es noch so schön. Wir fuhren nach Meiningen zum Vater Rhein, dort noch ein gar wilder Junge, der sich einen eine halbe Meile breiten Spielplatz ausgegraben hat. Die ganze rechte, vorarlbergische Seite des Rheines ist Torfland mit saurem Gras, „darin vereinzelt einsam steht ein Baum."

Von Meiningen ist es noch zehn Minuten bis zur Überfuhr. Ich ging Pauline am rechten, Wilhelmine am linken Arm und Binokel auf der Nase, die Zigarrenspitze im Munde voraus und ließ mich auf schweizerische Erde führen. Wie sind doch die Häuser so urdeutsch, wie süß und reich klingt die deutsche Sprache von der Kegelbahn, wie urreckenhaft sind diese Bursche, wie thusneldenblond sind die Haare, wie chriemhildenblau die Augen dieser Schweizer Mädchen. Es ist reizendes Hügelland, das bis in die Welle des grünen Rheines herabsteigt. Wir überschritten die Rorschach-Churer Eisenbahn und stiegen einen kleinen Hügel hinan, auf dem eine alte Ruine steht. Doch standen wir noch viel zu nieder, um in das Innere des Schweizerlandes sehen zu können, das auf der Rheinseite gleich dem Garten eines Eifersüchtigen mit himmelhoher Mauer umgeben ist. Nur der untere Teil Vorarlbergs lag wie eine Landkarte vor uns ausgebreitet. Tief unten, kaum vom blauen Horizont zu unterscheiden, taucht das „schwäbische Meer" auf. Drüben am rechten Ufer des Rheines standen die Gardedamen Nani und Mina und wehten uns zu mit weißen Sacktüchern. Bald trug uns der Rhein wieder auf seinem jugendlichen Rücken in den Kaiserstaat. Die Feldkircher Bürgermusik war in Konstanz. Ferdinand mit ihnen. Wir warteten bis 9 Uhr auf ihn. Indessen hatte sich der Himmel zusammengezogen. Rings um den Horizont stand Gewitter an Gewitter. Ich

saß auf dem Kutschersitz. Herrlich wars, wie die Blitze durch die rabenschwarze Nacht fuhren, eine Sekunde die ganze Landschaft in bengalisches Feuer setzten; wie erbärmlich gegen dieses Feuerwerk am Rhein das morgige Feuerwerk am Main, dachte ich mir, und hüllte mich enger in meinen grauen Paletot, daß mir kein Wind diesen polizeiwidrigen Gedanken entführe. Zum Glücke regnete es keinen Tropfen, der Donner brummte nur wie ein gelangweilter Löwe und es wollte auch keiner jener „Eremiten" im Moor „zum Himmel lodern im Gewitterregen". Die laufende Woche widmete ich ganz dem zweiten und dritten Band der physiologischen Bilder von Louis Büchner.

Daß Pauline, die sich en passant in Ferdinand Ebenhoch verliebt hat, heute früh zum wahren Seelentrost Nanis abgefahren ist, habe ich schon erwähnt. Die Gewissensangst Nanis war mitleiderregend. Ähnliches war ihr in ihren 47 Lebensjahren noch nicht vorgekommen. Sie glaubt fest, daß sie bei der Taufe etwas versehen oder die Frage: „ob sie dem Teufel und seinen Werken entsagen wolle", in der Zerstreuung im Namen des Kindes negativ beantwortet habe. Die Leutchen waren in den letzten Tagen so vertraut, daß sie sich ganz ungeniert im Angesicht der „Tante" küßten und duzten . . . . .

Wie früher auf kühleres, so warte ich jetzt auf wärmeres Wetter. Wie schön hier auch alles ist, bin ich doch lieber in Innsbruck. Wie es nur einen Gott gibt, so gibt es nur eine Caton und ein Vaterhaus. Poesie treib ich gar nicht, es ekelt mir an Versen, wie früher am Ochsenfleisch. Ich kann mich für all das, was gegenwärtig „los ist", nicht begeistern. Meine Nase sagt mir, das ist

alles faules Fleisch, und die Nase ist ein sicherer Führer als Gemüt, Glaube und Begeisterung.

Grüße von allen an alle.

Hermann.

Feldkirch, 23. August 1863.

Liebe Marie!

Heute glich unser „Salon“ einer überfüllten Kirche. Ich mußte die Honneurs all den Damen machen. Ich kam ganz angegriffen zum Essen. In aller Früh war schon Lina da. Ein Prachtmädel. Und das will ins Kloster. Soeben habe ich mit Nani, den beiden Mina, Mutter und Tochter, Gabriele, Tante Blum, Jetti und Gabriele, ihren Töchtern, Kaffee getrunken. Über Cousine Jetti wäre ein eigener Brief zu schreiben. Ich habe nicht geahnt, daß in unserer Familie eine solche Schönheit existiert. All das Frauenvolk ist jetzt in ein Wirtshaus, „Maria Grün“ genannt, mit einer herrlichen Aussicht gezogen. Ich gehe nach, sobald ich diesen Brief geschrieben habe, den ich eigentlich nur zu dem Zwecke schrieb, um Dich zu benachrichtigen, daß die Ganahlsche Sache zur allgemeinen Zufriedenheit beglichen ist. Es wird doch heller um mich, und ich weiß doch wieder, wo ich schwimme und sehe Land.

„Marie sieht blühend aus,“ schreibt Nina. Benütze daher diesen interessanten Augenblick und gib der Welt Dein Bild. Ein Dutzend solcher Karten kostet zwischen 4 bis 5 fl. Aber laß nur ein gelungenes Bild vervielfältigen. Wenn es Dir nicht selbst gefällt, so laß es anders machen. Eine vorteilhafte Halsbekleidung und elegante Haltung wird das meiste zum Gelingen beitragen.

Also gleich ans Werk. Es muß sein.

Ich mache jetzt Visiten über Visiten. Es gibt hier eine Anzahl sauberer Fräulein. Des Präses Köpf Tochter Mina hat schon in Innsbruck Aufsehen gemacht. Auch der Bezirkshauptmann hat zwei hübsche Töchterlein. Der weibliche Fabrikantenadel ist ebenso hübsch als elegant. An der Straße nach Levis stehen rings ihre prachtvollen Landhäuser in herrlichen, mit Statuen geschmückten Gärten und da rollen auch ihre Equipagen auf und ab. Das ist der Korso Feldkirchs, reich und elegant, daß keine mir bekannte Kronlands-Hauptstadt nur annäherungsweise etwas ähnliches hat.

Nun muß ich aber den Damen nach, sonst wird der alte Onkel von all den schönen Mädchen zerrissen. Ich komme mir oft wie der türkische Kaiser vor. Es ist doch etwas Schönes um die Verwandtschaft.

Also à Dieu und schreibe doch bald nach Feldkirch. Meine Abreise ist noch unbestimmt. Das Wetter scheint sich zwar aufzuheitern, ich glaube aber nicht an Dauer.

Das Allerschönste Deinen Eltern [. . .] Tante Blum hat Dir ein Pfund Schokolade gewidmet. Sie fragt Dir immer nach und ich kann ihr nicht genug von Dir erzählen . . .

Und was für Geschichten
Muß ich da erdichten . . .
Ich kanns nicht berichten,
Es warten die Nichten.

Hermann.

Feldkirch, 24. August 1863.

Liebe Marie!

An Schreibstoff fehlt es mir nie. Saßen wir gestern so gemütlich im Freien, das Angesicht nach Osten gewendet, dem Arlberg zu, dessen breite riesige Stirne mit einer weißen Pelzmütze bedeckt war. Gerade ober seinem Haupte schwamm der Mond — „eine gebrochene Hostie". Als wir heimzogen, glühte bereits sein früher so bleiches Angesicht. Aber in welchem Walde lag Endymion? In Feldkirch angelangt, hatte ich noch das Vergnügen, die Ebenhochschen Damen nach Levis zu führen. Ich sah im Laufe dieses Abends noch in Linas klösterliches Auge. Phantastisches Kapellendunkel, in dem die ewige Lampe glüht, und doch muß irgendwo eine Ritze sein, die das verbotene Weltlicht einläßt. Der „Gekreuzigte" wird selten um schöne Bräute beneidet, und es ist so göttlich, beneidet zu werden. Ich glaube, nur darum hat er sich das Mädchen erwählt.

Feldkirch, das blumenumflochtene, im Mondschein! Wer kanns beschreiben. Mit heißer Sehnsucht wünschte ich Dich an meine Seite, als ich allein den Feldkircher Korso heraufging. Wie sie glühten die großen goldenen Spiegelkugeln in den Gärten! Wie geisterhaft die Statuen an den Buxwänden standen. Als ich heimkam, war der „Notar" da. Die Glarusreise hatte ein Unwohlsein verhindert. Ein Braten und Apfelmus stand auf dem Tisch. Ich war totmüde und lag schon um 10 Uhr im Bette.

Heute früh hieß es, man gehe auf den Schellenberg. Ich überschätzte meine Kräfte; allein schon in Tosters, nicht ein Drittel Wegs, blieb ich liegen. „Alle meine Pulse klopften" und der Atem stockte mir. In solcher Atmungsnot lebe ich noch. Ich ließ mich im Obstgarten des Tosterer Wirts-

hauses nieder und trank zwei Schüsseln voll vortrefflichen Rahms und [aß] zwei „Kümilaibl“, das beste Brot auf Gottes Erdboden. Rings um mich heuten die Leute. Ich saß unter einem Apfelbaum, ohne Schlange, ohne Eva, wie der erste frauenlose selige Mensch. Es währte jedoch, echt mosaisch, nicht lange und ich sollte Vaterfreuden genießen. Kam da über das frisch geschnittene Gras, im violetten Kottonröckchen, ein weißhaariges Kind, dick und breit und mit den Armen rudernd dahergehumpelt und guckte mich mit so erbsündfreiem Lächeln an, daß mir ganz paradiesisch zu Mute war. Das Kind gab mir die Hand so freundlich, hatte so gar nichts Fremdes und Scheues im Auge, als wären wir längst Bekannte. Bald kam die Mutter herbei und sagte, daß das Kind, ein Mädchen, 14 Monate alt sei und Kreszenz heiße.

Und Nina will Dir mit aller Gewalt einen Buben oktroyieren. Doch die Zeiten der Oktroyierungen sind gottlob vorüber und ich bleibe bei einem verfassungsmäßig entwickelten Mädchen. Denke Dir, wenn in 15 Monaten ein solcher Engel in unserem Salon herumliefe. Was einem Bauernwirt gelingt, sollte doch auch mir möglich sein. Nur Kreszenz darf es nicht heißen, sondern Louise, wie meine Mutter. Für einen Buben wüßte ich gar keinen passenden Namen.

Um fünf Uhr bin ich allein heimgekehrt. Diese Woche werde ich wohl fortgehen. Schreibe indessen bis auf sichere Nachricht nur nach Feldkirch.

Hermann.

Feldkirch, 25. August 1863.

Liebe Marie!

Ich nannte gestern Feldkirch das „blumenumflochtene“. Und mit recht. Eine ununterbrochene Reihe blumenreicher Gärten umzieht die West- und Nordseite der Stadt. Die Südseite bespült die Ill, während eine tiefe Talschlucht den östlichen Eingang zur Stadt bildet. Wo jetzt die oben erwähnten Gärten stehen, war noch zu meiner Knabenzeit ein tiefer Graben, von einer krenelierten Mauer überragt. Noch geben mehrere Türme, vor allem der sogenannte dicke Turm, welcher die Gartenfront meines brüderlichen Hauses in zwei Hälften teilt, Zeugnis von dem herzlichen Verhältnis, in dem der Adel Vorarlbergs mit den Bürgern Feldkirchs stand. Meines Bruders Garten ist auch solch ein Grabengarten und der dicke Turm teilt ihn in zwei Hälften, von welchen die eine den gastronomischen Bedürfnissen der Küche dient, die andere aber meines Bruders Liebe zu den Blumen befriedigt. Und er liebt sie, seine Blumen, und die höchste Gunst, die er zu geben hat, ist irgend eine in der Entwicklung zurückgebliebene oder altershinfällige Viole. Doch außer seinen Nichten, Mina und Lina, sind nur wenige der Sterblichen, die sich solcher Gunst rühmen können. Ich habe einmal mit der Amerikanerin den Garten in seiner Abwesenheit schauderhaft geplündert. Doch die liebe Sonne hat den Raub tausendfach ersetzt, und heimgekehrt vom Bad zählte Ferdinand mehr seiner „Lieben“, als er verlassen hatte.

Heute früh war ich in Levis.

Ferdinand wog mich. Ich wog 104 Pfund, Mina 106 und Lina 102. Von all den Männern um mich war ich

natürlich der „leichteste“. Ja, die Wage! Sie hat den berühmten Chemiker Lavoisier zur Entdeckung des Sauerstoffes geführt und wird einst noch in der Seelenkunde eine Rolle spielen. Ein Mann, wie Dein Vater, der mit wenigstens 150 Pfund den Erdboden drückt, muß denn doch ein ganz anderes solides Wesen sein, als einer, der seine Mutter Erde kaum mit einem Zentner belastet.

Im Rückweg besuchte ich den Kirchhof, wo die Mutter meines Vaters liegt. Da sah ich ein barockes Grabmal, wie es nur im Hirn eines reichen Baumwollspinners entstehen kann. Da ist eines dieser auf der untersten Stufe der Entwicklung stehenden „Rädertiere“ im Momente in Marmor ausgehauen, wo es von einem aus einer Wolke herauslangenden Blasinstrumente zur Auferstehung geweckt wird. Der Kerl hat sich im Sarg aufgehockt, die Knie in der Höhe, den Oberleib entblößt und die von den Linnen noch halb verhüllten Arme auf den Rand des Sarges gestützt. Zugleich ist sein Gesicht, das ausgezeichnet getroffen sein soll, mit einer großen Nase und einem russischen Backenbart geschmückt. Er sieht aus, als ob er eben aus dem Bade steigen wollte. Und das ist alles aus schönem weißen Marmor ausgeführt und hat 4000 fl. gekostet.

Mina brachte mir gestern einen Stechpalmenzweig von Schellenberg. Unsere Wälder sind voll von diesem Strauch, der sonst nur neben Lorbeer und Myrte blüht.

Dies ist der letzte Brief, den Du aus Feldkirch erhältst.

Leb wohl und hab mich doch auch ein wenig lieb.

Hermann.

Innsbruck, 28. August 1863.

Liebste Marie!

Zwei Tage, gestern und heute, tanzten die Berge um mich. Es war ein wahrer Hexenreigen. In meinem Kopfe war es wüste genug. Alle, die Donnerstag beim Stellwagen standen, Männlein und Fräulein, tanzten mit. Es war ein ganzer Auflauf. Alle waren sie da, die ich kannte. Und als ich heute beim weißen Rößl in der Au ausstieg, wer kam mir entgegen? Hugo, und hinter ihm stand ein weißgelbes vierbeiniges Skelett mit einem Kropfsack bis zur Erde. Ewiger Gott, das war — Ami! Kein Schritt mir entgegen, kein Zeichen der Wiedererkennung, alle Namen der Liebe, Mina, Bummerl, Ninele, umsonst. Ich war versteinert. Nach langer Zeit richtete sich die arme Seele auf den schwachen Hinterbeinen auf und küßte mich. Hugo läßt er nicht aus den Augen. Es ist etwas ganz eigentümliches in dem Hund vorgegangen. Caton sagte mir, daß er gleich nach meiner Abreise nicht mehr fraß, jetzt sieht er wohl ein, daß meine Rückkehr für ihn zu spät sei. O, ich habe geweint wie ein Kind. Was soll ich jetzt mit ihm machen? Sein Rücken ist nicht breiter als ein Messerrücken. Danke Gott, daß Dir dieser fürchterliche Anblick erspart ist. Und Du hast Dich nie um ihn erkundigt, jetzt siehst Du ihn nie mehr wieder. Und hat doch alles geteilt mit uns, und erst mit mir [. . .]. In diesem Augenblicke liegt Bummerl bei mir. Seine Haare sind wie Borsten, der Kropf wie ein 20 Pfund-Stein. Beweinenswerter Anblick. Er leidet fürchterlich. O, wenn Du ihm in die Augen sehen könntest! Und diese Menschen hier schreiben mir kein Wort. Mir ist so schwer ums Herz!

Gott segne Dich. H.

29. August.

Es war gestern bereits sechs Uhr vorüber und zu spät, das Paket noch fortzubringen. Ich hatte eine schlaflose Nacht. Immer stand Bummerl vor mir. Zudem haben mich die Wanzen fürchterlich gebissen. Im Ohr sauste mir das Stellwagengerassel. Und das alles auf die schönen Tage von Feldkirch. Auf der Höhe des Arlbergs sah ich bis zum Augenblicke zurück, wo der letzte Schweizer Gebirgszug aus meinen Augen schwand. Wie eine Riesenschere schnitten die Zacken des Arlberges das liebliche Bild ab. Es liegen wunderbare Tage hinter mir. Sie haben mich geistig und physisch erquickt.

Hugo leistet mir den brüderlichen Dienst und wird den Ami in einem Wald erschießen, unter einem Baum begraben und den Baum bezeichnen. Ich kann seinen Anblick nicht aushalten. Ich würde krank wie er. Hilfe gibt es keine. Es ist ein ungeheuer steinhartes Gewächs, das er im Halse kaum mehr erschleppt. Er liegt immer ausgestreckt auf der Seite und sieht einen mit seinen alten, lieben Augen so schmerzensreich an. Ich weine jeden Augenblick.

Deinen Brief vom 25. erhielt ich, als ich bereits reisefertig war und mit der Tasche in der Hand mir einen Reisebuschen mit Ferdinands Erlaubnis im Garten zusammenband [. . .].

Wie kann ein vernünftiger Mensch auf den Einfall kommen, daß ich all die Schachteln gekauft habe, in denen ich Dir irgend eine Kleinigkeit zusandte. Die eine ist für alle Menschen, die nicht bereits im fünften Grade der Gehirnerweichung sind, eine alte Seifenschachtel, die andere ein Regalia-Zigarrenkistchen von Ferdinand und der letzten

sieht man das graue Altertum an. Hinsichtlich der Photographie muß ich darauf bestehen. Ich kann Dich nicht schöner machen als Du bist. Ich habe Dir diese Eitelkeit gar nicht zugetraut. Das alte Photographiebild von Dir ist gar nicht Dein rechtes Gesicht. Freilich, wenn Du Deine „Guten Morgen“-Visage anschnallst, hast Du recht. Du wirst denn doch um Himmels Willen ein halbwegs freundliches Gesicht machen können! Deine Krinoline verlangt niemand, die kann unphotographiert bleiben. Dein Gesicht, womöglich groß, will man haben. Diese Modebilderporträts sind greulich. Sollte wirklich aus Deinem Gesichte kein halbwegs erträgliches Bild zu machen sein, so laß den Entwurf nicht vervielfältigen. Jedenfalls geh zu einem Photographen und sogleich. Rede wenigstens mit ihm. Ich wünsche nur Deinen Kopf in möglichst großer Form. In ganzer Figur wird Deine Haltung alles verderben. Wenn ich Dich in der schmucklosen Wirklichkeit haben muß, werden die Besitzer Deiner Photographie auch nicht verzweifeln müssen. Und bist Du wirklich so schauerlich, so macht es mir Spaß, daß ich andere Leute auch mit Deinem Anblick peinigen kann. Was Du Dir gedacht hast, als Du schriebst, ich soll mich und Dich mit Deinem Bild nicht blamieren, will ich nicht untersuchen. In Linz, in Innsbruck, in Salzburg, in Wels sind wir somit gründlich blamiert. Denn das Original wird doch noch wirksamer sein als die Kopie.

Mit Feldkirch habe ich abgeschlossen. Vorbei ist vorbei. Ich bin satt, die Vergangenheit auszugraben. Du wirst mich daher von der Erzählung der kleinen Leiden Wilhelminens sowie von ihrer Schilderung entheben.

Vater bleibt immer Enthusiast. Sudle ich da nieder, wie es mir kunterbunt im Gehirn umläuft, und nun werft

Ihr gleich den letzten Rest kaltblütigen Anteils weg. Nicht Lilien, nicht Rosen, Gedanken soll die Sprache pflücken. Es ist gut, daß Du diese schon zweideutige Schmeichelei einem „Jemand" in die Schuhe schiebst. Du weißt aus früheren Briefen, daß ich die „Jemand" nicht leiden kann. Jemand ist niemand für mich. Wer soll mystifiziert werden? Du hast keine Geheimnisse vor dem Mann zu haben. Doch diese „Jemand" gehören zu Deinem Charakter. Da muß überall etwas Verschleiertes und Geheimnisvolles sein.

Findest Du es denn unbegreiflich, daß Dich Pauline grüßen ließ? War nicht alle Tage von Dir die Rede, und ich und Pauline waren gleich die ersten Tage wie Bruder und Schwester. Ich weiß, all die jungen Mädchen haben ein grenzenloses Vertrauen zu mir. Es muß etwas so Ehrwürdiges in den grauen Haaren liegen. Ganz ungeniert lacht, plaudert und scherzt das junge Volk mit mir, während es jungen Leuten gegenüber still und verlegen ist. Namentlich Pauline trieb ihr Unwesen mit mir und nannte mich nur immer den grauen Onkel. Einmal sagte sie mir sogar, sie könne nicht begreifen, wie ein junges Mädchen wie Du warst, einen so alten Mann hätte heiraten können. In Amerika, im Lande des Geschmackes und des raffinierten Genusses heirate man die Vierziger schon nicht mehr.

Bummerl kann ich nicht mitbringen. Wohin etwa diese treue Seele kommt? Oder geht das alles zugrunde, alle diese Liebe, diese Treue, diese Güte? Bummerl kommt nicht mit, er schläft in Tiroler Erde.

Es ist eine Schande, eine Schmach, aber ich muß immer weinen. Ich habe jetzt schlechte Zeiten. „Bringe ihn gewiß mit, sonst ist es aus." Ja, es ist aus, ganz aus. Ich möchte heulen wie Othello auf Desde-

monas Leiche: O! O! O! O! O! O! O! O! O! O! Niemand auf der Welt weiß, wie ich Bummerl liebte, wie er mir durch Jahre alles, alles, alles war! Wie ich durch ihn Menschen vergessen und Gott lieben konnte. Und da liegt er nun, ein Jammerbild. Wenn Du ihn nur sehen könntest, dieses Gerippe, nichts als Knochen und der steinerne Sack, wie er schwer atmet mit halb geschlossenen Augen. O sag es doch allen, die ihn kannten, ruf es aus, wie Kassandra Trojas Brand, „die Mina stirbt, die Mina stirbt!“ Die Mina, die ganz Linz kannte, wo kein Mensch ist, den sie nicht einmal aus dem Schlafe geweckt. Es gibt gar keinen Trost für mich. O, er geht mir schrecklich ab. Hättest Du ihn doch zurückbehalten, hättest Du Dich vor die Räder des Einspänners geworfen, der mich entführt, hättest Du Dich zu meinen Füßen gestürzt. Jetzt komme ich allein zurück, der halbe Mensch. Ich bin so verwirrt, daß ich nicht mehr weiß, was ich schreibe. Sags doch allen, die Mina ist tot.

G.

An Frau Anna v. Gilm in Feldkirch.

Innsbruck, 29. August 1863.

Allerliebste Schwester!

Da wäre ich nun, körperlich nicht im geringsten angegriffen, aber geistig. Höre nur wie das kam. Im weißen Rößl erwartete mich Hugo und hinter ihm ein weißes vierbeiniges Skelett, dem ein schwerer Kropfsack bis auf den Boden hing. Das war mein Bummerl und er kannte mich nicht, kein Schmeichelwort rührte ihn mehr. Mit matten und o, so schmerzenreichen Augen sah er auf mich.

Ich weinte ob dem jammervollen Anblick. Alle Freude des Wiedersehens war zerstört. Alle Hilfe ist unmöglich. Hugo wird die Barmherzigkeit haben und ihn in einem Garten erschießen. Er leidet fürchterlich und ich kann seinen Anblick nicht ertragen. O komme mir zu Hilfe, liebliche Erinnerung an Feldkirch, vor allem Du, unsterblicher Gedanke an Deine wunderbare Liebe und Güte, mit der Du den armen Kranken beschwichtigst. Ich kann mit des Dichters Worten sagen:

„Es fließt mein Blut mit mehr als deutscher Schnelle
Und viel gesündigt hat mein Blut zu Zeiten,
Doch Du bist gut und wirst mich nicht verdammen."

Es ist jetzt wieder so ruhig um mich, nur die Wanzen sind blutdringlich wie vormals. So grimmig haben sie nie angebissen als die letzte Nacht. Wahrscheinlich waren sie wütend über meine lange Abwesenheit.

Sag allen doch noch alles Schöne von mir. Besonders meinem geistigen Johannes, dem Ferdinand jun. Könnte ich doch jetzt bei Dir sitzen, wie er.

Soeben kommt Dein Paket. Hast schon recht gehabt, daß Du in die Kirche gingst. Ich hätte die Sache auch mit Dir vergessen. Am meisten geriet ich über die vergessene Himbeerflasche in Wut.

Die Martha habe ich auch nicht mehr gesehen. Grüße sie, ich danke ihr für die viele Mühe, die sie mit mir hatte. Ferdinand sen. in Kummer! Und hat alles, was das Herz wünscht. Küß ihn nur, küß ihn auch einmal für mich, und sag ihm, wenn ihn ein Leid drückt, er soll mit dem meinen tauschen. Bald schreibe ich Dir mehr. Ich glaube nicht, daß die Liebe zur Kreatur eine Sünde ist.

„Seit Ferdinand sich grausam von mir wandte,
Und seine Arme nach dem Kätzchen hub."

Lebt alle wohl, alle, alle. Wenn mein Bummerl begraben und mein Schmerz milder geworden ist, schreib ich Dir viel.

O, ich möchte es hinausrufen in diese nichtsdenkende Welt, hinausrufen wie Kassandra Trojas Brand:

Mein Bummerl stirbt.

Dein dankerfüllter Bruder
Hermann.

Deine beiden Briefe waren Labsal für mich. Aber nie soll mehr Schweigen eintreten zwischen uns, meine Marie liebt Dich und in das Herz unseres Kindes werden wir Deinen Namen graben.

Innsbruck, 3. September 1863.

Liebe Marie!

Le roi est mort, vive le roi. Obgleich Bummerl der I. noch lebt, hat doch Bummerl der II. bereits den Thron bestiegen. Ich sorgte dafür, daß das Gilmische Reich keinen Tag ohne Regenten ist. Die Ärzte haben weiland Bummerl I. aufgegeben. Hugo kann sich nicht entschließen, ihn töten zu lassen. So liegt er denn den ganzen Tag in Hugos Zimmer, gehen kann er nicht mehr.

Bummerl II. ist ein junger einjähriger Pintsch von weiß und brauner Farbe mit prachtvoller weißer Feder und glänzenden braunen Ohren. Sein Kopf ist klein und fein und seine Kopfhaare lang und seiden, in reichen Locken über die Augen fallend. Sein Charakter gutmütig und etwas Frauenzimmerliches in seinem ganzen Wesen. Möge seine Herrschaft glücklich sein und sein Reich mehr pros-

perieren als unter seinem steinschleppenden Vorfahr. Ich habe ihn einem Kondukteur in ordentlicher „Überrumpelung" abgerungen. Caton ist ganz verliebt in ihn. Denn schön ist Bummerl II.

In der Menagefrage will ich Dir nicht weiter entgegentreten, jedoch unter der Bedingung, daß die „Rärerei" wegen der Kost aufhöre. Du kennst meine Genügsamkeit in Betracht der „Fütterung", bist nur Du zufrieden, bin ichs auch.

Die Hopfingerschen Prophezeiungen übergehe ich. Ich hätte gar nichts dagegen, wenn der Bub, wenn es nun einmal ein solcher Unhold sein muß, auf der Welt sich befände, vor ich käme [nach Linz], und Du könntest mir keinen größeren Gefallen tun, als wenn Du ihn so schnell als möglich verlörest. Ich kann einmal niemand leiden sehen, und ich fürchte mich auf die „Geschichte" mehr als Du [.....]

Die Patenfrage ist längst entschieden. Ob Knabe, ob Mädchen, Otto ist der Pate. Stellvertreter mag sein wer will. Ists ein Knabe heißt er Rudolf, ists ein Mädchen Louise.

Unterlasse also das Photographieren, bis es Dich selbst freut; ich denke übrigens gerade so wie Du, nur habe ich eine solche Selbstverleugnung bei einem Weibe für unmöglich gehalten. Die Häßlichsten sind am wütendsten auf ihre Fratze. Ehre wem Ehre gebührt.

Meine Gesundheit läßt noch viel zu wünschen übrig. Ich kann den Husten nicht verlieren und greulich kurzatmig bin ich noch. Sonst aber bin ich kräftiger geworden und sehe besser aus.

Wenn „Jemand" und Pater Markus ein und dieselbe Person sind, so ist der Pater eine außerordentlich

merkwürdige Person, und besonders interessant ist es, wenn er bald als Jemand spricht, bald als Pater Markus. Grüße mir den lustigen Kauz, wenn Du ihn siehst.

Lebe wohl und schreibe fleißiger.

Hermann.

Innsbruck, 11. September 1863.

Liebste Marie!

Endlich ist heute wieder einmal ein Brief von Dir angelangt. Wir saßen eben beim Frühstück, als der Liebesbote in Gestalt der alten Lena hereintrat. Ich las zuerst den Brief an mich vor, dann gab auch Hugo den seinigen zum Besten.

„Und unermeßliches Lachen erscholl den seligen Göttern.“

Der Brief ist aber auch in der Tat vortrefflich. Du hast damit sogar Mama zum Schmunzeln gebracht, und das will viel sagen. Ich wußte gar nicht, daß Du so geistreich sein kannst, und wenn Du auch die erste Probe auf meine Kosten abgelegt hast, so freut es mich doch um das Geringste nicht weniger. [. . .]

Ich bedauere Dich innigst in Deinem gegenwärtigen ängstlichen Zustand. Schreibe mir doch öfter. Es ist gar nicht zu ertragen, acht und mehr Tage so ohne alle Nachricht von Dir zu sein.

Daß Du in unsere Wohnung zurück willst, ist mir ganz recht und es wird auch niemand etwas dagegen haben, wenn Du es auf eine Weise einrichtest, daß Du nicht zu Schaden kommen kannst. „Das Weib“ (nebenbei gesagt, suche einen anderen Namen für Deinen dienenden Geist, der vorstehende ist unerträglich) wird Dir wohl nicht immer zur Disposition sein können. In diesem Falle nimm

Dir ein Mädchen, das Tag und Nacht um Dich sein kann. Über diesen Punkt vollkommen beruhigt, werden auch die Eltern gegen Deine Heimkehr nichts einzuwenden haben.

An Otto, der über seine Patenwürde außerordentlich erfreut ist, mußt Du doch unverzüglich schreiben. Danke ihm, empfiehl ihm Dein Kind und Dich seinem priesterlichen Gebete.

Auch Mama bitte für Deinen Römerzug um den mütterlichen Segen und empfiehl Mutter und Kind ihrem Gebete. Das mußt Du aber gleich tun, man wird Dir wohl Zeit dazu lassen. Die „Stellvertretung" überlaß ich ganz Deiner Einsicht. Übrigens teile ich ganz Deine Ansicht, daß der Vater zu dieser rein formellen Handlung nicht in Anspruch zu nehmen ist. Es würde mich freuen, wenn sich Hinghofer diesem odiosen Geschäfte unterzöge. Mache die Sache sogleich definitiv aus, sonst bitte ich meinen alten Freund, Hauptmann Weiler, um die Gefälligkeit.

Was ich den ganzen Tag mache? fragst Du. Arbeit in Hülle und Fülle. Gleich nach sechs Uhr stehe ich auf, trinke ein Glas Seidlitzer Wasser und gehe dann bis acht Uhr mit dem neuen Bummerl spazieren. Um acht Uhr frühstücken wir alle und es ist meist neun Uhr, bis wir vom Tisch aufstehen. Dann setze ich mich in meinem Zimmer zur Arbeit oder lege mich ins Bett und lese bis zum Essen. Nach Tisch gehe ich bis drei Uhr ins Kaffeehaus, die Frühpost zu lesen. Um vier Uhr wird gejaust. Bis sechs Uhr lese oder arbeite ich. Dann wird mit Bummerl wieder spazieren, dann zum Nachtessen und nach einem kürzeren oder längeren Geplausch endlich ins Kaffeehaus gegangen. Um elf Uhr liege ich in der Regel schon im Bett.

Dich wunderts nun wahrscheinlich, was ich denn arbeite. Ich habe während der letzten Zeit aus meinen Gedichten für die künftige Feier eine „Festgabe" zusammengestellt unter dem Titel „Aus dem Tiroler Schützenleben". Ich habe das Manuskript bereits beim Festkomitee überreicht. Schuhmacher hat mit der freudigsten Bereitwilligkeit den Druck übernommen und wird das Büchlein in einer dem Feste würdigen Weise ausstatten.

Ich habe durch mehr als 8 Tage an dieser Arbeit geschwitzt, wobei ich noch durch häufiges Kopfweh unterbrochen wurde. Jetzt habe ich noch ein Festgedicht zu machen, das der Statthaltereisekretär Josef v. Ehrhart, Bruder des Vinzenz, beim großen Festkonzert vortragen wird.

Überhaupt steigen meine poetischen Aktien und haben sich endlich von dem entsetzlichen Dierzerschen Kurse erhoben. Bruder Ferdinand hat mir 800 fl. versprochen, wenn ich ihm das zum Druck fertige Manuskript meiner Gedichte sende. Er glaubt noch ein gutes Geschäft dabei zu machen. Unglaublich, aber wahr.

Jetzt haben ich und Klementine Rosen über Rosen zu machen. Wir haben 13 Fenster zu verzieren. Tannenreisig, Festons, mit großen weißen und roten Papierblumen geschmückt, werden vor den Fenstern hängen, dazu eine große deutsche Fahne aus Klementines Erker flaggen.

Gott tröste, Gott segne, Gott schütze Dich.

Alles Schöne an alle.

Hermann.

Innsbruck, 14. September 1863.

Liebste, teuerste Marie!

Der gestrige Sonntag war ein wahrer Fürstentag für mich. Schon gleich nach dem Frühstück besuchte mich der Innsbrucker Photograph Endres und erbat sich die Ehre, mich photographieren zu dürfen. Es blickte aus seiner Rede heraus, daß er mit meiner Photographie ein gutes Geschäft während der kommenden Festtage, wo ganz Tirol in Innsbruck zusammenströmt, zu machen gedenke. Ich habe nichts dagegen, wenn sich die Leute an mir etwas verdienen und sagte daher bereitwillig zu und wurde auf heute Vormittag um 10 Uhr bestellt. Er hat mich in dreiartiger Weise aufgenommen. Als Brustbild, als „Dichter“ in sitzender Stellung, den von welterschütternden Gedanken schweren Kopf von der mageren Hand gestützt, und als Mensch Bummerl II. streichelnd, der in wirklich malerischer Weise auf dem Tische neben mir sich hingelegt hatte.

So wird endlich Schwägerin Anna in den Besitz meiner Photographie gelangen und ihr dabei vielleicht klar werden, warum ich mich bisher so fest geweigert hatte, „ein Bild von mir schnitzeln“ zu lassen. Es ist eine Schande, wenn sich Leute, die „alle Lilien und Rosen der deutschen Sprache (ach! warum denn nicht Liebe?) pflücken“, sich auf eigene Kosten photographieren lassen müssen. Ich bin begierig, was Du für ein Gesicht machst, wenn Du mich zum erstenmal zufällig in einem Linzer Schaukasten erblickst.

Kaum war der Photograph am besagten Sonntag Vormittag abgefahren, als Ritter v. Alpenburg erschien und mir ankündigte, er müsse mich auf den Landsitz des Hofrates Neubauer bringen und zwar noch diesen Nach-

mittag. Der Weg ist zwar für einen so kurzatmigen Menschen schon weit und sehr steil, aber Alpenburg wußte die allgemeine Begierde der Neubauerschen und der damit verschwägerten Ortliebschen Familie, den Dichter zu sehen und die interessanten Damen, die ich dort kennen lernen werde, so lebhaft zu schildern, daß ich zusagte. So machten denn ich und Alpenburg uns nachmittags 2 Uhr auf den Weg. Die Villa des Hofrates steht auf einem kleinen Hügel über dem Dorfe Aldrans, das sich auf dem Mittelgebirge gerade über dem Schlosse Amras befindet. Als wir die Höhe des Mittelgebirges erreicht hatten und der Weg durch eine herrliche Bergmahd fast eben in das Dorf Aldrans führte, kam uns Ortlieb mit seiner Tochter Marie entgegen, einer schlanken junonischen Gestalt, ganz in Weiß gekleidet, einen Tiroler Spitzhut aus schwarzem Stroh mit prachtvoll wallender Feder auf dem Kopf. Nebenbei gesagt, tragen die hiesigen Mädchen seit kurzem mit Vorliebe diese Spitzhüte, die ihnen geradezu heldenmäßiges Aussehen geben. Dazu sieht man auch schon häufig graue und braune Schützenjoppen mit grüner Verbrämung.

In einer Viertelstunde war die Villa erreicht, ein herrliches Gebäude mitten in einem Garten, das der Besitzer „Rosenegg" getauft hatte. Ich war daher eigentlich im strengsten Sinne des Wortes bei mir. Es waren nebst den Töchtern des Hofrates, die schon sehr bei Jahren sind, noch mehrere Damen hier, darunter eine Ungarin, der der Mutwille aus den Augen leuchtete. Im Garten vor dem Hause steht mitten in einem Beet von Monatrosen ein ungeheurer Mast, den gewöhnlich ein kleines Fähnlein ziert. Mir zu Ehren wurde eine riesige weiße und rote Flagge von 30 Ellen aufgezogen, die weit in das ganze Inntal hinunterflatterte. Es wurde getafelt und Terlaner

getrunken auf die Tiroler Poesie, kurz es war ein Nachmittag „voll Schwung und Leben". Der Wein perlte so lustig, die Augen der Damen blickten so freundlich, es war wie im Mittelalter, wo Festtag war in jenem Schlosse, in das ein Sänger zog. Mein Gott, wie schnell schließen sich die Wunden, wenn so gastliche Hände sich darauf legen. Ich habe mich so ganz wieder gefunden im Vaterlande, und jetzt soll einmal einer mich, mit der granitenen Faust Tirols bewehrt, in der Fremde anbellen, ich zerschmettere ihn.

In welch pompöser Weise meine Festgabe angekündigt wird, wirst Du aus dem anliegenden Exemplar des Tiroler Boten ersehen. Es wird, wenn es so fortgeht, sich noch ereignen, daß Hinghofers hyperbolische Ansicht über meine poetischen Arbeiten populär wird. Dann aber ist auch das Ende aller Dinge nicht mehr ferne.

Bummerl II. wird jeden Tag liebenswürdiger. Ich hoffe, Deine Verwandten werden sich jetzt bereits die Hände über die Köpfe sattsam zusammengeschlagen haben. Es soll übrigens diese Manipulation eine sehr gesunde Turnübung sein. Das tröstet mich. Gestern besuchte ich das Grab des lieben Ami. Die braunen Moospflanzen neigen ihre welken Federn ganz traurig darüber hin. Ich habe immer Herzweh, wenn ich an ihn denke und an seine Leiden in den letzten Tagen. Das ist der Lohn des Gerechten!

Grüße an alle.

Dein

Hermann.

Innsbruck, 17. September 1863.

Liebste Marie!

Heute sind Deine Briefe angelangt. Der an mich ist bald beantwortet [. . .]. Meine Festgabe wird diese Woche erscheinen. Das Fest wird im übrigen ein Hausfest im vollsten Sinne sein und bleiben. Die „Fremden" haben den Klerikalen die einzig mögliche Antwort gegeben. Sie ist in Goethes Götz von Berlichingen zu lesen. Die Abwesenheit des Kaisers ist offiziell ausgesprochen. Ein Erzherzog vertritt ihn. Wer soll damit geehrt werden, der Erzherzog oder das Land?

Doch jetzt zur Helferin. Es ist zwar ein sehr lyrischer Sprung, aber gegenwärtig interessiert mich diese Bewohnerin des Schullerberges mehr als alle Kaiser und Erzherzöge. Versichere Dich daher unverzüglich dieses interessanten Wesens für den Tag- und Nachtdienst. Sollte sie nicht alle ihre Zeit Dir widmen können, so suche Dir einen Dienstboten. Ich lasse Dich keinesfalls während des ersten Monats nach Deiner Entbindung allein. Bewahre diesen Satz als meinen unabwendbaren Entschluß im Herzen. Du glaubst, daß, wenn ich wieder in Linz bin, so brauchst Du bis zur Zeit als Du in die Wochen kommst, keine weibliche Person im Hause. Ich aber sage, daß ich keine Viertelstunde schlafen könnte, wenn ich Dich ohne weibliche Hilfe wüßte. Setzen wir den Fall, Du bekämst in der Nacht die Wehen oder nur eine Übelkeit, und wir beide wären allein. Ich muß also zur Hebamme oder zum Doktor eilen, und Dich allein lassen. Wie man solch himmelschreienden Unsinn nur niederschreiben kann! [. . .] Ich muß meinem Geschäfte nachgehen, bin der schlechteste Krankenwärter der Welt. Und erst Kinder und Wöchner-

innen — — I am rather a stranger to such things — — —

Ich brüte soeben über das Leben Jesu von Renan. Ich habe die französische Prachtausgabe. Das ist ein Buch!!!

Die angeklebte Edelweißblüte ist von meinem Schützenhut. Den Spielhahnstoß darauf habe ich von Alpenburg erhalten.

Ich küsse Dich.

Dein Alter.

Innsbruck, 19. September 1863.

Liebste Marie!

Es wird Dir bereits bekannt sein, daß Erzherzog Karl Ludwig als Stellvertreter des Kaisers nach Innsbruck kommt. Er langt bereits den nächsten Freitag hier an. Ich werde bei ihm Audienz nehmen und ihm meine poetischen Gaben persönlich überreichen. Zu diesem Zwecke bedarf ich der Uniform. Sei daher so gütig und sende mir Rock und Hose; Hut und Zugehör erhalte ich hier. Seit wenigen Tagen befinde ich mich gar nicht wohl. Der Husten wird wieder so giftig, daß er mich häufig zum Erbrechen zwingt. Dazu eine vergrößerte Atmungsnot. Ich habe mich wahrscheinlich durch einige nächtliche Ausgänge verdorben. Heute habe ich auch heftiges Kopfweh.

Anliegendes habe ich von meinen Preßburger Schwestern erhalten. Es freute sie sicher unendlich, wenn Du ihnen vor Deiner Entbindung einige freundliche Worte schriebest.

Alle im Hause grüßen. Morgen heißt es „Taxen“ winden. 300 große Rosen sind fertig. Grüße mir die Deinen und schreibe doch recht bald.

Hermann.

Innsbruck, 22. September 1863.

Liebste Marie!

Mein Festgedicht mit dem Titel „Tirols Ehrentag“ ist unter der Presse. Gestern hat das Komitee, dem Erhart das Gedicht vortrug, unter Applaus einstimmig beschlossen, das Gedicht in 10.000 Exemplaren auf Kosten der Feierlichkeitskasse drucken zu lassen und im ganzen Lande gratis zu verteilen.

Ein Festkomiteemitglied erzählte mir gestern, daß das Komitee all die poetischen Ergüsse, die ihm von allen Singvögeln Tirols zukamen, infolge meines Gedichtes zurückgelegt habe. H. v. Schullern, ein durchaus nicht unbegabter Kopf, hatte die Klugheit, sein Festgedicht in demselben Augenblick zurückzuziehen, als er hörte, daß ich mich mit diesem Gegenstande befasse. „Wenn die Nachtigall singt, schweigen die anderen Vögel,“ sagte das überartige Festkomiteemitglied.

Daß ich Dir das Manuskript nicht mit diesem Brief sende, hat seine Gründe, die offenbar werden, noch bevor die Toten auferstehen. So viel sage ich Dir aber schon jetzt, daß das Gedicht, das aus 9 vierfüßigen Jambenoktaven besteht, nobel gemacht ist, und ganz gewiß Lieblingsstück Hinghoferscher Deklamation werden wird. Da gibt es „Phrasen“, die ihn ganz betäuben werden. Du aber und ich wissen, was daran ist. Wenn Du einmal im Leben recht hattest, so hattest Du es damals, wo Du mich mit erhobener Hand und glühender Wange „Phrasenmacher“ nanntest.

Wenn ich nicht wüßte, daß ich mit diesen Dingen dem guten Vater so große Freude machte, so würden mich

meine Erfolge fast verdrießen. Alt, krank, niedergebeugt durch des Lebens Drangsale muß ich an Kraft, Feuer und Begeisterung all die kräftige, blühende, rotwangige und stutzenschwingende Jugend Tirols übertreffen. Welch trostloser Gedanke für unsere Zukunft! Fast möchte ich glauben, es ist eine geschichtliche Wiedervergeltung für meine Verbannung. Mehr und mehr rückt mein „Zu spät“ an sie heran und mir ist immer, als klänge durch die Sprache meiner Götter ein klagender Ton der Reue. Meine ganze Erscheinung habe etwas Elegisches, sagte letzthin Hunold, von dem Du mir einen Gruß via Linz sandtest. Doch mußt Du dabei bedenken, daß alles bei ihm Elegie ist, von den Strumpfsocken bis zur Nachtmütze, um diesen Ausspruch auf den gehörigen Platz zu stellen. Erwarte daher nicht zu viel „hingebender Sanftmut“, ich kann immer noch ein verflucht wilder Kerl sein.

Heute schneit es bei 3° Wärme den ganzen Tag. Daß dieses Wetter meiner Brust nicht zuträglich ist, kannst Du Dir denken. Alle im Hause grüßen Dich und sind beschäftigt, die 13 Riesenkränze zu winden, die wir brauchen. Die eifrigste ist Klementine. Ich kann ihr überhaupt nicht genug dankbar sein. Du sollst, wenn Du mich liebst, stündlich an sie denken. Sie hat an mir armem Kranken gehandelt, wie ein vom Himmel gestiegener Engel. Schreib recht bald.

Hermann.

Innsbruck, 24. September 1863.

Meine liebe Marie!

Heute Nachmittag erhielt ich das von Dir am Montag aufgegebene Paket. Warum gibst Du denn immer so enorme

Werke an. Hast Du gar so viel Freude, große Assekuranz-prämien zu zahlen? [. . .]

Dein Brief hat mich ganz eigentümlich berührt und gerührt. Du bist doch im Grunde eine gute Seele, wenn Du Dich auch ganz greulich vermummen kannst.

Meine Photographien sind erst vom 29. an zu haben. Übrigens muß ich jedes Exemplar kaufen. Eines soll jedenfalls in Euer Haus kommen, Du aber brauchst keines, wenn ich einmal zu Hause bin [. . .]

Heute ist meine Festgabe „Tiroler Schützenleben" erschienen. Mein „Ehrentag" wird erst am 28. ausgegeben. Es ist jedoch schon als Manuskript bekannt und abgeschrieben worden. Für seinen dichterischen Wert mag die Tatsache gelten, daß bei Vorlesung dieses Gedichtes ein alter pensionierter General bis zu Tränen gerührt wurde. Wenn das alten Haudegen passiert, was soll dann aus dem alten Vater und dem Ehepaar Hinghofer werden? Sorge daher zu Vaters Namenstag für solide Herzstärkung aus der Kanone, denn an diesem tirolischen Ehrentage, der auch der unsere ist, wird alles in Euren Händen sein. Aber verrate mich nicht. Daß ich Spiegelfeld meine Sachen sende, sowie Schmerling, ist denn doch selbstverständlich. Diese Woche habe ich auch mehrere Sinnsprüche auf Scheiben und zu Gemälden tirolischer Herrscher im Gabensaal machen müssen. Professor Wildauer stürmte in mich, als ob ich ein ewig rinnendes Liederfaß wäre. Und doch ist nichts schwerer als diese so leicht aussehenden Dinger. Es sollen Impromptus sein und diese Vögel fliegen einem nicht immer zu. Einige sind gelungen. Die besten werden Euch zukommen, namentlich das den Frauen Tirols gewidmete, der Spruch, der auf der Eingangstafel des

Schützenhauses steht und der die Bilder von Ferdinand und Philippine verbindet.

Heute 11 Uhr wurde das große Schießen eröffnet. Es stürmte fürchterlich und man hörte mehr den Lärm der noch beschäftigten Arbeiter und Dekorateurs als das Knallen der Stutzen. Vom letzten Montag angefangen ging täglich ein Exemplar der Schützenzeitung an den Vater ab, damit er von den Ereignissen jedes Festtages unterrichtet ist. Wenn ihm die Zeitung nicht zugestellt wurde, so hole sie von der Post ab.

Ich werde Spiegelfeld bitten, mein Gedicht „Tirols Ehrentag“ in die Linzer Zeitung aufzunehmen.

Die mir von der Dierzerschen Familie erwiesenen Artigkeiten habe ich gelesen. Der Rest ist Schweigen.

Ich möchte Dir doch raten, so lange bei Vater zu bleiben, bis ich komme. Wenn Du so zu Hause bei der Nacht überrascht würdest, was machst Du dann mit Deinem Weib? Wenn Du sie fortschicken mußt, bist Du allein. Doch ich glaube fest, daß es der Vater nie zugeben wird.

Noch etwas. Deine alten Cousinen Moosbrugger haben mir für unser Kind zwei Häubchen und ein Jäckchen, ganz ausgezeichnet hübsche Arbeiten gesendet. Die Adresse einer meiner Schwestern in Preßburg kannst Du aus ihren Briefen entnehmen, die ich Dir sandte. Das Kloster heißt Notredame. Wie man mit Klosterfrauen spricht, wirst Du besser wissen als ich.

Dein

Hermann.

An seinen Schwiegervater Michael Dürnberger.

Innsbruck, 26. September 1863.

Mein liebster, teuerster Vater!

Ich bringe Dir zu Deinem Namenstage die zwei Gaben, die ich dem Ehrentage Tirols gewidmet habe. Ich bringe sie Dir zu dem nämlichen Tage, an dem sich Tirol der stolzen Erinnerung seiner Vereinigung mit Österreich freut und der mir und den Meinigen ein ebenso erhebender Tag ist. Ich bringe sie Dir aber auch, weil Du der geistige Vater derselben bist und ich sie in der Hoffnung schrieb, Dir zu Deinem Namenstage eine Freude zu machen als schwache Vergeltung für Deine unaussprechliche Güte und all die Wohltaten, die Du mir und meiner Marie erweisest. Möge Dich Gott uns noch lange erhalten und Dich, unsern Vater und Wohltäter segnen und schirmen!

Heute 10 Uhr vormittags ist Erzherzog Karl Ludwig unter dem Geschützfeuer einer zwölfpfündigen Batterie und dem Geläute aller Glocken in dem geschmückten Innsbruck eingezogen. Es regnete jedoch und es ist keine Aussicht zum Besserwerden; die ganze Woche ging ein orkangleicher Scirocco, der mir Leib und Seele austrocknete.

Von meinen Sinngedichten, die teils im Gabensaal, teils an den Triumphbögen prangen, will ich Dir einige herschreiben.

Auf der Eingangspforte des neuen Schießstandes.

Herein ihr lieben Hochzeitsgäste,
Viel reiche Gaben gibt die Braut,
Der Bräutigam jedoch die beste:
Tirol, die alte Felsen-Veste
Im Geist der Freiheit umgebaut.

Auf der Frauenscheibe.

Denkt, ihr Schützen, auch der Frauen,
Die der Heimat Himmel bauen,
Unf'rer Treue Hüterinnen,
Unf'res Mutes Pflegerinnen,
Die die Tugenden der Alten
Durch Jahrhunderte erhalten.

Auf dem Bande, das die Bilder von Ferdinand und Philippine verbindet.

Es woben eurer Liebe Band
Das Epos und die Elegie
Und seitdem sind Tiroler Land,
Volk und Geschichte Poesie.

Soeben, zwei Uhr nachmittag, ist Ferdinand Ebenhoch angekommen und bleibt während der Festtage bei uns.

Dem hiesigen Fürst-Statthalter habe ich meine Festgaben überreicht. Wann ich bei der kaiserlichen Hoheit Audienz erhalten werde, weiß ich noch nicht.

Dein Namenstag wird wohl im Familienkreise festlich begangen werden. Grüße mir alle Deine Kinder und Enkel, segne mir den noch Ungeborenen und nimm dessen Vater, der in Gedanken bei Euch, liebevoll auf.

In Bälde werde ich wieder bei Euch sein. Meine Photographie bringe ich nachträglich selbst mit. Auch schließe ich eine der auf die Feier bezüglichen Medaillen mit. Meine Frau soll sie an die Brust heften an Deinem und Tirols Ehrentag, voraus das Standbild Rudolfs.

Ich werde hier im Kreise meiner Familie auf Dein Glück, auf Deine väterliche Güte, auf Dein edles Herz und auf geistige Bruderschaft im Reiche der Poesie das beste Glas Tiroler Weines trinken, das ich auftreiben kann.

Ich küsse Dich und die Mutter und bitte Euch, dem

Kommenden zu sein, was Ihr dem Scheidenden waret, Vater und Mutter und, wenn Gott will, bald Großvater und Großmutter.

Dein

dankbarster Sohn

Hermann.

An Bruder Ferdinand.

Innsbruck, 30. September 1863.

Liebster Bruder!

All das, was diese Tage vorging, wirst Du in öffentlichen Blättern ausführlicher lesen, als ich es Dir zu beschreiben in der Lage bin. Mich haben diese Dinge außerordentlich aufgeregt und ich bin ganz geistesmüde. Ich beschränke mich daher darauf, Dir ein Exemplar meines Tiroler Schützenlebens und des Gedichtes „Der tirolische Ehrentag" zu senden.

Was anbelangt die Ganahl-Angelegenheit, so kannst Du schon die Barmherzigkeit haben, die Bürgschaft für das kommende Jahr zu übernehmen. Die Sicherheit, die ich bieten kann, hat eben Ganahl nicht genügend gefunden. Es hängt diese Annahme eben von ganz anderen Dingen ab, als die sind, nach denen ein Kaufmann rechnet. In 14 Monaten kann ich um einen dreimonatlichen Gehaltsvorschuß einkommen, das ist die eine Art der Deckung und wenn nicht mein Ableben vorausgesetzt wird, die reellste. Die andere bestände in dem Manuskripte meiner Dichtungen, das Ende des kommenden Winters druckfertig sein wird.

Anderes bewegliches oder unbewegliches Eigentum habe ich nicht zu bieten. Ganahl hat mir gütigst die

18*

Zinsen geschenkt, was ihm Gott vergelte, laß Dich von einem Freigeist nicht in Schatten stellen und tue freundlichst das übrige.

Mit Ferdinand habt Ihr uns allen eine große Freude gemacht. Er ist eine leibhaftige Darstellung all der angenehmen Erinnerungen, die ich Eurer Güte zu danken habe und ewig danken werde. Ich datiere meine Wiedergenesung vom Tage an, als ich Dein Haus betrat. Es ist mir zum wahren Teiche Bethesda geworden; möge es immer ein Engel bewachen. Sei Du der Überbringer meiner herzlichsten Grüße an Deine liebe Frau und an die ganze Kolonie in Levis. Der Nani werde ich schreiben, sobald mein Kopf von all den kritischen [tirolischen?] Musikbanden ausgebraust hat.

Dein dankbarster

Hermann.

Wenn Du Deine verlorene Wette zahltest, wäre es mir angesichts des mir werdenden Weltbürgers sehr willkommen.

Innsbruck, 3. Oktober 1863.

Liebe Marie!

Jetzt bin ich einmal im Rückstande auf zwei Deiner Briefe. Das ist aber in der Aufregung dieser Tage nicht unbegreiflich. Ich bin geistig und körperlich ganz aufgerieben. Das Antichambrieren soll ein kranker Mann bleiben lassen. Unsere Jubeltage wirst Du aus den Zeitungen in ihrer Schönheit sehen, insoferne sich so ganz originelle eigentümliche Dinge durch das Wort malen lassen. Es ist

eben ein so ganz nur mit dem Sinne auffaßbares Schauspiel, das sich jeder Beschreibung entzieht. Ich bin von Sr. kaiserl. Hoheit zur Tafel geladen worden. Nach der Tafel hat mich Fürst Lobkowitz dem Erzherzog vorgestellt. Der Kaiser gab keine Audienzen. Mir war ganz elend, als ich zur wirklich kaiserlichen Tafel ging. Ein Becher gefrorenen Champagners rettete mich vor totaler Üblichkeit. Und dann gingen die vier Stunden ganz vortrefflich vorüber.

Man sagte mir so viele artige Dinge, man war so herablassend mit mir, besonders Lobkowitz, Feldmarschallleutnant Castiglione, Bischof von Brixen — daß sich mein Poetenstolz empörte. Es ist doch nur geduldetes Gesindel, diese Poeten — und hoher Herren Artigkeiten nichts anderes als notgedrungene Zugeständnisse an die öffentliche Meinung.

Hat man Spiegelfeld mein Paket nicht weggeschickt? Ich bat ihn, den „Ehrentag“ in der Linzer Zeitung abdrucken zu lassen. So bleibt das vielleicht acht Tage liegen. Das ist wieder eine gut arrangierte Geschichte. Hinghofers seit Wochen angekündigter Brief ist auch noch nicht gekommen. Doch jetzt zu Dir. Wenn Deine Entbindung vorüber wäre, reiste ich morgen ab. Ich kann es nicht über mich bringen, die Geschichte mitzumachen. Du glaubst [nicht] was meine Nerven schwach sind. Ich kann gar keine Aufregung vertragen, ohne entsetzliches Kopfweh zu bekommen. Du hast es nie gewußt und weißt es noch nicht, in welch gefährlichem Zustande ich von Linz wegging. Ich habe erst vor wenigen Tagen die Meinung meines Doktors erfahren, und wie alle Leute erschraken, als sie mich sahen. Seit die Gefahr vorüber, sind sie aufrichtig geworden. So sagte Dr. Wocher zu Landesgerichtsrat Petzer: „Die haben mir einen schön zugerichteten Patienten aus Linz geschickt,“

und zu meiner Cousine Bereiter, als sie nach mir frug, sagte er mit einer wegwerfenden Handbewegung: „Der fährt ab!“ Daß ich daher diesen Kelch an mir vorüber gehen lassen möchte, kannst Du mir nicht übelnehmen. Meine Seele war jetzt so lange weich gebettet und das Dornenlager nicht mehr gewöhnt [. . .] Sage daher Deinem zögernden Weltbürger, daß es Zeit sei, daß er komme und laß mir telegraphisch von seinem Erscheinen Nachricht geben.

Exemplare von meinen Sachen habe ich keine zur Verfügung. Fürstin Starhemberg habe ich geschrieben.

Dein

Hermann.

Wenn alle Linzer meinen „Ehrentag“ lesen wollen, so gebt ihn in den Abendboten.

An den Schwiegervater. Innsbruck, 4. Oktober 1863.

Liebster Vater!

Endlich kommt auch der überglückliche Vater zum Wort. Strahlend vor Freude kam Otto heute $1/_2$9 Uhr und brachte Dein Telegramm. Gott im Himmel sei gepriesen und gedankt. Ich kann kaum das Übermorgen erwarten, wo ich zu erfahren gedenke, was mein Sohn für Augen hat. Dir aber, der Du all die Last auf Dir hast, was soll ich Dir sagen, wie soll ich Dir danken. Ich werde diese Schuld in das Herz meines Sohnes schreiben, daß er dem Großvater lohne, was der Sohn dem Vater nicht lohnen kann.

Und meine Marie; jetzt ist alles Leid vorüber, wie glücklich wird sie sein. Die Mutter wird schon acht haben,

daß sie hübsch im Bett bleibt und sich nicht verkühlt. Du kannst nicht schreiben, Marie kann es nicht, sagt daher der Nina, sie möchte so gütig sein, mir alles, was in der denkwürdigen Nacht vom 3. auf den 4. vorging, im kleinsten Detail zu beschreiben. Ich bitte sie in der Beilage auch selbst darum.

Dich aber, mein liebes Weibchen, küsse ich mit dem heiligen Kuß, der nur der jungen Mutter gebührt. Gib ihn zurück meinem Knaben mit meinem Segen. Ich hebe ihn im Geiste zum Himmel empor, wie Adam seinen Erstgeborenen, daß die Gnade des Himmels auf ihn falle, daß er stark sei an Leib und Seele und glücklicher als sein Vater.

Ich hoffe jetzt jeden Tag, einen Brief zu erhalten. Wann wird Marie transportabel sein? Mich treibts jetzt nach Linz.

Dein

dankbarster Sohn

Hermann.

Innsbruck, 8. Oktober 1863.

An alle meine Lieben!

Du liebes mutiges Weibchen sei vor allem gegrüßt und geküßt. Hast Du auch ihn lieb, den einzigen mageren Rudolf mit den himmelblauen Augen? Wenn Du so stark bist, einen Bleistift in die Hand zu nehmen, so schreib mir doch. Schreib mir alles, was Dein Herz bewegte und noch bewegt in dieser Woche. Vater oder vielmehr Großvater nennt mein Söhnchen „allerliebst“. Nun scheint er mir aber in Sachen physischer Anschauung ein nicht ganz kompetenter Zeuge, daher ich von Dir erfahren möchte,

wie das „allerliebste Söhnchen" eigentlich ausschaut. Sogar zu einem „herzigen Buberl" macht ihn der Großvater. Die Hauptsache ist, daß er „kerngesund" sei, wie die liebe Nina schreibt, der ich für ihre Mühe und Liebe und für ihren „herzigen", heute erhaltenen Brief nicht genug danken kann [. . .]

Meine „Festgabe" hat bereits die zweite Auflage erreicht, ich lege deren Ankündigung bei. [. . .] Wenn ich komme, so wäre es mir am liebsten, wenn Ihr alle in meinem Salönchen beim Tee beisammen wärt, ruhig sitzen bliebt, bis ich die Türe öffne, und der fast Verschollene bei gehöriger Beleuchtung unter Euch tritt. Kein Lärmen auf der Stiege, kein Kommen und Laufen, alles gemütlich und still, wie ich tausendmal unter Euch trat. Ich gehe jedenfalls in einem Tag von Innsbruck nach Linz und komme daher abends $10^1/_2$ Uhr an. Wir können dann alle ein gutes Stündchen beisammen sitzen. Schreibt mir nur den Tag, wann alles bei mir fertig und in Ordnung ist.

Nun küsse ich noch meinen Rudolf. Ich bin zufrieden, wenn ich nur täglich ein kurzes Bulletin über das Befinden von Weib und Kind erhalte.

Allen Gruß und Dank von

Eurem Vater Hermann.

An Frau Anna v. Gilm in Feldkirch.

Innsbruck, 8. Oktober 1863.

Meine liebste Nani!

Heute habe ich endlich näheres über den Tag erfahren, an dem ich Vater wurde. Ich sende Dir anliegend den bezüglichen Brief meiner Schwägerin Nina. Ich weiß, er

wird Dir Freude machen. Hast Du aus früheren Briefen „die gebildete Dame“ kennen gelernt, wirst Du in diesem Brief das „edle Weib“ kennen lernen. Sobald meine Frau auf ist, reise ich ab. Ich nähme gerne Caton mit. Aber wer überwindet diese Opposition. Das Uhrwerk der Familie bliebe stehen, sagen sie. Es wäre aber ein Glück, wenn dieses Uhrwerk endlich stehen bliebe.

Hier gibts jetzt so gar nichts neues mehr. Es herbstelt und wird langweilig. Mir ward viel Ehre zuteil. Ich wurde vom Erzherzog zum Diner geladen und besonders von ihm und Lobkowitz ausgezeichnet. Meine Festgabe ist gestern in zweiter Auflage erschienen. Ferdinands poetische Prosa habe ich in der Schützenzeitung gelesen. Ich suchte sie fortwährend in den „Stimmen“, auf die er wahrscheinlich einen geheimen Groll hat, indem sie ihn zu der unglückseligen Wette verleiteten, die er so gründlich verlor. Ich wollte, er bezahlte sie auch, denn ich habe Auslagen über Auslagen und Oktober war auch der Michaelizins zu zahlen. Grüße mir ihn.

Auch den rückgekehrten Ferdinand und alle, alle.

H.

Brief bitte ich zurück.

Innsbruck, 12. Oktober 1863.

Liebe Marie!

Wenn das Ehepaar Hinghofer mir nicht über Dein und des Kindes Befinden Nachricht gäben, wäre ich wie ein auf eine wüste Insel verschlagener Mann. Ist es Dir denn gar nicht möglich, den lieben langen Tag einige Zeilen, sei es auch mit Bleistift, zu schreiben. Mama sagte

nun, man könne als Wöchnerin immer schreiben. Jedes Wort von Dir hat ja in diesem Falle das höchste Interesse. Ich möchte nur einmal Dein Urteil über den Buben hören. Hier gibt es ohnedies nicht den geringsten Stoff zum Schreiben [. . .] Seid vielmals geküßt, Du und der Rudolf. Daß beim Essen fast nur von Dir die Rede ist, kannst Du Dir denken. Caton wartet auch hart auf einen Brief von Dir. Alle grüßen Dich. Grüße an Deine Eltern.

Dein

Hermann.

Laß mich also nicht lange mehr auf einen Brief warten.

Innsbruck, 20. Oktober 1863.

Meine liebe Marie!

Ich bin jetzt in großer Schuld bei Dir. Aber ich verschiebe alles aufs Wiedersehen. Die letzten vierzehn Tage war ich scheußlichen Humors. Ich scheine eine Art Hautausschlag zu bekommen. Es juckt mich überall. Das macht mich schrecklich mißmutig. Ich möchte so ganz gesund sein, nicht meinetwegen, sondern wegen Dir und dem Kleinen. Alles was jetzt von Dir kommt, ist so namenlos rührend. Alle sagen es. Deine Briefe sind wahre Meisterstücke der vollsten Natürlichkeit.

Sobald ich nach Linz komme, werde ich mein Aushilfsgesuch überreichen. Die neue Dotation beginnt ohnedem erst am 1. November. Diese Woche kann ich noch nicht fort, weil ich kein Geld mehr habe. Tadle mich nicht darum. Ich habe durch die Festlichkeiten mehr gebraucht als ich glaubte.

Ich bitte Dich, wenn es sein kann, mir 15 fl. zu senden. Kann das nicht sein, so sende ich Dir meine Uhr. Sendest Du die 15 fl., so werde ich Sonntag abends eintreffen. Jedenfalls schreib ich noch früher. Aber sei nicht böse [. . .]

(Schluß fehlt.)

26. Oktober 1863.

Liebe Marie!

Ich werde Sonntag, am 1. November, abends, in Linz eintreffen. Ich wünsche, daß Du bei meiner Ankunft bereits in unserer Wohnung eingezogen sein wirst, und hoffe Euch alle $10^1/_2$ Uhr dort zu treffen. Es ist dieses mein letzter Brief, den Du von mir erhältst, und darum will ich ihn mit Beantwortung Deiner Epistel ohne Datum, die ich gestern erhielt, nicht verunzieren. Wenn Du jetzt wirklich reden kannst, so wird die Gelegenheit sehr nahe dazu da sein. Nur bitte ich Dich, vor meiner Ankunft nichts anzuschaffen.

Auf baldiges Wiedersehen. Hast Du mir noch zu schreiben, so tue es sogleich, denn Sonntags früh trifft mich kein Brief mehr.

Auf baldiges Wiedersehen.

Hermann.

Inns (Dummheit)

An die Mutter. Linz, 16. November 1863.

Heute in aller Früh kamen Deine und Catons Zeilen an mich und an meine Frau ein Brief von Nani aus

Feldkirch. Aller Parfüm meiner unvergeßlichen Juli- und Augusttage war in dem letzteren. Ich habe nun seit sechs Tagen ein Kindsmädchen, ein 17jähriges, hübsches Ding, mit der meine Frau bis dato sehr zufrieden zu sein scheint, sie ist willig, gemütlich und hat meinen kleinen Rudolf sehr gern. Das sind Kapitaltugenden. Sie ist eine Linzerin und armer Leute Kind. Ihre Garderobe ist daher auch so armselig, als man sich nur denken kann. Meine Frau hat zwar das möglichste getan, um sie nur halbwegs anständig und der Jahreszeit gemäß auszustaffieren. Wenn Du, gütige Mama, irgend ein pensionsreifes Kleid zur Verfügung hast, so wirst Du eine wahrhaft großmütterliche Handlung begehen, wenn Du es meiner Rudolfwärterin zukommen ließest.

Meine Gesundheit erlaubte es mir nicht, meine alten, gegenwärtig schwierigen Präsidialfunktionen zu übernehmen. Ich bin im Übereinkommen mit Spiegelfeld in das Departement III übersiedelt, wo nicht viel zu tun ist, ich nachmittags nach Diskretion ausbleiben und nach aller Bequemlichkeit leben kann. Wenn die Veilchen kommen, gehe ich wieder nach Feldkirch. Nani hat mich bereits eingeladen.

Nun aber ist es Zeit, dem lieben Otto meine herzlichsten Glückwünsche zu sagen. Er möge zu Deiner Freude, liebe Mutter, stets gesund und recht lange in Innsbruck bleiben. Er möge auch unseres kleinen Familienkreises gedenken und meinem Sohne stets nicht bloß Onkel und Pate, sondern ein treuer und aufrichtiger Freund sein.

Caton grüße ich und danke ihr für ihren Brief. Im Frühling muß ich mir schon ihren Besuch auf einige Wochen erbitten. Mama kann sich auf eine wahre Sturmpetition vorbereiten. In meinem Nachttische waren auch

einige Seidlitzpulver, die wollest Du nachschicken. Außer der englischen Grammatik sendet kein Buch.

Klementine grüße ich aus ganzer Seele. Es kann kommen über mich was da wolle, nichts ist imstande, mir die Erinnerung jener glücklichen Abende auszumerzen, die ich krank und gesund in ihrer Gesellschaft genoß. In jedem Unglück werden sie wie Sterne friedlich und tröstend in das Dunkel leuchten.

Albert und Alexander, den gegenwärtigen Bewohnern meines Zimmers, ein „Grüß Gott" und allen übrigen ebenfalls.

Rudolf schreit und gedeiht. Heute Nacht mußte man zum „Regenfall ins hohe Gras" noch ein Ferkel denken, dem ein mutwilliger Hund den Schwanz abgebissen.

Lebt alle wohl und denket mein.

Euer Hermann.

[Linz] 12. Januar 1864.

Meine Liebsten!

Meinen besten Dank für Euere herzlichen Neujahrswünsche. Ich habe an dieses Jahr nur eine Bitte, daß es mir vergönne, eine Spanne Zeit wieder bei Euch zu leben.

Es ist mir soeben ein heißer Stich durchs Herz gegangen, als ich in Hugos Brief, der mir in diesem Augenblicke gebracht wurde, las: „Ich freue mich jetzt schon kindisch auf die Ferien — wie ich da abschieben werde!"

Abschieben werde. Das ist das Wort für das ewig pochende Gefühl in meinem Herzen, für das ich keinen Namen hatte. Hast recht, Bruder Doktor, „Abschieben“, das ist die Medizin für unsere Schmerzen. „Abschieben,“ das Wort klingt wie eine alte Melodie, nicht wahr, Klementine, das ist ein ganz herrliches, zauberisches Wort: „Abschieben,“ man kann tanzen auf dem Wort, so fährt es in die Füße. Aber leider, noch sitze ich hoffnungslos und bin nur frei und glücklich in meinen Träumen.

Durch das Bild, das Euch, Caton und Klementine mir vereinigt so unerwartet vor die Seele brachte, habt Ihr mir eine unbeschreibliche Freude gemacht. Ihr seid da, wie Ihr leibt und lebt, diese heitere, gesunde Zufriedenheit in Catons liebem Angesicht, dieses stolze Hinauslachen Klementinens in diese qualvolle Welt. Ich habe ein großes Album voll Gesichter, alle blicken mehr oder minder ernst, Ihr könnt mit Eurer seligen Munterkeit die ganze sauertöpfische Gesellschaft auffrischen. Mir scheint, Ihr habt schon etwas von dem geistigen Leib angezogen, den die Seligen im Himmel tragen. Denn so glücklich haben nur die Heiligen das Recht drein zu schauen, ich habe wenigstens schon viele hundert Köpfe von Kaisern und Königen, von Päpsten und Kardinälen gesehen, aber nicht einer hat den Mut gehabt, sein Gesicht mit solchen Freudenfahnen beflaggt der Nachwelt zu überliefern.

O, wie liebe ich dieses Bild, es ist wie ein doppelköpfiges Schneeglöckchen aus dem gefrorenen Boden geschlossen. Ihr müßt es gewußt haben, wie hart ichs trage, bis ich Euch wiedersehe. Es war wahr, es ist jetzt wahr und wird ewig wahr sein, was ich Euch beiden vor meiner Abreise in Mühlau sagte. Wenn ich von Euch fort muß, so ist es mir ganz gleich, ob mich ein Eisenbahnwagen-

kupee aufnimmt, oder ob mich „sechs Kerle im Fuhrmannsschritt" davontragen. Und darum, damit ichs leichter trage, habt Ihr mir das Bild geschickt. Ich danke Euch tausendmillionenmal. Das Bild vor den Augen, Hugos „Abschieben" im Ohr, und, und, — o ich werde es aushalten können „bis die roten Bohnen blühen auf dem Gangl".

Rudolf gedeiht und scheint Gnade gefunden zu haben vor dem Herrn. Er ist außerordentlich munter und zu Späßen aufgelegt und gibt seine Zufriedenheit oft in Tönen kund, die den größten Sauertopf zum Lachen bringen könnten. Ganz besonders spaßhafte Kolloquien führt er mit einem Stern, der auf dem Plafond gemalt ist und mit dem großen Ölbilde Sophies. Ganze Stunden liegt er ruhig auf der Decke von Maries Bett, strampft mit den Füßen gewaltig, reißt das Maul auf als sichtbaren Ausdruck der größten Glückseligkeit und räsonniert in allen Tonarten, oft in so langgezogenen Tönen, daß Marie bereits den abgeschmackten Gedanken erfaßt hat, hier sei ein musikalisches Genie im Werden. Übrigens bleibt und ist Rudolf ein hübsches Kind mit seinen sanften Zügen und seinen klugen, anilinblauen Augen. Ich lebe so einfach als möglich und komme gar nirgends hin. Manchmal kommen wir Familienmitglieder irgendwo zusammen, so den letzten Sonntag, wo wir das Hochzeitsfest unserer Schwiegereltern feierten. Ich stehe vor neun Uhr jetzt nicht auf, frühstücke schnell und bin 1/210 Uhr im Bureau. Nach Tisch lese ich bis 4 Uhr. Ebenso von 7 bis 11 Uhr abends. Von 11 bis 12 Uhr nachts bin ich nach alter Gewohnheit entweder im Café oder im Wirtshaus. Und so ist es Tag für Tag. Ich lese ausschließlich englisch. Gerade jetzt beschäftigt mich Miß Templetons reizendes: The wide, wide World, d. h. die weite, weite Welt. Das

Buch allein bezahlt die Mühe, englisch lesen zu lernen. Es ist die Geschichte einer Kinderseele. Das Buch hat mir wonnevolle Stunden gemacht und ich bedauere nur, daß es bald zu Ende geht.

Hugo schreibt unter anderem, daß er zufrieden ist. Er stehe auf gewerblichem Boden und somit ist ihm eine Welt von Tätigkeit eröffnet und sein Glück gesichert. Der Hugo sucht das Glück, wo es allein zu finden ist, in der Tätigkeit und da ist er allen Gilms weit voraus. Er schreibt, daß er von den Bürgern Werkzeug erhalten und daß er Tage gehabt habe, an welchen er nur seinen Wünschen nachzusinnen brauchte. Dieses Gefühl sei ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen, außer vor längstverflossenen Zeiten, wenn Papa selig nach Tisch die Wünsche seiner Kinder zu Protokoll nahm, um selbe dem hl. Nikolaus vorzulegen. Wie lieb das ist!!

Unter diesen Verhältnissen mag Mama über Hugo beruhigt sein und sich ganz des Wiedersehens freuen.

Es kam nun eben auch ein Brief von Nani. Das ist denn doch zu viel für zwei Tage. Sie schreibt in alter gehackter Schrift, in alter, lieber Güte und Freundlichkeit für mich und mein Weib und mein Kind.

Und nun lebt wohl. Marie sieht unvernünftig gut aus. Sie ist dick und weiß und rot. Ihr würdet in diesem kerngesunden frischen Weibe das fade weiße Bräutchen gar nicht mehr erkennen. Sie lebt nur in ihrem Kind. Sie lacht das Kind und das Kind lacht sie an. So geht es den ganzen Tag. Ich komme mit ihr in keine wie immer geartete Berührung und bin einfacher Kostgeher mit dem Rechte auf einen Winkel im Kindszimmer bei einer mit einem Kinde gesegneten Jungfrau. So hoch kann man steigen. Es kommt nur auf die Gnade Gottes an.

Ich grüße und küsse Euch alle und denkt manchmal der zwei Armen, die „abschieben" möchten.

Viele Grüße an Otto von Marie und mir. Wann erstere zum Schreiben kommt, weiß ich nicht.

Euer

Hermann.

An Frau Anna v. Gilm in Feldkirch.

Linz, 11. Februar 1864.

Meine liebste, beste Schwägerin!

Meine Frau ist bereits lange genug in Feldkirch, um, wie sie meint, zahlreiche Bekanntschaften gemacht zu haben und sie brennt vor Begierde, was die Leute von ihr sind „talking" und Du von ihr bist „thinking". Erfreue oder vielmehr beglücke sie doch recht bald mit einem Brief, um so mehr, als die Arme die letzten Faschingstage viel gelitten hat, indem „der Kleine" an einem Magenkatarrh laborierte, nun aber wieder, gottlob, auf dem Wege der Besserung ist. Zu gleicher Zeit hat sich unser Dienstmädchen, es ist bereits das zweite, auf eine Weise benommen, daß ich sie augenblicklich aus dem Hause jagte. O Martha, flachshaariger Tugendspiegel, in Umlauf gesetzt unter Garantie des ehrwürdigen Kapuzinerkonventes in Feldkirch, Du wärst nicht zweimal heimlich um 8 Uhr abends abgeschoben und um 10 Uhr vormittags heimgekehrt, warum habe ich Dich nicht nach Linz entführt!

In der Anlage nun macht Marie ihrem Versprechen gemäß ihren Eintritt in das Ebenhochsche Haus.

Wenn Du sie in die Hände Deines Bruders legst, sage ihm, er soll ihr sein, was er mir zeitlebens war, ein

warmer Freund. Empfehle sie auch Deiner liebenswürdigen Schwägerin Wilhelmine und ihrer Namensträgerin, dem liebreizenden Bräutchen, und Deinem Liebling Ferdinand. Wenn er, den Ferdinand meine ich, klug wäre, so machte er es wie ich und läse die Romane der Amerikanerin Miß Templeton. Wo die materiellen Dinge die Männerwelt ausschließlich gefangen halten, flüchten sich die bedrohten Ideale in die Herzen der Weiber. So ist es in Amerika. Im ganzen Gebiete der Romanliteratur — und ich kenne es ganz — gibt es nichts Reizenderes als die Romane dieser Dame. Sie hat mir meinen Kindsstubenwinkel mit einer Wildnis von unbekannten Blumen umlaubt, so dicht, so undurchdringlich, daß ich da geschützt vor jeder unangenehmen Berührung liegen kann und träumen von den Julitagen des vergangenen Jahres. Und so habe ich ein ganz erträgliches Leben. Meine Bureauverhältnisse sind die angenehmsten der Welt. Ohne mich im geringsten zu plagen, bin ich fortwährend im Kurrenten. So habe ich Zeit genug für meine englische Lektüre, die mich ganz und gar gefangen hält, mit Ausnahme der Politik, natürlich. Die Wogen derselben gehen gegenwärtig hoch und es ist wahres Pläsier, sich von denselben tragen zu lassen. Abends, d. h. vielmehr nachts, denn vor 10 Uhr verlasse ich nie meinen mir gehörigen Stubenwinkel, habe ich ein kleines Spiel in einem Gasthaus, das mich zerstreut und erheitert, denn leider meine Gesundheit ist wieder ins Schwanken gekommen, der Husten und die Kurzatmigkeit nehmen zu und jener unbestiegene Berg bei Tosters — ich weiß nicht, welcher böse Dämon mir den Namen entführt hat — bliebe wohl auch jetzt von mir unbestiegen. Aber mein Humor wäre der alte, wenn ich nur lustige Leute vor mir hätte. Ich sage Dir, Nanni, die Kindsstube ist ein

Ort, wo der Witz nicht aufkommt, Ja, in Maria-Grün, oder in Mauren, wo die Binsen gedeihen und die Rotznäschen wachsen oder in Röthis, wo der Tannenwald durch die offenen Fenster schaut, und ein so helles, klares

(Schluß des Briefes fehlt.)

An Frau Anna v. Gilm in Feldkirch.

Linz, 12. März 1864.

My dearest sister!

Ich habe heute ein in den ehrenhaftesten Ausdrücken gefaßtes Schreiben vom Herrn Staatsminister erhalten für die Übersendung meines Adoptivkindes mit dem Beisatze, daß meinem Wunsche gemäß das Gedicht Sr. Majestät überreicht worden ist. Du kannst Dir denken, mit welcher Spannung ich den Erfolg abwarte, den das Gedicht Allerhöchsten Ortes haben wird. Ich hätte nicht eine Stunde Dir es verschweigen können. Wenn mein Herz nur im geringsten bewegt ist, so möchte ich mit Dir plaudern. Wir haben, seit der März begann, die schönsten Frühlingstage und wenn es bei Euch auch so warm und sonnig ist, so wird Ferdinand, der Bruder, sich schon in voller Gartenarbeit befinden. Vielleicht hat er schon eine granatrote Aurikel nach Levis getragen. Unter anderm, was ist denn aus Negerle geworden? Aus Deinem Brief scheint hervorzugehen, daß er abhanden gekommen. Gelt, ich darf meinen „Fleder" mitnehmen, wenn ich zu Euch komme. Es käme mir schwer an, ihn zurückzulassen. Meine Frau hat kein Herz für ihn. Es ist ein so artiges, kleines, nettes, zierliches Wesen und würde auch nicht die geringste Unbequemlichkeit machen. Nach dem gefaßten Plane reise ich

Anfang Juli unmittelbar über München nach Feldkirch und will dann den August in Innsbruck zubringen.

Rudolf wird alle Tage ausgetragen. Das bekommt ihm prächtig. Er schläft die ganze Nacht wie ein Stock und bekommt rosige Wangen. Sein Taufpate Otto hat ihm ein silbernes Glockenspiel mit Harmonika geschickt. Ich musiziere ihm fleißig vor. Da solltest Du ihn nur sehen, sein ganzes Gesicht ist smiling and smile making. Von Innsbruck weiß ich sehr wenig. Wenn nur das leidige Geld nicht wäre, es könnte vieles anders sein. Ich möchte mir manchmal meine grauen Haare ausraufen. Ich könnte ein ganz anderes Leben haben. Doch was treibt a fool, so a solitary wild beast as I was — nicht für Wahnsinn!

Auf Ostern wird Schwägerin Lori erwartet. Sie soll heute von Treviso abreisen, wo sie seit zwei Jahren ist. Damit kommt ein ganz neues Element in unseren Kreis, dessen Wirkungen ganz unberechenbar sind. Sie ist die talentierteste und geistreichste unter den Töchtern des Rechnungsrates und zeitlebens gewohnt, die erste Violine zu spielen. Ich hatte mich von ihrer Seite einer leidenschaftlichen Liebe zu erfreuen oder vielmehr zu erwehren. Das war vor 10 Jahren. Und jetzt findet sie ihre Schwester, die sie nie nur einer Beachtung wert gehalten hat, als meine Frau, als Mutter und sich trotz Geist, Feuer und Weltton als 34jährige Maid und den Schatz ihrer Jungfräulichkeit so weit außer irdischem Begehren, wie die Perle, die im unergründlichen Schoß des Ozeans liegt. Das ist sehr bitter. Und ich weiß durchaus nicht wie sich alle die Gefühle und Kräfte unter sich ausgleichen und versöhnen werden. Vielleicht kann ich Dir bald näheres darüber schreiben

Grüße an die ganze Kolonie in Levis. Dem Bruder Ferdinand alles Schöne. Ebenso die herzlichsten Grüße an Josef und Hermann. Ich huste so langsam fort.

Dein

God bless thee! dankbarer Hermann.

An Frau Anna v. Gilm in Feldkirch.

Linz, 16. April 1864.

Liebe Schwester!

Es hat mich wieder. Ich fiebere wieder die ganze Nacht. Meine Tage sind elend. Ohne Appetit, ohne Kraft. Ich nehme schon acht Tage China, ohne eine Wirkung zu spüren. Hustenanfälle mit Erbrechen häufig. Doch Du kennst ja die ganze leidige Geschichte. Wird auch vorübergehen.

Dein Brief war ein rechter Herztrost in dieser bösen Zeit. Rudolf blüht wie eine Rose. In diesem Augenblick hat er ein weißschafwollenes Spenserl mit grünen Bändern an den Achseln und an der Handwurzel an, das ihm zu seinem rosigen Gesichtchen reizend steht. Er wird jetzt so voll und fest im Gesicht und wenn er liegt und ich ihm die zwei Zeigefinger reiche, so richtet er sich kerzengrade auf und steht eine Minute fest auf den Füßen. Es ist heute sein Namenstag und die Schwiegereltern waren eben hier, um ihm zu gratulieren.

Wir waren alle erstaunt, Deinen Brief aus Riedenburg datiert zu sehen. Jetzt wirst Du wohl wieder in Feldkirch sein.

Ich hoffe, Dir bald in besserer Stimmung schreiben

zu können. Du wirst es begreifen, daß mir elend zu Mute ist. Ohne Gesundheit gibt es gar keine Freuden auf der Welt.

Den Bruder Ferdinand grüße ich vielmals. Er weiß gar nicht, wie glücklich er ist. Alle Ebenhochs ebenfalls. Von Blum habe ich nichts weiteres gehört. Ich weiß nicht einmal, was er für eine Krankheit hat.

Ich hoffe, Dir bald Schöneres und Besseres schreiben zu können.

Ich empfehle mich und die Meinen Deiner Liebe.

Dein dankbarer Hermann.

Beilagen und Anmerkungen.

Zum Brief an die Schwester, 24. Oktober 1840.

Gilms Familie.

Seine Mutter Luise, eine Tochter des städtischen Syndikus Jakob Ignaz Rederer in Feldkirch, hatte Gilm am 22. Oktober 1816, wo er kaum vier Jahre alt war, durch den Tod verloren. Sie starb, 31 Jahre alt, an derselben tückischen Lungenkrankheit, der auch er schließlich erliegen sollte, und wurde in Dornbirn begraben, wo sein Vater Johann Nepomuk Gilm v. Rosenegg seit Oktober 1815 Landrichter war. Der frühe Tod der Mutter machte auf unseren Dichter den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck. „Die Mutter schwebte für und für als verklärte Lichtgestalt vor seinem geistigen Auge.“ (Sander, H. v. Gilm in seinen Beziehungen zu Vorarlberg, Innsbruck 1887.) Im Gedicht „Ein Sterbebett“ schildert Gilm seinen Abschied von der sterbenden Mutter, die ihm die „Wundergabe der Poesie — die Rose mit dem Dorn“ vererbte; nach Adolf Pichler vererbte sie ihm auch den romanischen Typus seiner Gesichtszüge. In den Sonetten aus Wälschtirol sagt Gilm zur Geliebten: Du bist mir alles, das Lied, das Licht; „doch einen Wunsch gibt's, dessen Wiederkehr In jede Lust mir scharfe Dornen ritzt ... gäb' heraus ein Opfer nur der Tod Und müßt in dieser Stund' ich dich verlieren, Ich stürzte weinend an das Mutterherz.“

Das rege Gefühl der Liebe zur Mutter bekundet sich auch darin, daß Gilm mit Vorliebe bei den verschiedensten Gelegenheiten, auch in den Naturbildern, darauf zurückkommt. Die Berge beugen sich ins Tal: gleich besorgten Müttern an der Kinder Wiege. Eine Lerche lehrt ihre Jungen ein Lied und der Dichter sieht, wie das Junge, das fehlerfrei gesungen, dafür das beste Futter erhält: „da ist mir wohl, als hätt' ich eine Mutter rc.“ Selten hat ein

Dichter das Verhältnis von Mutter und Kind inniger und ergreifender dargestellt als Gilm, der es aus eigener Erfahrung kaum gekannt hat. (Vgl. auch J. Günther in Amthors Alpenfreund 1873, Bd. VI, 358 ff.)

Im März 1817 wurde Gilms Vater zum ersten Rat des neuen Kollegialgerichtes in Feldkirch ernannt und er übersiedelte dahin mit den verwaisten Kindern, deren er drei hatte: Katharina (Caton) (1810—1891), Hermann Rudolf, unser Dichter, geb. am 1. November 1812 in Innsbruck, und Ferdinand (1814—1888). Die Wirtschaft führte die Großmutter väterlicherseits, Maria Katharina, geborene v. Stöcklern zu Grünholzegg, eine sehr fromme Frau, von der drei Brüder dem Jesuitenorden angehörten. Im Jahre 1818 heiratete Joh. Nep. von Gilm zum zweiten Male, und zwar die schweizerische Freiin Anna v. Sailern. Diesem neuen Ehebunde entsprossen zwölf Kinder; vier davon starben schon in ihren ersten Jahren, acht aber blieben am Leben und übervölkerten die Stube des mit nicht viel materiellen Gütern gesegneten Staatsdieners. Im Herbst 1826 wurde er zum Rat beim Stadt- und Landrecht in Innsbruck ernannt und übersiedelte aus Vorarlberg dahin. Die acht Kinder waren: Franz (1820—1898), Josefa, Otto (1824—1877), Anna, Johanna (1827—1868), Antonia, Hugo (1831—1906) und Albert (1837—1884). Josefa und Anna wurden Klosterfrauen, Otto wurde Priester, Hugo Realschulprofessor in Wiener-Neustadt, Albert starb als Bezirksrichter in Welsberg.

Zwischen Gilm und seiner zweiten Mutter kam es zu keinem warmen Verhältnis und zwei Jugendgedichte, die Sander mitteilt, klagen über die Stiefmutter. Noch deutlicher spricht ein Brief Gilms an Josefine Kogler, die Geliebte seiner Jugend, der die „Märzveilchen" und großenteils auch die „Mädchenlieder aus Natters" ihre Entstehung verdanken. Aus Schwaz, 14. Februar 1841, schrieb ihr der Dichter:

„Ich hab mir unendliche Mühe gegeben, das Herz meiner Eltern für Dich zu stimmen. Ich habe etwas getan, an dessen Möglichkeit ich nie geglaubt hätte: ich habe mich vor meiner Mutter gedemütigt, hab ihr alles Beleidigende von meiner Seite abgebeten, hab meinen Haß, meinen ganzen, durch 24 lange Jahre großgewachsenen Haß verleugnet, es war ein großes Opfer!

Du kannst es nicht ermessen, der Himmel weiß, was es mich gekostet hat. Dieser Haß war mein zweites Ich, der Kakodämon meiner Welt, ich bin nur ein halbes Wesen mehr, ich habe meinen Haß aufgegeben aus Liebe zu Dir. Dies ist ein Opfer. Es ist genug, ich brauche kein anderes aufzuzählen, es hing meine geistige Kraft, der Schatten meiner Mutter daran, ich glaube, ich habe etwas Böses getan, die erste Sünde, die mir Gott nicht verzeihen wird. Du wirst dieses alles Schwärmerei nennen; aber Du kennst mein Leben nicht, mein düsteres Jugendbild nicht, nicht die zerblätterten Rosen meiner Schwester, Du kennst den Teufel nicht, dem ich Weihrauch streute, Du kennst es nicht, den Abfall von Gott durch das Aufgeben dieses Hasses" ...

Es ist in der Tat viel „Schwärmerei" in diesem Ausbruch einer erregten Stimmung. Man versteht nun auch, warum in den vorliegenden Familienbriefen Gilms von dieser zweiten Mutter nur selten und auch dann nur im Tone kühler Ehrerbietung gesprochen wird. Ebenso kühl blieben Gilms Beziehungen zu seinen Stiefschwestern und Stiefbrüdern. Um so herzlicher hingegen gestaltete sich sein Verkehr mit Ferdinand und Caton. Zwar hielten diese beiden wie der Vater streng am kirchlichen Glauben fest und der Dichter konnte es nicht unterlassen, darüber mitunter zu scherzen. Aber diese Scherze beeinträchtigten durchaus nicht ihre geschwisterliche Zärtlichkeit für einander. Mit Ferdinand, der später als Notar zu einigem Wohlstand gelangte und seit dem Jahre 1839 mit Anna (Nanni) Ebenhoch glücklich vermählt war, lebte Gilm in Bruneck (1843—45) wie auch später als sein Gast zu Feldkirch, im besten Einvernehmen, und wie sehr Gilm die Schwester Caton liebte, erhellt aus allen seinen Briefen an sie. Schreibt er doch einmal seiner Frau: „Wie es nur einen Gott gibt, so gibt es nur eine Caton und ein Vaterhaus" und stellt ihr Caton als das Muster selbstloser Pflichterfüllung und umsichtiger Wirtschaftlichkeit hin.

Da die Mehrzahl der in diesem Buche mitgeteilten Briefe Gilms an diese geliebte Schwester Caton gerichtet ist, so ist es wohl gerechtfertigt, wenn wir ihre eigene Stimme vernehmen lassen. Es liegen mir zwar nur drei Briefe von ihr vor, sie dürfte auch nicht gar häufig geschrieben haben, denn man sparte zu jener Zeit mit dem teuren Porto, aber diese drei genügen für

unseren Zweck. Der erste stammt aus dem Jahre 1845, die anderen zwei aus dem Jahre 1847, wo der Vater schon sehr krank, dem Tode nahe war und Caton den Bruder über seinen Zustand unterrichtete. Aus den wenigen Zeilen, die hier folgen, wird man Catons mütterliche Besorgnis um den Bruder und ihre seelische Verwandtschaft mit ihm wohl herausfühlen.

Am 25. Oktober 1845 schrieb sie aus Innsbruck nach Bruneck, das Gilm eben mit Rovereto vertauschen mußte:

„Ich muß Dir doch noch einige Worte zum Abschiede vom liebgewordenen Alpenlande zusenden, wo ich auch manches Wäldchen in Deiner Gesellschaft durchwanderte und Du uns oft von der Arbeit in die schön aufwachende Frühlingsnatur hinausbrachtest, ja triebst und wir es Dir dann dankten, daß Du es tatest. Wann werden wir wieder so zusammen leben, wir vier wie eine Familie? Der lieben Nanni (Ferdinands Frau) sind wir diese Genüsse schuldig und haben es ihr wie vieles andere zu danken. Zu Deinem so nahe liegenden Geburtstage will ich auch meine schwesterlichen Wünsche beifügen. Mit diesem Lebensabschnitt beginnt auch ein neues Leben für Dich, Du wirst aus Deinem Schäferleben in die Stadt geschleudert. Auch Nanni steht nicht mehr sorgend Dir zur Seite und Du bist wieder allein. Doch ich brauche Dir dies eben nicht vorzustellen, Du empfindest diese Verluste gewiß selbst am meisten. Doch, meine ich, wird es einem Manne wie Du, dessen Weiterkommen Bestimmung ist, nicht so schwer, wie wir es uns vorstellen. Uns ist ein besonderes Ereignis gewesen, daß sich diese letzte Zeit so angenehm gestaltet und wir dem Herrn danken, daß er Euch zwei Brüder zusammenführte. Man mag auch hinkommen, wo man will, man findet überall Gott und sich selbst, und wenn diese zwei im Einklange sind, geht es einem nirgends schlecht, wo nicht, nirgends gut, denn die Ruhe des Herzens fehlt. — Sie kömmt wieder ins Predigen, wirst Du sagen, und das wollte ich eben nicht .... Es ist mir beruhigend, daß ich Nanni als sorgende Schwester beim Zusammenrichten Deiner sieben Zwetschken weiß; ich lasse sie bitten, meine Stellung zu versehen. Tue Dir bei den Valeten nicht zu viel zu gut, damit Du gesund bleibst. Es küßt Dich Deine Schwester Caton.

Innsbruck, 3. Jänner 1847: Um den Jahreswechsel

herum sucht man alle alten Schulden zu decken, und so erscheint mir ein Brief an Dich auch eine alte Schuld zu sein, obwohl ich nicht mehr weiß, ob an mir oder an Dir die Ursache des Stockens liegt; doch so viel weiß ich, daß es schon lange, lange, schon bevor ich nach Feldkirch mit Frau Tante reiste, in meinem Sinne lag, Dir zu schreiben. Aber die fremde Adresse und daß ich nie einen Einschluß (in einen fremden Brief an den Bruder) anbrachte, und ich weiß nicht was Alles schienen mir Hindernisse, und wenn man faul ist, ist jedes groß genug. Damit Du aber siehst, daß ich noch zu Hause bei den Eltern lebe und nicht zu den Trappisten gegangen bin, so rufe ich Dir recht laut, daß es in Deinen Ohren töne und im Herzen widerhalle ein glückseliges neues Jahr zu! — Bei uns hat das Jahr 46 mit Kummer geendet und das Jahr 47 mit Ach und Wehe begonnen. Papa wird Dir schon selbst geschrieben haben, daß er schon länger Husten hatte, die Enge (Atemnot) nahm zu und er mußte zwei Nächte bereits außer dem Bett zubringen." ꝛc.

Zum ersten Brief, der unsere Sammlung eröffnet, müssen noch einige biographische Notizen hinzugefügt werden. In Innsbruck hatte Gilm die in Feldkirch 1823 begonnenen Gymnasialstudien beendet und seit 1832 die Universität bezogen, um die Rechte zu studieren. 1836 trat er in die Praxis beim Stadt- und Landrecht, 1837 beim Gubernium; am 5. Oktober 1838 wurde er Gubernial-Konzeptspraktikant, womit er in den regelmäßigen Kanzleidienst trat. Nachdem er auch die Prüfung aus dem politischen und administrativen Fache und aus dem zweiten Teile des Strafgesetzbuches abgelegt hatte, erhielt er am 10. Juli 1840 das Dekret über die Wahlfähigkeit für eine Gubernial-Konzipisten- und Kreiskommissärstelle und am 19. Oktober 1840 wurde er dem Kreisamte in Schwaz zur — unentgeltlichen — Dienstleistung zugewiesen. Ein Adjutum im Betrage von 300 Gulden erlangte er erst drei Jahre später. — Bis 1840 scheint er (nach Sanders Forschungen) wiederholt Ausflüge nach Vorarlberg gemacht zu haben, wo noch (bis 1833) sein Großvater Rederer lebte und wo sich seit 1836 (bis 1844) sein Bruder Ferdinand als unentgeltlicher Rechtspraktikant (in Bregenz) aufhielt. Bei ihm hat Gilm den vorliegenden Brief geschrieben. Mit Befriedigung meldet er der Schwester, daß der so hochkonservative Vater

von dem neuen radikalen Regiment in der Schweiz einen erfreulichen Eindruck mitgebracht habe. Die politischen Gegensätze zwischen Vater und Sohn bestanden schon damals, und aus einem der später folgenden Briefe des Vaters erfahren wir, daß dessen Urteil über die Schweizer Radikalen doch anders lautete.

Zum Brief aus Schwaz, 2. Januar 1841.

Josefine Kogler.

Die Pepi in der Anrede ist seine Schwester, die im Text genannte Pepi ist Josefine Kogler, aus deren Brief vom 11. November 1840 wir eine Ergänzung zu seiner Schilderung des Schwazer Lebens geben können:

„Hu! das ist kalt! Da sitz ich in meinem Schlafrock, eine lange Pfeife im Mund, spät in der Nacht und kann mich nicht erwärmen ... Meine Dienstverhältnisse sind so äußerst angenehm und nehmen den größten Teil des Tages in Anspruch, daß ich mich mit meinem hiesigen Aufenthalte ausgesöhnt habe. Morgens 7 Uhr weckt mich mein reizendes Hausfräulein Marie und stellt eine Flasche frischen Wassers vor mein Bett. Hierauf steh ich auf, trinke Wasser und lese. Gegenwärtig Börnes Briefe aus Paris, einen radikalen Katechismus, wo der liebe Gott noch jung war und keinen Sohn hatte. Drei Viertel auf acht bringt besagtes reizendes Fräulein das Frühstück, und um 8 Uhr bin ich schon im Bureau und arbeite unausgesetzt bis 12 Uhr. Kreiskommissär von Indermauer überläßt mir alles, ich bin ganz selbständig. Wir rauchen im Bureau, wir haben mit Parteien zu tun, und oft geht es zu, daß man sein eigenes Wort nicht hört. Schlag 12 Uhr geh ich zum „Mondschein“ essen. Nach dem Essen mache ich einen kleinen Spaziergang und dann ins Kasino zur „Allgemeinen“ bis 3 Uhr. Um 3 Uhr wieder ins Bureau bis 6 oder 7 Uhr. Und dann, ja dann habe ich Zeit genug, zurück zu denken und vorwärts zu denken, und da kommen sie alle, wie ich sie einst liebte und koste, die Poesiebilder meiner Jugend.

Morgen, als Donnerstag, ist wieder Abendkasinogesellschaft und vielleicht bekommen wir einen Tanz, wenigstens hat mir Fräulein Gasteiger heute auf der Kreisamtsstiege etwas von

Musik und Harfenistinnen zugeflüstert. Doch das Erscheinen des Gubernialrates machte der weiteren Unterredung ein Ende. Ich bin froh, kann ich einen solchen langen Abend totschlagen.

Nun hast Du meine ganze Tageseinteilung. Vor Weihnachten komme ich nicht hinauf (nach Innsbruck), teils um nicht ausgelacht zu werden, teils aus Mangel an Zeit wegen der Konskriptionsarbeiten."

Über Josefine Kogler teilt M. Prem in seinem Vortrage: „Aus Gilms Briefen an seine Jugendgeliebte" (Graz 1906) folgendes mit: „Vermutlich bei einer Faschingsunterhaltung lernte 1836 der Rechtshörer Hermann v. Gilm Josefine Kogler, die kaum zwanzigjährige Tochter eines Beamten kennen. Sie war eine anmutige Erscheinung mit großen blauen Augen und hellbraunem dichtem Haar, ein noch unbefangenes Ding, bürgerlich einfach erzogen und in ihren Anschauungen ein wenig nüchtern folgsam und von landesüblicher Frömmigkeit — eine echte ‚Innschbruggerin', die ebenso gerne in die Kirche wie zu einem Tanze ging". Sie paßte eigentlich wenig zu dem feurigen, von den Ideen der Zeit mächtig ergriffenen jungen Dichter, der sie mit Gedichten und Briefen überschüttete, daneben aber doch auch anderen Schönen huldigte und ihre Eifersucht erregte. Ihr ideales Porträt ist in den Mädchenliedern aus Natters enthalten. Seine Briefe, etwa 60 an der Zahl, vom 1. Juli 1837 bis 5. Juli 1841 bewahrte sie, auch nachdem sie sich verheiratet hatte, bis zu ihrem Tode (1902) auf, wonach sie in den Besitz des „Ferdinandeums" kamen.

Zum Brief an die Schwester, 8. Februar 1841.

Die im Anfang zitierten Verse sind aus dem bekannten Schillerschen Gedicht: An Minna", den ersten Vers hat Gilm nicht ganz richtig zitiert, es lautet: „Träum ich? Ist mein Auge trüber?" — Brentano ist einer der wenigen Herren des geselligen Kreises, in dem sich Gilm bewegte, der nicht der Beamtenschaft angehört; er war Direktor der leonischen Fabrik in Schwaz und von bairischer Herkunft.

Zu dem Satze: „Schauderts Dich vor meiner philo-

sophischen Weltanschauung" fügen wir aus Gilms Briefen an Josefine Kogler (4. April 1838) eine Stelle hinzu, die den hier abgebrochenen Gedankengang weiter führt und sein ästhetisches Bekenntnis zu jener Zeit enthält. Sie lautet:

„Ich habe Dich als nicht eifersüchtig auf meine Gedanken gehalten. Was willst Du damit machen? Du kannst sie ja nicht brauchen! Es sind Schuldbriefe auf bessere Zeiten, die niemand einlöst, Du würdest mit dem Papiere herumlaufen und die Leute würden Dich auslachen und Du könntest dann wahnsinnig werden. Liebe an Deinem Hermann den Menschen, aber fliehe den Dichter. Der Dichter lebt nicht wie Du, glaubt nicht wie Du, hofft nicht wie Du, er hat einen anderen Gott und einen anderen Himmel, Du würdest verloren sein, wenn Du den Dichter lieben würdest. Darum sei froh, wenn der lockere frivole Geselle hinausgeht in die Welt mit den Zweifeln und Sünden dieser Zeit, wenn er hinausträgt den Spott und den Unglauben aus seinem Herzen, damit nur Du Raum hast und die Liebe. Nicht Verse zu machen ist die Arbeit und die Mühe, dies nimmt mir wahrhaftig keine Zeit fort, das ist Nebensache. Wenn Du nähst, den Jabot Deines Vaters bügelst, Tüll anglais goufrierst oder Gaze stärkst, nimmt Dir das hundertmal mehr Zeit fort. Aber den Spiegel, den leicht zerbrechlichen, zu wahren, aus dem Gottes Bild strahlt, der ganzen Masse gegenüber, die das Tote anbetet und das Lebendige tötet; die Natur zur ewigen Liebe machen, das arme Veilchen mit blausamtnem Blatte und dem goldnen Sterne auf die gleiche Stufe der Vergötterung stellen, wie den Menschen mit dem Bewußtsein seiner Liebe; das Individuum verlieren und die Gattung fassen und ihr geben die Unsterblichkeit; die Intelligenz des Universums anerkennen als Herrscherin gegenüber dem Flitterstaat der Kronen — das ist der Kampf und die Arbeit und der Fluch der Poesie. — Lies erst Schiller und besonders Goethe, aber andächtig wie Dein Gebetbuch, nimm hie und da Deinem Vater ein Zeitungsblatt aus der Hand und schau dem Spiele zu auf dem Welttheater, wie sie in den Tuilerien kokettieren mit der heiligen Juli-dekorierten Kanaille, wie die alte Zeit mit ihrem Unsinn galant und modisch sich benimmt den drei schönen Königinnen gegenüber, die die Freiheit haben in ihren Armen, tritt unter die Menschheit

mit Deiner gefühlvollen Seele, leide mit, kämpfe mit — und Du bist Dichterin geworden.

Doch was schreib ich da zusammen, wie kannst Du dies alles verstehen! Grüble nicht nach, aber nimm den Schiller in die Hand und tue auch etwas für Deine unsterbliche Seele. Mit Klopstocks Frühlingslied ist nicht alles getan und vielleicht hat doch das Würmchen im Grase eine unsterbliche Seele."

Zum Brief aus Schwaz, 12. Februar 1841.

Die aufgeregten Briefe Pepi Koglers, die Gilm so viel zu schaffen machten, enthielten Ausbrüche ihrer Eifersucht auf verschiedene Mädchen, die sich seiner Aufmerksamkeit erfreuten. Aus seiner Antwort (30. Mai 1841) auf einen solchen Brief des nun seiner Phantasie ihm unbewußt entschwindenden Mädchens teilen wir hier den charakteristischen Teil mit:

„... Du bist auf Luise Adam eifersüchtig. Ich glaubte den Kampf geendet, indem ich ihn in die Region der Phantasie hinüberspielte. Du ziehst den Streit wieder auf die kalte Erde, und da stehe ich Dir gegenüber als ein alter Ehemann, der noch immer für die Verirrungen seiner Jugend Schläge bekommt... Der Epikuräer benascht die Pfirsiche nur von der Sonnenseite: es gibt aber auch eine geistige Gourmanderie. Denke einmal, was Ihr alles habt, worin Ihr schwelgt! Einen Gott in der Kirche, einen Gott im Himmel, eine Schaar von Heiligen, Jungfrauen so lieblich wie Mahomeds Huris, an der Seite jedes Menschen einen Engel mit dem stolzen Flügelschmuck an der blendenden Schulter. Wenn ich eine besondere Andacht zur heiligen Philomena hätte, wenn ich in Marianische Verzückungen fiele oder wenn ich gar auf den Gedanken käme, ein Heiliger zu werden? Vielleicht würdest Du mich gar loben, du würdest vielleicht gar stolz sein auf mein niedergeschlagenes Auge und auf mein jesuitisches Lächeln um die bleierne Lippe. Wenn ich aber mein Herz zwischen Dir und dem Himmel teilen darf, warum nicht auch zwischen Dir und dem Mädchen, das auf der Firne einer Alpe sitzt, das errötet, wenn die Sonne kommt und es auf die weiße Stirne küßt, und das die nassen Locken ausdrückt, wenn die Blumen im Tal verschmachten wollen?

„Ich war auf Deine religiösen Empfindungen nie eifersüchtig, Du sollst es auch nicht auf meine poetischen sein. Poesie ist meine Religion. Der Dienst des Schönen mein Gottesdienst. Ein brünstiges Gebet von Deiner Seite zum Herzen Jesu wiegt ein Gedicht an Luise Adam auf oder an Charlotte Corday oder an Demoiselle Lutzer oder an eine italienische Tänzerin. Heute ist es eine Blume, morgen eine Wolke, übermorgen ein Mädchen, das mich andächtig macht. Ich habe das Unglück, kein Philister zu sein. Es gibt grasfressende Tiere genug auf der Weide, die den Blick nie nach oben heben; die Wahl ist groß; Du wirst nicht verlegen sein. Ich habe nie geheuchelt; ich habe nie eine Larve getragen. Im ersten Augenblick unserer Bekanntschaft sahst Du Dich genötigt, das gewöhnliche Maß, womit man die Männer mißt, hinwegzuwerfen. Warum nimmst Du es wieder auf, reibst Dir die Augen und wunderst Dich, daß es nicht passen will? Ich danke Gott, daß es nicht paßt" ...

Man begreift nach solchen Briefen, daß sich Josefine Kogler von Gilm trennte und nach einiger Zeit (1846) einen minder phantasievollen Mann, den Beamten Andreas Dobner heiratete. Vgl. S. M. Prem, „Gilms Jugendliebe", Ferdinandeums-Zeitschrift VII. Folge, Heft 48.

Zum Brief an die Schwester, 7. September 1841.

Theodolinde v. Gasteiger.

„Vorderhand, schreibt Gilm, liebe ich Theodolinde! Sonst gar nichts, wirklich gar nichts!" Er hatte sie im Hause seines Amtsvorstandes, des Kreishauptmannes Anton v. Gasteiger kennen gelernt, das der Mittelpunkt des heiter geselligen Lebens in Schwaz war. Gasteiger stand als tüchtiger Beamter in Ansehen; bei der Austreibung der Zillertaler (1837), die in seine Amtszeit fiel, hatte er sich in humaner Weise benommen. Seine Nichte Theodolinde hielt sich monatelang zu Besuch bei ihm auf. Von Herkunft eine Meranerin (geb. 25. November 1821), war sie gerade 20 Jahre alt, als der Dichter sie kennen lernte und in leidenschaftlicher Liebe für sie entflammte. Bis auf den tiefsten Grund seiner Seele hat ihn diese Leidenschaft auf-

gewühlt, deren poetische Frucht die „Lieder eines Verschollenen“ und der Zyklus „Sieben Monate“ sind; viele seiner schönsten Gedichte sind da entstanden. „O sie war schön! Die glatten Haare flossen Wie flüssig Gold die volle Wang hinab, Und ihrer Augen Licht, von mir genossen Bei jedem Kuß, den ihre Lippe gab“... Das liebenswürdige und sehr feine Mädchen hat ihn sicherlich wiedergeliebt; sie war nicht minder fromm, aber doch eine bedeutendere Natur als ihre unmittelbare Vorgängerin in seinem Herzen, sie war aber auch nicht so leidenschaftlich wie er und darum klagte er über ihre Kälte. Sie ließ sich von ihrer Tante (die übrigens politisch freisinniger war) vor einer Verbindung mit dem Praktikanten warnen, der wenig Vermögen und schlechte Aussichten hatte. Als er ernstlich um ihre Hand anhielt, lehnte sie ab: sie hielt den Unterschied ihrer Gesinnungen für unüberbrückbar. In Gilms Gedichten aus dieser Zeit verschmilzt der Schmerz über Theodolindens Ablehnung mit seinem Haß der Freiheitsfeinde in ein Gefühl, und er ruft wie Freiligrath weltschmerzlich: „Ein Fluch ist Poesie! Denn wer ihr Zeichen auf seiner Stirne trägt, der ist verfehmt!“

Theodolinde kehrte im September 1841 nach Meran zurück, wo sie Lentner kennen lernte. In einem (der noch ungedruckten) Briefe Lentners an Gilm, 28. März 1846, heißt es: „Theodolinde sprach ich auf unseren Bällen. Auch von Dir ging die Rede. Sie lobte mit vieler Innigkeit Deine Verse, sie gedachte Deiner Dichtergaben, von denen sie nicht allein den Tribut erhob. Ich erzählte ihr von unserer Freundschaft und sie bedauerte, daß Du zweimal in Meran gewesen, ohne daß sie Dich ‚gesehen‘ habe. Sonst lebt sie als eine Gefangene im Vaterhause, ihr einziger Trost ist eine Katze und ihre Herzensgenüsse bestehen in einem spärlichen Kokettieren auf den Kirchgängen mit dem teuren Kollegen Lutterotti. — Drachen ringsum, die die Jungfrau hüten und nirgends ein Königssohn, der sie befreit. Uns allen fehlt die ‚goldene‘ Wünschelrute. Wenn wir nur Hofräte wären!“

Und am 5. Februar 1847 schrieb Lentner: „Theodolinde ist in Bozen Kindsmagd bei Hebenstreit“. Sie hat in der Folge Josef Benedikt v. Hebenstreit geheiratet, der ihr Vater hätte sein können, starb aber schon an den Folgen der ersten Entbindung am 26. Februar 1858.

Zum Brief an Senn, 3. November 1841.

Johannes Senn.

In einem späteren Brief Gilms an Senn (vom 1. April 1845) heißt es: „Ich bin Ihnen viel verpflichtet. Sie haben eigentlich mich erst zu einem poetischen Bewußtsein gebracht . . .“

Über diesen originellsten Charakter unter Gilms Jugendfreunden, dessen tragisches Schicksal als Opfer des vormärzlichen Polizeisystems nicht viel bekannt wurde, sei hier folgendes erzählt:

Johannes Senn wurde am 1. April 1792 in Pfunds in Tirol geboren; seine Mutter starb kurz nach seiner Geburt, weshalb er später bitter zu sagen pflegte: „Meine Mutter schickte mich in den April und ist dann aus der Welt geeilt“. Sein Vater, der in den Tiroler Freiheitskämpfen mitgefochten hatte, wurde k. k. Beamter in Wien. Hier wurde Senn erzogen und kam auf die Universität, um Jus zu studieren. Zu seinen Freunden gehörten Ernst v. Feuchtersleben und Franz Schubert, der auch ein Gedicht von ihm komponierte. Seine Zugehörigkeit zu einem Kreise begabter Jugend sollte verhängnisvoll für ihn werden. „Die deutschen Befreiungskämpfe 1813—1815“, erzählt er selbst, „hatten auch in Österreich eine bedeutende geistige Erhebung zurückgelassen. Unter anderen hatte sich damals in Wien, gleichsam instinktartig, ohne alle Verbindung, ein großartiger geselliger Kreis von jungen Literaten, Dichtern, Künstlern und Gebildeten überhaupt zusammengefunden, desgleichen die Kaiserstadt schwerlich bis dahin je gesehen, und der nach seiner Auflösung nach allen Richtungen Samen der Zukunft streute. Viele der Genossen nahmen in der Folge in Wissenschaft, Kunst und Poesie wie im Staate ehrenvolle Stufen ein. Einige trug der neue Umschwung der Dinge auch in der politischen Welt empor: Fischer wurde Statthalter von Oberösterreich, Doblhoff Minister. In diesem Kreise dichtete Franz Schubert seine Gesänge und sang Mayrhofer seine Gedichte, bei denen nachher Feuchtersleben Patenstelle vertrat.“

Diese harmlose Gesellschaft wurde der Polizei als ein politisches Konventikel denunziert; sie hielt Hausdurchsuchungen

bei jedem ihrer Mitglieder und fand bei einem derselben die Aufzeichnung: „Ich halte Senn für den einzigen, der imstande wäre, für eine Idee zu sterben". Dies genügte, um Senn als gefährlichen Mann erscheinen zu lassen und ohne Urteil auf die Dauer von 15 Monaten ins Gefängnis zu bringen. Endlich entlassen, wurde er nach Tirol abgeschoben. Gänzlich mittellos, ließ sich Senn 1827 als gemeiner Soldat zu den Kaiserjägern anwerben, machte den Feldzug gegen die Karbonari mit und brachte es bis zum Leutnant. Nach zehnjährigem Dienst mußte er aber, krank geworden, den Abschied nehmen und erhielt eine Pension von 200 Gulden jährlich. „Ich stehe zwischen den Ruinen meines Lebens", schrieb er damals einem Freunde. Eine Zeitlang fand er in der Kanzlei des Jugendfreundes Dr. Fischer in Salzburg Beschäftigung, kehrte aber nach Innsbruck zurück und suchte seine karge Pension als Winkelschreiber zu ergänzen. Talent dazu hatte er nicht viel und in seiner dumpfen Verbitterung suchte er oft Trost bei der Rumflasche. Im Kaffeehaus sammelten sich die begabten jungen Leute um ihn und lauschten seinen gesprochenen Epigrammen. War er doch der Belesenste unter ihnen, kannte nicht bloß Dante und Machiavell, sondern auch Schelling und Hegel und das junge Deutschland, das von den Tiroler Bergen so strenge fern gehalten wurde, und machte sie zuerst mit dem „Leben Jesu" von D. F. Strauß bekannt. Dieser Sokrates im Innsbrucker Kaffeehaus war weiser als die Philosophieprofessoren an der Universität nebenan, die sich an das behördlich vorgeschriebene Lehrbuch halten mußten. Die Frommen im Lande betrachteten ihn als einen Geächteten, die Jugend aber hing an Senns Lippen, und Gilm wäre ohne ihn schwerlich der Dichter des Liberalismus geworden. Pichler sagt „Senn ist unser einziger Tiroler Dichter, von dem ein Lied in den Mund des Volkes überging; sein „Tiroler Adler" findet sich auf den Pfeifenköpfen der Bauernburschen gemalt und wird noch bei Schützenfesten als eine Art Nationalhymne gesungen". Senns Gedichte erschienen 1838 zum ersten Male bei Wagner in Innsbruck. Er ringt in ihnen mit Sprache und Form, so sangbare Gedichte, wie der „Tiroler Adler" gelangen ihm sehr selten. In den Distichen: „Der Tränenlose" zeichnet er selbst seine Persönlichkeit:

Tränen, sie fließen nicht mehr! Arm bin ich geworden durch Fülle;
Fülle der Trübsal hat hart mir die Tränen gemacht.
Enge hat die Natur die Tränenwege gebildet
Und seine Kinder vermag nicht zu gebären das Aug'!

Als es nach der Vertreibung der protestantischen Zillertaler in dem von Polizei und Zensur geknebelten Lande denn doch zu gären begann, schrieb Senn geharnischte Sonette besonders gegen Josef v. Giovanelli, den Führer der Klerikalen im Landtag. Freilich konnten diese Verse nur handschriftlich verbreitet werden, aber sie wiesen dem jungen Gilm den Weg zu seinen lapidaren Landtagssonetten. Gilm hat Senn wiederholt gehuldigt.

Senn lebte bis zum 30. April 1857, wo er nach langem Siechtum starb. Für die Ehrung seines Andenkens war keiner so bemüht, wie Adolf Pichler, der ihm innerlich noch näher als Gilm stand, weil er neben Senn in Innsbruck verblieb, das Gilm schon 1840 verlassen hatte.

Zum Brief an Kern, 2. Januar 1843.

Gubernialrat Josef v. Kern.

Von Kern, der schon 5 Wochen nach Gilms Ankunft in Bruneck als Gubernialrat nach Innsbruck befördert wurde, sagt Steub im „Sängerkrieg", S. 12:

„Beim Abendessen in der Runde seiner Herren (in der Bierstube beim Kirchberger) redete mich der Kreishauptmann an, Josef Theodor v. Kern, einer der besten Männer in Tirol, belesen, witzig, geistreich und ausgezeichnet in seinem Amt. In gemütlicher Schwabenmanier — denn er war in Pullendorf geboren — fragte er, woher ich komme, wohin ich trachte, und so gerieten wir bald in ein heiteres Gespräch, an das wir uns später noch oft erinnerten. Er hatte das Pustertal 22 Jahre lang kräftig und milde verwaltet, viele löbliche Unternehmungen gegen große Hindernisse durchgeführt und ward aber auch von der Bevölkerung mit hohen Ehren und innigster Dankbarkeit verababschiedet, als er in die Landeshauptstadt versetzt wurde. Er starb 1859."

Zum Abschied Kerns aus dem Pustertal schrieb Gilm außer seinem „Sonettenkranz" noch den „Abschied von Bruneck", gesprochen von Fräulein Bertha v. Kern, am 19. Februar 1843. Dazu noch das „Fragment an Herrn v. Kernburg".

Zur Kennzeichnung Kerns erzählt Arnold v. d. Passer in seiner Biographie Gilms: „Als Pater Albert Jäger seine berühmte Vorlesung gegen die Jesuiten im Museum zu Innsbruck hielt (8. März 1844), jubelte Kern mit emporgehaltenen Armen im Zimmer auf und ab und trank noch am selben Abend mit seiner sämtlichen Gesellschaft dem Albert ein Lebehoch zu."

Am 19. Juni 1843 schrieb Kern aus Innsbruck an Gilm „Die Geschäfte haben Sie wirklich auch trefflich geführt, wie mich mancher Akt aus Bruneck überzeugt; ich habe manche Stelle meinen Kollegen vorgelesen". Nun fand Gilm den Mut, sich am 7. August 1843 an ihn mit der Bitte zu wenden, ihm ein erledigtes Adjutum zu verschaffen. Kern hat diese Bitte erfüllt und sein gewichtiges Urteil über Gilms Amtstätigkeit förderte den Dichter auch als er 1847 von Rovereto aus nach Wien strebte. In der Einleitung haben wir aus den Briefen Kerns vom 29. März 1847 jene Worte zitiert, die Gilm so sehr ehrten und die er am 7. Mai 1847 so dankbar beantwortete. Hermann Sander, der zuerst diese Briefe Kerns mitteilte (Tiroler Bote, 3. Jan. 1889), fügt noch hinzu: „Aber auch im reinsten Amtsstile wurde zu Wien die geschäftliche Tätigkeit Gilms vom Minister als eine ‚ausgezeichnete' anerkannt."

Der Amtsnachfolger Kerns Dr. Jos. Jak. Staffler schätzte ebenso Gilms Poesie und ermunterte ihn immerfort, Gedichte zu schreiben, mit denen Staffler seine eigene Darstellung gern schmückte. In einem Prolog zur Feier seines Namenstages am 29. Dezember 1844, der erst durch Schumacher 1903 im „Sammler", Nr. 7, nach dem Tode der Frau Sophie Vanoni geb. Petter bekannt wurde, sagte Gilm von Staffler, dessen Buch „Pustertal" eben erschienen war:

Du hast ein ewig Denkmal Dir errichtet,
Aus heim'schen Blumen einen Kranz gewählt,
Der erste ein Tiroler-Lied gedichtet,
Von jedem Berge eine Tat erzählt;

Den Reiz des Fremden sieht man rings erkalten,
Der Mann nur gilt, der seinem Lande nützt —
Das tatest Du — drum wird Dich der erhalten,
Der stets Tirol und seine Kinder schützt.

Zum Brief vom 3. April 1843.

Dr. Johann Schuler.

Dr. Johann Schuler war Mittelpunkt und Gewissensrat der aufstrebenden literarischen Jugend von Tirol, die er zuerst 1828 bei der Ausgabe des Almanachs „Alpenblumen aus Tirol" um sich vereinigt hatte. „Was früher Goethe für Deutschland", sagt Steub im „Sängerkrieg" von ihm, „das wurde Schuler für Tirol: der Vertraute aller jungen Dichter, der Ratgeber aller Schaffenden, der Richter über alle ihre Schöpfungen". Und Streiter schrieb: „Das Unternehmen (des Almanachs) erlosch zwar, wenngleich nicht die Flamme, die sich daran entzündet und genährt". Pichler datiert von daher: „das Erwachen Tirols aus langem Schlafe und die Teilnahme am geistigen Leben der Gegenwart". Schuler ist der Typus des vormärzlichen Liberalen. Einem Briefe Schulers an Pichler, wo er ihm historische Studien empfiehlt, entnehmen wir folgende schöne, den ganzen Mann charakterisierende Äußerung: „Die Gegenwart ist das Schoßkind, an dem Jahrtausende mit unzähligen Opfern, mit ihren besten Kräften gepflegt haben, und das Schoßkind ist zugleich auch die ehrwürdige Mutter, die eine noch schönere Zukunft, eine weitere und reine Entwicklung des Geistes Gottes in der Geschichte in ihrem Schoße trägt." Schuler war Hegelianer und Raisonneur; als solcher bei der Zensur übel angeschrieben.

Einem Berichte des Innsbrucker Polizeidirektors Martinez vom 24. April 1845, der im Wiener Staatsarchiv bei den Lentner-Akten erliegt, entnehme ich folgende Stelle: „Dr. Schuler, Redakteur des ‚Tiroler Boten', gilt hier als ein Hauptmitglied des Literaten-Clubs, von dem in der Regel die vorjährigen heftigen Artikel gegen die Jesuiten und ihre Anhänger und ebenso gegen die Südtiroler in dem Sprachengrenzzwiste in deutschen und in Schweizer Blättern ausgingen, und als das Haupt der Partei, welche man in der neuesten Zeit als Jung-

Tirol zu bezeichnen beginnt, wie das letzthin auch in der Beilage der ‚Augsburger Postzeitung‘ vom 19. März l. J., Nr. 23, geschehen ist.“

Aber von ihm aus wäre es niemals zu einer Revolution gekommen. Streiter war ihm an Temperament und journalistischer Beweglichkeit sehr überlegen. Die Gedichte Senns, mit dessen Gesinnung Schuler doch innerlich einverstanden war, hat er im ‚Tiroler Boten‘ nicht besprochen, was ihm Pichler, der ihn doch sonst so sehr verehrt, nie verzieh; Gilm hingegen, der es, wie Pichler bemerkt, „doch nicht nötig hatte“, wurde von Schuler, dem feinen Kenner, sofort anerkannt und gepriesen. — Johann Schuler lebte von 1800 bis 1859. Seit 1831 war er Direktor des ständischen Archivs und Redakteur des ‚Tiroler Boten‘, in dessen Bureau er aber sehr selten zu finden war. 1848 wurde er von der Stadt Innsbruck ins erste deutsche Parlament in Frankfurt a. M. gewählt. Seit 1849 war er Professor der Rechte an der Innsbrucker Universität. Seine gesammelten Schriften hat Anton v. Schullern 1861 herausgegeben und mit seiner Biographie eingeleitet.

Zum Brief an Kern, 2. Juli 1843.

Beda Weber.

Auf Beda Weber, gegen dessen „Lieder aus Tirol“ Gilm hier Stellung nimmt, hat er auch einige Verse geschrieben, die mit den Worten schließen: „Während Du dem Pfirsichleibe Deines Heilands liegst zu Füßen, will ich knieend vor dem Weibe, das Gewand der Mutter küssen“ (Reclam, S. 354).

Beda Weber, geb. 28. Oktober 1798 in Lienz, kam als Knabe zu einem Schuster in die Lehre, konnte aber schon 1821 in die Benediktinerabtei Marienberg eintreten, wurde 1826 Professor am Gymnasium in Meran, wo er sich großes Ansehen erwarb, schrieb außer seinen (1842 bei Cotta in Stuttgart erschienenen) Gedichten mehrere Werke über Tirol, deren Naturschilderungen gerühmt werden. 1848 wurde Weber Abgeordneter für den Bozener Kreis im ersten deutschen Parlament zu Frankfurt a. M. und kehrte nicht mehr nach Tirol zurück, weil er ob

seiner temperamentvollen Kanzelberedtsamkeit zum Stadtpfarrer der katholischen Gemeinde in Frankfurt a. M. gewählt wurde. Er starb daselbst am 28. Februar 1858.

So verschieden das Urteil über Beda Webers jedenfalls starke Persönlichkeit lautet, so gleichmäßig lautet es über seine Gedichte. Sein Biograph Wackernell sagt (S. 206): „Um sie zu verstehen, muß man sich häufig die führenden Ideen erst aus der Überladung herausschälen . . . Der Leser der Lieder aus Tirol hat nur allzu oft das Gefühl, daß Bedas Dichtertalent viel größer ist als sein ästhetischer Geschmack und seine dichterische Durchbildung. Zwischen mißlungenen Strophen finden sich solche, die eines großen Dichters würdig wären. In jedem Falle wird ihn die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts unter den Schülern Klopstocks und der Göttinger, alsdann unter den bedeutenderen Nachahmern Schillers zu buchen haben; der Platz unter den religiösen Mystikern bleibt ihm ohnehin gesichert."

Zum Brief an Kern, 30. Dezember 1843.

Vater Gilm an seinen Sohn.

„Der Artikel in der ‚Allg. Ztg.' über die poetischen Regungen in Tirol hat meinem Vater unendlichen Kummer gemacht . . . Er stellt sich in furchtbaren Worten zwischen die Jesuiten und mich."

Der letzte Absatz dieses Artikels, der die Entrüstung des Vaters Gilm hervorrief, lautet wie folgt:

„Die übrigen tirolischen Liederstimmen, die sich früher nicht ohne Glück versuchten, wie Strobl, Beyrer, sind nun völlig verstummt, insbesondere scheiterte das Unternehmen des letzteren, ein tirolisches Tagesblatt zu gründen, an der von ihm gleich anfangs eingenommenen sekundären Stellung und dem Mangel mitwirkender Kräfte; andere wie Zingerle und Lertha, um von noch mittelmäßigeren zu schweigen, beschränkten sich darauf, Muster für Jünglinge auszuarbeiten. Als ein Hemmnis hoffnungsvollen Nachwuchses dürfte die Übernahme des Gymnasiums zu Innsbruck durch die Jesuiten erscheinen, die ihrer alte Methode treu ein wenig Küchenlatein als die Feuerprobe und den Gipfel

jugendlicher Bildung ansehen und alles Nationale so streng verbannen, daß sie den Studierenden sogar die Lektüre deutscher Dichter untersagen. Diesem gegenüber erfreute uns umsomehr das Erwachen zweier neu aufkeimenden Talente in Hermann von Gilm und Adolph Pichler, wovon uns ersterer durch sehr gelungene lyrische Arbeiten, letzterer durch einen dramatischen Versuch ‚Kaiser Albrecht' bekannt wurde."

Und nun lesen wir den Brief, den Johann Nep. von Gilm aus Innsbruck, 10. Jänner 1844, seinem Sohne schrieb und der einen so starken Eindruck auf ihn machte.

„Ich kann Dich versichern, daß der bewußte Artikel in der „Allg. Ztg." vom 6. alius hier beinahe allgemeine Indignation verbreitet hat und nur einige unbesonnene junge Kaffeehaus-Müßiggänger haben ihre Schadenfreude darüber ausgedrückt. Man habe drei Verfasser im Verdacht. Den ersten konnte ich nicht erfahren; scheint aber auch auf Dr. Streiter in Bozen [hier ist der Brief verstümmelt] gefallen zu sein. Dieser hat aber in einem Schreiben hierher feierlichst dagegen protestiert, einen solchen Skandal [erzeugt zu haben] . . . Die Meinung scheint sich nun für den Dichter Lentner in Meran auszusprechen, der in das Fremdenbuch zu Sand in Passeier ein sehr anstößiges Gedicht eingetragen habe, daß die Tiroler, welche im Jahre 1809 so viel für die Freiheit getan, so wenig nun der Freiheit genießen.

Ich habe den ganzen Krieg des Jahres 1809 mit eigenen Augen angesehen im Mittelpunkte, ich kenne die geheimen Triebwerke des Jahres 1809 und 1813 besser als die meisten Inwohner und kann bezeugen, daß keine Spur von jenem Freiheitssinne war, den das junge Europa schon seit einigen Jahren den Tirolern mit der bekannten Perfidie [Lücke] Die . . . politischen Dichter . . . haben sich in der langen Emigration zur Sache der Religion gewendet und sind nicht unberühmter geworden. Siehe den ersten Schweizerischen Staatsmann Müller in Luzern; vor zehn Jahren der größte Radikale, ist er Freund der Jesuiten geworden und wird vermutlich ihre Aufnahme in Luzern erwirken. In der Schweiz sind keine Schulen so voll als die der Jesuiten. In Frankreich und Italien gewinnen sie weit mehr Boden und Reichtümer, als bei uns. Wenn Du den bitteren

grundlosen Haß gegen dieses ehrwürdigste Institut und Grundsäule des Katholizismus nicht aufgeben wirst und kannst, so darfst Du darauf rechnen, bald kein Zeitungsblatt ohne Ärger in die Hand zu nehmen. Am heiligen Abend, wo ich Dir aus dem Grunde meines verwundeten Herzens schrieb, hat der König von Preußen den Schwanenorden vom Jahre 1443 restauriert. Wollte Gott, es würde hiemit die allgemeine Gesinnung und der Geist Gottes von 400 Jahren zurückkehren. Wenn schon nicht alles Verhoffte hiedurch erzielt werden wird, so ist es, Gott sei es Millionenmale gedankt, eine bessere Stiftung als die des philosophischen Königs Friedrich des Großen Tyranns vom 13. September 1740, die Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln in Berlin.

Zum Brief an Kern, 30. Dezember 1843.

Dr. Josef Streiter.

Gilm sagt in diesem Briefe: „Dr. Streiter in Bozen hat, ohne daß ich die Veranlassung kenne, sich mit mir liiert und ich besitze von ihm die schmeichelhaftesten Anerkennungen meiner Gedichte."

Dr. Josef Streiter, geb. 1804 in Paiersberg bei Bozen als Sohn eines vermöglichen Kaufmannes, wurde Advokat, später Bürgermeister der Stadt Bozen und starb am 17. Juli 1873 daselbst. Als Autodidakt hatte er sich eine allseitige Bildung erworben, Italienisch, Französisch, Englisch, ja sogar Spanisch gelernt, sich mit der poetischen Literatur dieser Sprachen beschäftigt, und unter dem Pseudonym Ivo Berengarius veröffentlichte er eigene Dichtungen, lyrische und epische, und auch das von Gilm beurteilte Drama Heinrich IV. In einem Briefe an Cornelie vom 20. September 1843 schildert Pichler seine persönliche Erscheinung: „Er ist das Gegenteil von Beda Weber, ein kleines putziges Männchen, voll Beweglichkeit, hochgebildet und dessen würdig, was er hat. Seine Malice ist ein Wespenstachel; je nun, wenn die Bozener sind, wie er sie schildert, dann gehört er ihnen. Er hat einen herrlichen Ansitz." Und fast ein halbes Jahrhundert später schrieb Pichler (Ges. Werke XII, 187 ff.): „1828 gab Streiter die ‚Alpenblumen' im Verein mit Beda

Weber und Johann Schuler heraus; der erste Versuch von Tiroler Dichtern, in die große Strömung des deutschen Literaturlebens einzutreten. Der Versuch mißlang, das Tiroler Publikum hatte noch keine literarischen Bedürfnisse. Aber Streiter ließ sich nicht entmutigen, veröffentlichte weiter Feuilletons und Dichtungen. Bisher waren unsere Tiroler Hainbündler ohne Unterschied der Parteien, aber ziemlich unbeachtet, einmütig unter der weißgrünen Schützenfahne marschiert, man konnte nicht viel Bewegung verspüren. Da riß unser streithafter Ivo am 6. Dezember 1843 in der ‚Augsburger Allgemeinen Zeitung' die Janus-Tore auf. Seine ‚Poetischen Regungen in Tirol' fielen wie eine Bombe in die Idylle unserer friedlichen Alpen. Der Sturm für und wider ergriff alle Kreise, und die Bewegung hat sich fortgepflanzt bis in unsere Tage, vom ehernen Johann Senn zu Angelika von Hörmann, der wir das schöne Gedicht ‚Oswald von Wolkenstein' verdanken. Streiter spielte vor und nach 1848 eine Rolle als politischer Parteimann. Damals gingen die Wogen sehr hoch. Streiter griff durch eine anonyme Broschüre: ‚Die Jesuiten in Tirol' ein, die selbst bei zahmeren Liberalen, wie Dr. Johannes Schuler, Entsetzen erregte. Feurig und rasch überschritt er freilich hie und da alles Maß, nicht bloß der Billigkeit, auch der Gerechtigkeit . . . Der ehemalige Zögling der Franziskaner war ein leidenschaftlicher Kämpe für den Fortschritt geworden."

Zum Brief an die Schwester, 16. Hornung 1844.

„Galura sandte mir ein recht sonderbares Präsent" ...

In der Biographie der Kaiserin Karolina Augusta erzählt Cölestin Wolfsgruber (S. 185): „Fürstbischof Bernard Galura von Brixen hatte eine ‚heilige Galerie' von Bildchen mit entsprechendem Text angelegt; sie sollten über die Lehren und Einrichtungen der Kirche belehrend wirken. In Tirol und Vorarlberg nahmen sie die Geistlichen als Vorwurf zu Predigten. Auch die Kaiserin Mutter Karolina Augusta freute sich darüber. Da Franz Josef Rudigier als Spiritualdirektor nach St. Augustin nach Wien kam, redete sie ihm gleich von diesen Bildchen, die

sehr nützlich wären". Eine Ausgabe dieser Bildergalerie erhielt Gilm zum Dank für das Gedicht auf den Fürstbischof, das ihm, wie wir aus dem folgenden Briefe seines Vaters erfahren, noch gute Dienste leisten sollte. Als dieser vom Innsbrucker Polizeidirektor Martinez vorgeladen wurde, um mit einer väterlichen Ermahnung den Sohn vom Dichten politischer Gedichte abzuhalten, konnte der Vater auf diesen Festgruß an den Fürstbischof als Zeugnis seiner „loyalen" Gesinnung hinweisen.

Im dritten Artikel über die poetischen Regungen in Tirol, den die „Allg. Ztg." am 15. Februar 1844 brachte und der von Fallmereyer geschrieben war, erschien Gilms Festgruß vor der weitesten Öffentlichkeit. Staffler hat ihn in seine Tiroler Statistik aufgenommen.

Zum Brief an Kern, 16. März 1844.

Vater Gilm an seinen Sohn.

„Albert Jäger ist demnach der Mann des Tages geworden ... Darf ich ein Lied singen auf den 8. März?? Mein inkriminiertes Gedicht hat mir meines Vaters wegen viele Angst gemacht" ...

Nachricht über den Vortrag Albert Jägers hatte Gilm durch seinen Innsbrucker Freund Dr. Michael Stotter erhalten, der ihm also schrieb: „Eine Menschenmasse, welche der große akademische Festsaal nicht mehr faßte, strömte herbei und wurde trotz des Drängens nicht müde, ihn zwei Stunden lang sprechen zu hören ... Jäger entwickelte, wie alles Unheil und Elend der letzten Säkula nur durch die jesuitische Erziehungsmethode und ihre Probabilitätsmoral herbeigerufen wurde, wie die jesuitischen Lehren unsere Konstitution zerstörten, Heuchelei und Oberflächlichkeit einschwärzten, unseren Hof mit Lastern erfüllten, das Volk verdummten, Aberglauben und Hexenprozesse begünstigten, den Adel Aristokratie lehrten und das Volk zur gemeinsten Spießbürgerei erniedrigten. Und für alle diese Behauptungen hatte er Urkunden zitiert und Fakta erzählt. Welches Staunen, Erstarren die Versammlung erfaßte, ist nicht zu sagen. Kein Atem war zu hören; nur ein kurzes helles Lachen gleich einem Triumph-

geschrei unterbrach den Redner, sobald er wieder eine Stütze des Jesuitismus vernichtet oder eine Batterie mit verwüstender Wirkung losgebrannt hatte. Eine solche geistige Aufregung war wohl nie in Innsbruck gewesen. Ein Jubel, eine Freude und dabei ein Ernst für Abhilfe, wie diese Worte der Wahrheit und Begeisterung erregten, hat nicht seines gleichen. Viele eilten auf den Redner zu, umarmten ihn, drückten ihm die Hände und priesen ihn selig, daß er endlich uns die Zunge gelöst habe" ...

Gilms Angst vor der Wirkung seines Gedichtes an Albert Jäger (Reclam, S 347) auf seinen Vater war gerechtfertigt. Am 18. März 1844 schrieb ihm dieser:

„Lieber Hermann! Schreibst Du bloß Briefe an Deinen Vater, um einen Federkrieg zu führen und um mich noch tiefer zu kränken? Glaubst Du Deinem sauberen Korrespondenten, der alles verfälscht und Deiner Neigung huldigen und Dich verführen will, mehr als Deinem kindlichen Gefühle und (Deiner) Pflicht? Hast Du nicht aus der jüngst mitgeteilten Beilage ersehen, daß ich von Herrn Doktor Sch(uler?) die erste und einzige Mitteilung von diesem fluchwürdigen Gedichte erhalten habe, welches nicht nur den ehrwürdigen Orden, sondern auch die Regierung höchst boshaft und ungerecht angreift. Als ich an den angewiesenen Ort kam, sagte man mir, ich komme zuvor, man hätte mich heute noch eingeladen, Dich ohne nähere Bezeichnung woher, väterlich zu warnen, was leider schon längst zuvor unzählige Male mündlich und schriftlich geschah. Aber Gott sei es geklagt, daß ich bald an jedem Erfolg verzweifeln muß. Daß ich bemüht war, meinen Zweifel geltend zu machen und Dich so viel als möglich zu verteidigen, auch später das Gedicht für Herrn Fürstbischof [Galura] aushändigte, versteht sich für einen Vater von selbst und hierüber darf ich vor Gott und der Welt mich nicht verantworten. Wollte Gott, Du stündest mir gegenüber so rein da.

Dein Korrespondent hat einen zu großen Triumph in den zwei historischen Vorträgen vom 8. und 13. d. M. gehört und auch falsch gesehen. Von einem Sturm oder auch nur halblauten Beifall weiß ich nichts, nur über den etwas trollichten Vortrag über die ungeeignete Erziehungsart der zwei jungen Erzherzoge der Witwe Claudia von Medici und ihre eigene,

nicht ganz sittliche Lebensweise wurde etwas leise gelacht. Ein Sturm ist nur in Deinem Korrespondenten und Dir entstanden. Von den früheren zwei Vorträgen des Professors Weber von Kaiser Maximilian bis Leopold I., wo die Väter der Gesellschaft Jesu nach Verdienst gelobt wurden, hat man Dir vermutlich nichts mitgeteilt und auch nicht, daß am 13. d. M. die Reformen Kaiser Josefs, die viele wieder wünschen, aber als Marschälle Vorwärts nicht dabei stehen bleiben würden, die gehörige Mißbilligung erhielten.

Der Vortrag des P. Albert Jäger betraf nicht das Mittelalter, sondern das 17. und 18. Jahrhundert bis zum Todestag des Kaisers Josefs, 20. Februar 1790. Die Vorträge waren sehr frei über die Weltpriesterschaft und Gesellschaft Jesu, über erstere mehr tadelnd. So wenig die Vorträge des Herrn Professors Weber dem Jesuitenorden genutzt haben werden, ebensowenig werden die späteren Anspielungen demselben schaden, nur Leuten, die ihm schon von vorn abhold sind, mögen sie ein zeitliches Vergnügen und eine kleine Täuschung gemacht haben. Ich bin für nichts begeistert als für Recht, Pflicht, Treue und Stabilität in dem unveränderlichen Rechte. Ich lasse das Rad der Zeit laufen, wie es läuft, ich finde keinen Beruf in mir, in den Lauf unberufen, mutwillig und eigenmächtig eingreifen zu wollen, auch keinen dummen Stolz, daß ich mir einen Namen je machen möchte. Sollte aber die Vorsehung mich noch einmal zum amtlichen Handeln in schwerer Zeit berufen, dann flüchte ich unter keinen Umständen in das feindliche liberale Lager, sondern werde trotz allen Bemühungen und Drohungen ein Schrecken derselben werden. Ich würde keinen größeren Ruhm kennen, als ein Märtyrer des Rechtes und der Wahrheit und der öffentlichen Ordnung zu werden. Dies werden nur jene mir glauben, die da wissen, daß ich der erklärteste, unbestechlichste Freund für das Recht des hohen Ärars bin und der Fiskus hat in meinen Händen noch keinen Prozeß, ich aber viele Freunde verloren. Fiat justitia, pereat mundus ist mein Wahlspruch. Der 8. März, ein schwacher Strohhalm, wird übrigens nur die Zungen der Toren lösen können und den exaltierten Schwindelköpfen; willst Du Deinem Versprechen wieder untreu werden? Willst Du nie von Deinem verzweifelten Vorwärts abgehen?

Weder vor- noch rückwärts! Laß Du die Ordnung der Dinge gehen, wie sie geht, und schreite Du vorwärts in Deiner amtlichen Bildung und Erkenntnis Deiner selbst und Deines unbändigen Stolzes, der Dich gewiß noch höchst unglücklich macht...

Jüngst habe ich über das poetische Leben in Tirol wieder mit Zittern die „Allg. Ztg." gelesen, aber Gott dankend, daß Dein Name nicht vorkam, dasselbe zufrieden aus der Hand gelegt. Möchtest Du auch so wie Ivo Berengarius bedient sein"...

Über Michael Stotter vgl. Adolf Pichler Ges. Werke XII 139 ff. Daß die Wirkung des Jägerschen Vortrages nach beiden Seiten hin „ungeheuer" war, berichtet auch Wackernell, „Beda Weber", S. 233 ff.

Zum Brief an die Schwester, 20. April 1844.

Sophie Petter.

Steub, Sängerkrieg, S. 52, erzählt: „Für den Abend war nämlich Tanzunterhaltung im Kasino angesagt und diese sollte ein poetischer Prolog einleiten. Der lange Hermann trat auf, in schwarzem Frack und schwarzen Hosen, schwarzer Weste und schwarzen Haaren, mit langem, schmalem, bleichem Gesicht — nahezu eine dämonische Erscheinung! Er deklamierte sehr gut, energisch, fast mit Leidenschaft und seine Augen schossen immer nach dem Punkte, den er mir bezeichnet hatte (wo seine geliebte Sophie Petter saß). Seine Flamme dagegen hielt sich sehr ruhig und gab nicht durch die leiseste Bewegung zu erkennen, daß sie dem Dichter näher zu stehen meine, als andere. Als er geschlossen, kam er unverzüglich auf mich zu: „Haben Sie acht gegeben? Was hat sie gemacht?" — „Ich meine, daß Sie das Mädchen nicht besonders respektiert hat. Sie verhielt sich sehr ruhig." — „Ach, so ist sie, die Himmlische! Aber in ihrem Herzen wühlt es desto mehr!"

Über Sophie Petter hat Franz Schumacher im „Sammler", Beilage der „Neuen Tiroler Stimmen" 1903, Nr. 7, wertvolle Mitteilungen gemacht.

Ein Herr Johann v. Vintler in Bruneck hatte um jene Zeit die früh verwaisten Kinder des mit ihm verschwägerten

Gubernialrates und Kreishauptmannes an der Etsch, Oktavian Anton Petter († 1834) und seiner Frau Theresia, geb. v. Aureiter († 1835) zu sich genommen. Die ältere Tochter Therese wurde die Frau des Landrichters Anton Petzer, mit dem Gilm sich innig befreundete und bis an sein Lebensende befreundet blieb, wiewohl ihre religiösen und politischen Ansichten auseinandergingen. Petzer wurde dann Staatsanwalt beim Oberlandesgericht in Innsbruck. Als er im September 1844 von seiner Hochzeitsreise zurückkam, widmete ihm Gilm einen Willkommgruß der zu seinen schönsten Gelegenheitsgedichten gehört.

Theresens jüngste Schwester Sophie aber hatte er selbst ins Herz geschlossen. Sie erwiderte seine Zuneigung mit aller Innigkeit und ihr Einfluß auf ihn war tief. Ihm war es, als wäre mit ihr der Engel seiner Kindheit wieder an seine Seite getreten. Die schönsten Gedichte, die Gilm überhaupt schrieb, stammen aus den Tagen dieser Leidenschaft. Der Gedanke an das Scheiden von Sophie verknüpfte sich für ihn mit der Sorge, daß der Liederquell fortan versiegen würde. Das Verhältnis zu diesem Mädchen war auch der Familie Gilms bekannt und besonders nahm seine Mutter warmen Anteil daran, wie ich ihren mir handschriftlich vorliegenden Briefen entnehme. Aber Gilm mußte nach Rovereto, wo er am 16. Dezember 1845 eintraf. Das Verhältnis zu Sophie wurde darum noch nicht abgebrochen, sondern in einem Briefwechsel weiter gepflegt, der ihr (nach dem Tagebuchfragment Gilms aus Rovereto) in der ersten Zeit mitunter sogar zwei Briefe täglich brachte. Im Juli 1847 übersiedelte Gilm als Hofkonzeptspraktikant nach Wien. Nun war an eine eheliche Verbindung beider weniger als je zu denken, und das Verhältnis wurde gelöst. 1850 ging Sophie Petter eine Ehe mit dem Fabrikanten Vanoni aus Augsburg ein, den sie auf einer seiner regelmäßigen Pustertaler Geschäftsreisen kennen gelernt hatte. Aber schon im Jahre darauf (1851) wurde Vanoni irrsinnig, mußte in die Anstalt nach München gebracht werden und starb 1874. Sophie hatte bei dieser Katastrophe auch ihr Vermögen eingebüßt und nahm eine Stelle bei einer bekannten Familie in Innsbruck ein, wo sie Gilm gegen Ende der Fünfzigerjahre auf Veranlassung seiner Schwester Caton wiedersah; diese wußte, daß eine gegenseitige Aussprache beiden eine Erleichterung

sein würde. Als im Jahre 1868 die Leiche Gilms nach Innsbruck überführt und in der Kapelle des Landhauses aufgebahrt wurde, wohnte Sophie Vanoni der Messe bei, die für ihn von seinem geistlichen Bruder Otto zelebriert wurde.

Ihren Lebensabend verbrachte sie bei ihrer Schwester Therese v. Petzer, der sie im Tode fast unmittelbar folgte, 19. Jänner 1903 in Innsbruck. Einen Monat vorher sichtete sie alle Erinnerungen, die sie von Gilm besaß. Sämtliche Briefe wanderten ins Feuer, die erhaltenen Gedichte übergab sie ihrer Nichte. Schumacher, der sie lesen durfte, fand darunter eine Anzahl ungedruckter Dichtungen, die er in der genannten Nummer des „Sammler" veröffentlichte, darunter ein längeres lyrisch-dramatisches Gedicht: „Der erste Mai". Am interessantesten ist wohl die erste Fassung von Gilms bekanntestem Gedicht „Allerseelen", die mit nur einem Fragezeichen überschrieben ist.

?

Stell auf den Tisch die blühenden Reseden,
Die Rosen und die Nelken trag herbei,
Und laß uns still von unserer Liebe reden,
Dann denk' ich mir, es ist der erste Mai.

Gib mir die Hand, daß ich sie heimlich drücke,
Und sieht man es, so ist's mir einerlei,
Gib mir nur einen Deiner lieben Blicke,
Dann denk' ich mir, es ist der erste Mai.

Nicht, daß ich mich zu Größerem erdreiste,
Doch die Gedanken waren immer frei,
Auf Deine Stirne küss' ich Dich im Geiste
Und denke mir, es ist der erste Mai.

Zum Brief an Streiter, 27. Juli 1844.

Friedrich Lentner.

„Lentners Geschichten aus den Bergen im Morgenblatt gefielen mir außerordentlich. Ich könnte ihn küssen dafür — und er ist kein Tiroler". Diese Zeilen Gilms hat Lentner wohl bald

zu Gesichte bekommen, da er mit Dr. Streiter befreundet war. Sie leiteten einen Verkehr beider Dichter ein, der sehr rasch die vertraulichsten und innigsten Formen annahm.

Josef Friedrich Lentner, geboren in München, 18. Dezember 1814 als Sohn eines wohlhabenden Buchhändlers, wurde 1832, bei seinem längeren Aufenthalte in Innsbruck, als Lehrling in der Rauchschen Buchhandlung von einer so leidenschaftlichen Liebe für Land und Leute von Tirol erfaßt, daß er nach zehn Jahren zu ständigem Aufenthalte dahin zurückkehrte. Inzwischen war er Maler und Schriftsteller geworden und hatte sich mit dem „Tiroler Bauernspiel", das die Jahre 1809 bis 1816 mit der Staffage von Andreas Hofer, Speckbacher und Pater Haspinger schilderte, dann mit Gedichten, Novellen aus den Bergen und (1844) mit dem historischen Roman aus Tirol: „Ritter und Bauer" (die Zeit Oswalds v. Wolkenstein) rühmlich bekannt gemacht. Steub schildert ihn im „Sängerkrieg" als einen guten, aufgeweckten, unternehmenden Jüngling, der in das stille Städtchen Meran, wo er sich als Kurgast dauernd niederließ, mancherlei Kurzweil und ein lustiges Leben brachte.

Seit 1843 aber stand Lentner unter Aufsicht der k. k. Polizei in Tirol, denn er hatte sich ihr durch die Eintragung eines liberal-politischen Gedichtes: „Wahrheit aus Passeier", 23. Mai 1843 ins Fremdenbuch des Sandwirtshauses daselbst, unliebsam bemerkbar gemacht. Dem „lästigen Ausländer" sollte bald der Aufenthalt in Meran versagt werden, wiewohl er sich weiter nichts zuschulden kommen ließ. Durch sein Brustleiden, dem er schon am 23. April 1852 erlag, auf den Aufenthalt in der Kurstadt angewiesen, setzte Lentner alle Hebel in Bewegung, alle seine Beziehungen zu einflußreichen Persönlichkeiten, insbesondere zum Kronprinzen Max von Baiern, um in Meran bleiben zu dürfen. Seinen Kummer über die Polizei schüttete er in ausführlichen Briefen an Gilm aus, deren uns achtzehn an der Zahl in Lentners zierlicher Handschrift vorliegen. Anderseits sind wir auch durch die Akten des Wiener Polizeiarchivs, in die wir Einsicht nehmen durften, über alle Schritte unterrichtet, die Lentner unternahm, um in Tirol bleiben zu dürfen. An dieser Stelle begnügen wir uns damit, aus seinen Briefen an Gilm jene Stücke mitzuteilen, die diesen selbst betreffen. Lentners langen und

gehaltvollen Brief über Gilms dramatischen Versuch im „Oswald" hat schon Arnold v. d. Passer in seiner Biographie Gilms veröffentlicht, worauf hier verwiesen werden darf.

Der Briefwechsel ist uns leider nur einseitig erhalten, denn Gilms Briefe fehlen; er begann damit, daß Lentner ein längeres Gedicht in drei Abschnitten: „An Hermann v. Gilm" am 8. Oktober 1844 richtete. Wir teilen hier, um nicht zu breit zu werden, nur den mittleren Abschnitt mit und dann zwei Briefe, die sich mehr mit Gilm als mit Lentners eigenen Sorgen beschäftigen. Den zweiten Brief hat Adolf Pichler gewiß gekannt, wie aus seinem Artikel über Gilm in der Beilage der Allg. Ztg., 29. Dezember 1888, zu ersehen ist.

* * *

An Hermann v. Gilm.

Ich lebte mich in Deines Volkes Leben
Und lauschte seines Herzens festem Schlag,
Was des Gebirges Gnomen mir gegeben,
Trug ich herauf vom Schachte an den Tag.

Du hast mich küssen wollen für die Mären,
Die schlichten Blümlein, die ich mir gepflückt,
Ich will den Kuß, mein Bruder, gern gewähren,
Ich hab' ihn Deinen Liedern aufgedrückt.

Doch, warum sprichst Du: „Er ist kein Tiroler!"
Gefällt's Dir nicht, daß eines Fremdlings Bru
In Deiner Heimat Lüften freier, wohler
Wie Deine schlägt in unbeengter Lust?

Soll ich, der Fremde, keine Rechte haben
An Deiner Berge freudereichem Grün?
Soll ich mich nicht an jenen Rosen laben,
Die auf den Kulmen morgenlich erglüh'n?

Soll ich nicht lesen in den Blütenrunen,
Nicht horchen auf der Tannen ernstem Sang,
Nicht Kühlung schöpfen aus den klaren Brunnen —
Weil kein tirolisch Wiegenlied mir klang?

Ich bin gekommen mit dem offnen Blicke
Und hab' geschaut, gedichtet und geliebt,
Und was ich nahm, gab redlich ich zurücke,
Ich habe Deine Quellen nie getrübt.

Das Brot des Sennen habe ich gekostet
Und hab' erzählt, wie er so fromm und treu,
Und mit des Etschlands Sohn hab' ich gemostet
Und pries es an, wie bieder er und frei.

Auch jenen Krieg, den unsre Väter fochten,
Hab' ich geschildert, wie ich ihn erkannt,
Hab' Deinem Aar den Ehrenkranz geflochten,
Und meines Volkes Irrtum frei bekannt.

Von Euren Jochen rufen Flammenstimmen,
Du selber singst das Schlachtlied Deiner Schaar,
Ein anderer Streit will im Gebirg entglimmen,
Es droht ein Feind, den selber es gebar.

Der Fremdling siehts. Soll lachend er entweichen,
Die Scholle gilt's nicht, die sein Wieglein trug,
Am Banner flattern fremde Wappenzeichen
Und etwas Mitleid dünkt ihm wohl genug?

Ich kann es nicht — die frühlingsgrünen Fahnen,
Die Deinem Schwert zur Freiheitsgasse weh'n,
Sie weisen mir auch meine Kampfesbahnen
Und neben Dir will ich im Streite geh'n.

Du sollst nicht sagen: „Er ist kein Tiroler,
Er holt sich nur ein Blümchen von der Flur,
Doch tönt vom Berg das Alphorn kühner, voller,
So zieht er fort, verwischt ist seine Spur."

Ich habe mich geflüchtet nach den Bergen
Mit meines Herzens ganzem Liebesschatz,
Ich will sie schützen vor den finstern Schergen,
Bei Deinem Volk begehr ich meinen Platz!

Du aber sollst die Bruderhand mir reichen,
Die wahren „Fremden" nennt uns Dein Gedicht,
Voran ins Feld — die Fremden müssen weichen,
Den deutschen Landsmann aber schelte nicht.

* * *

Lentner an Gilm.

Meran, 12. März 1845.

Mein werter Freund!

Soll unser Briefwechsel mit Entschuldigungen über langes Nichtschreiben beginnen? — Ich habe Ihre beiden Briefe, das letzte Zettelchen in Bozen durch Freund Streiter, erhalten. Sie haben allezeit, wenn Sie nur Ihre Hand an die Saiten legten, die tiefsten Töne meines Herzens, die nachhältigsten angeschlagen. — Vor zwei Jahren war es, wo ich zuerst, obwohl ich ein paar kleine Tirolerboten-Verse von Ihnen früher schon gelesen hatte, einen tieferen Blick werfen konnte in die Schatzkammern Ihrer Brust. In Imst ließ mir Schmidlein Ihre „Ballsträußchen" lesen — Schuler gleich darauf in Innsbruck Ihre „Natterer-Lieder". — Die haben mich vollends gefangen genommen. Ich darf sagen, daß Sie von der Stunde an mein Freund waren und darum schickte ich Ihnen im Herbste von 1843 die Grüße aus dem Bregenzerwald durch Steub, die Sie freilich etwas befremden mußten, da Sie wohl kaum meinen Namen kannten. In Meran gab mir Tauber Ihre Sonette an Kern. Ich meinte, ein gutes Stück aus Ihrem Leben gelesen zu haben. Was ich seitdem von Ihnen sah und hörte, gab mir die Bestätigung meines Glaubens, daß ich in Ihnen einen Verwandten gefunden hätte. Für mich waren Sie, sind Sie ein fertiger Charakter, den ich aus seinen Liedern erkannt habe, ein echter Dichter. — Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich beisetze, mit allen Tugenden und Untugenden dieses Geschlechtes. Aber gerade darin liegen alle Gründe meiner innigen Zuneigung für Sie — darum lieb ich Sie. Zudem wäre es für mich einer der freudigsten Funde, die ich in den Bergen gemacht habe, in Ihnen

den Mann zu erkennen, der jene Sprache redete, die ich hier hören zu müssen glaubte. Ich darf vielleicht sagen, daß ich ein Ohr dafür habe; — Sie reden sie gut, mein lieber Gilm, die schöne Sprache der Gebirge; Sie haben gründlich ihre Grammatik studiert, die sich geschrieben findet auf den Almen und Fernern, in den Wäldern und Rebenhügeln, in den Seen und Auen; Sie sprechen tirolisch, wie ich glaube, daß es gesprochen werden soll. Sie werden mir zugestehen, viele, zu viele Ihrer Landsleute sprechen sie mit romanischem Eingemengsel. Ihr Tirolisch aber ist — Gott sei Lob und Dank — gut Deutsch. Daher werd ich von der Stunde an, wo ich Sie kenne, den Gedanken nicht los, daß ich Sie gehört wissen möchte von allen guten Landsleuten auch oben in den westfälischen Eichenkampen und an den Ostseeufern und am Rhein, etwa in der Nähe des Kölner Domes, und im teuern Schwabenland, sogar in München unter den Hallen und -theken inmitten der blauen und weißen Glückseligkeit. Wir haben von diesem frommen Wunsche viel zusammengesprochen, Steub und ich, und ich und er gaben die Hoffnung auf seine Erfüllung nicht auf. — Sorgen Sie ernstlich und tätig dafür, daß Sie alles bei sich aufsammeln, was Sie gedichtet haben; wenn ich zu Ihnen komme, wollen wir ordnen, sichten und schlichten — und das Weitere bereden. Folgen Sie mir, lassen Sie sich einen Monat Arbeit nicht verdrießen. Ich las neulich bei Str. Ihre „Schweigsame“ — sehen Sie, das ist meine Lyrik! So lieb ich Liebeslieder. Sehr begierig bin ich auf „Oswald und Verena“. Haben Sie einen geschichtlichen Hintergrund gewählt? Ich kann Sie mir nur ganz frei als glücklichen Dichter denken, Ihr Drama muß ein lyrisches sein, ich glaub' es nicht anders! — Freund, halten Sie treu am Liede! — Unsere Lieder sind das beste, was wir Deutsche haben. Wenn uns alle Einheit fehlt und — was Gott verhüte — für immer fehlen sollte, darin wird sich das deutsche Herz eine große, einzige, einige Heimat gründen. Bis jetzt hatten wir nur einen Laut, der aus allen Gauen ausgehend überall verstanden ward — unser Lied, das hält uns zusammen. Überall der gleiche Schmerz, das gleiche Hoffen, das gleiche Sehnen! Im Liede reichten sich die armen Menschen als Deutsche die Hände, ach, ich kann nicht an das denken, von dem reden, was uns noch fehlet, und so

klammere ich mich fest an den Trost, den der gerechte Gott uns gelassen, an jene herzgeborene Poesie, an die Liederdichtung, in der ich geträumt sehe, was die Wirklichkeit verweigert. Das ist nicht das Thema, von dem ich reden sollte, es fällt mir dabei ein, daß ich ja selber kein Deutscher bin; sonst möchte ich wohl ungehindert an der Etsch wohnen, wie etwa am Lech oder an der Isar. Ich bin nur ein Baier, der sich in Österreich aufhält — in einem fremden Lande — ich bin ein Fremder! Sehen Sie, so etwas spricht denn doch lauter als alle Fürstentoaste: „Kein Österreich, kein Preußen" ꝛc. ꝛc. — lauter als alle Zeitungsartikel vom „Grafen von Meran", worin der Marienbergermönch, der uns Sprachgrenzschwärmer auf welsche Weise vernichten wollte, jene Trinksprüche so wunderlieblich zitiert!

* * *

Meran, 3. April 1845.

Mein lieber Freund!

Über Ihren beiden Briefen brachte ich manche Stunde hin, Gedanken auf Gedanken drängten sich heran und meine Brust schwoll vom Wildwasser aufgetauter Gefühle, — Dämme wurden längst ringsgebaut in Stunden der Überlegung und der Resignation — aber die Wogen schlagen oft darüber hinaus und — ist der Sturz vorüber, so liegen die Trümmer und das Geröll desto verworrner, trostloser vor mir. Dann leg ich eben wieder Hand an und baue die Wehren nochmal auf und warte, bis die Wassertiefen ruhig geworden und die Wellen still und zahm ihren Pfad finden.

Mich freut nur immer das sanftmütige, rosenrote Siegel auf Ihren Briefen! Und darunter — die schwarzen Worte, die flammengelben Hassesgeschreie, die aschgrauen Seufzer — aber Gott sei Dank, auch purpurne Küsse und grüne Hoffnungen! — Sie sind glücklicher, als Sie es wissen, mein Gilm — denn Sie sind ein ganzer Dichter, um Ihre Lieder könnt' ich Sie beneiden, Sie singen aber auch Ihr Leben ab in wechselvollen, schönen Strophen! Dieses ausschließende Ergreifen der Poesie in allen Dingen und Zuständen ist in seiner Art das unverfälschte

Dichtersiegel Ihres Wesens. Ich kann das nicht. Die Phantasie wirft bei mir nur einen weichen Lichtstreifen über die Gegenstände, nur auf einzelne Augenblicke schießen volle Strahlen ins Leben; ein ruhiges Verklären mag ich begreifen, ein stetes Auflodern im tiefsten Feuerglanze ist mir fremd. Darum sind Sie der Lyriker — ich habe die schlichte Prosa allein formen gelernt, und wo Sie die schöne Blume mit der Zauberrute aus jedem Boden schlagen, muß ich emsig ackern und sorgen, und Mohn und Cyanen wachsen ebenso still mit neben der Saat. Mein poetischer Trieb hat sich zur seßhaften Kultur der dichtungsvollen Gründe des menschlichen Seins, zur Geschichte, zur Volkskunde, zur Sprachforschung gewendet. Selbst was als reines Phantasiegebilde von mir geschaffen wird, bring ich gerne in einem Häuflein solcher Erde unter, und ich meine, wenn ich je etwas gutes geleistet oder noch leisten werde, so geschah's in dieser Form. Nur selten greift eine Hand, ein Lufthauch in die tiefliegenden Saiten meiner Brust, um ein Lied herauszurufen in einem vollen Klang. Bei Ihnen wird alles Lied — selbst Ihre Prosa vibriert in werdenden oder nachklingenden Akkorden. Ich weiß nicht, ob Sie mit etwas scharfem Blicke nicht schon dann und wann den Schulfuchs, den Philologen, den sogenannten Herrn Doktor aus mir herausgefunden haben, wie vielleicht auch aus Steub — darin haben wir beide unsere enge Verwandtschaft. Aber ich glaube auch, daß Sie nie und niemals Bücherstaub und Urkundenwürmer auf meinen Worten liegen sahen, noch weniger auf meinem Herzen.

All meine Gesinnungen und Bestrebungen in politischem Sinne, das, was ich hoffe und ersehne lehnt sich an dieselben Grundpfeiler meiner Arbeitshütte. Darum gibt es auch viel gesungene Politik, viel gereimte Freiheit u. dgl., die mir peinlicher sind, als die tatsächlichen Staatsaktionen und die ungereimte Knechtschaft. Nicht jeder, der da sagt „Herr — Herr“ oder um es aus dem Biblischen ins Herweghsche zu übersetzen, der da reimt: „Freiheit, Freiheit“ wird ins Himmelreich eingehen, wird die Schlüssel dazu schmieden helfen. Hat doch selbst der Mann, der die „wilden, wilden Rosen“ pflückte, manche Sumpfblume in den Kranz gebunden, den er der Freiheit um den Hut wand. Man muß derlei singen **müssen**, wie Uhland, Grün, Prutz —

wie Sie, mein Gilm! Es muß solch ein Lied der jähe, kecke, freie Ausklang eines bewegten Gemütes sein, Liebe und Haß, Schmerz und Lust, rasch heraus aus der Brust, kosend und fluchend, weinend und jauchzend! So sind Ihre politischen Lieder! So fand ich sie alle, jene Sonette an Kern, jene Jesuiten-Sonette, — jede Zeile. Wie freue ich mich darum auf den „neuen Frühling". Mir soll er gehören, sagen Sie! Freund, ich bedarf eines Maies, eines herzerfrischenden Lenzes, und keimte er auch nur in der Phantasie eines Freundes, ich werde ihn lieben, mich an ihm laben. Oder wäre Ihr „neuer Frühling" ein blütenloser, ein knospenarmer, wäre das junge Laub erstarrt und die Sonne umgekehrt auf ihrem Siegeszug? Auch ihn will ich lieben, will ihn wärmen an meinem Herzen, will ihm das Grün meiner immertreuen Hoffnungen leihen, das Licht meines Glaubens an eine gerechte Vorsehung!

Ich verstehe Sie ganz; lassen Sie mich Wache halten hier an den Marken deutschen Lebens, lassen Sie mich mitretten, wenn der Römling die letzte Habe raubet und endlich auch das letzte Band zerschnitten hat, das dieses Land mit dem großen Lande zusammenhält, welches wir „Deutschland" nennen und seit Jahrhunderten als ein einiges nirgend mehr finden in der Geschichte und im Leben. Soll ich fallen in der Verteidigung des heiligen Heimathauses, so sei es an der Schwelle, unter den glücklichen Ersten — nicht etwa in einer dunklen Kammer als ein Verzweifelnder und Verhöhnter. Darum schelten Sie mich nicht, wenn ich so hartnäckig an dem Boden halte, der unter Ihren Sohlen brennt, wenn ich da nur ein verzögertes Verderben sehe, wo Sie Rettung zu finden hoffen. Es ist wahr, es ist die Luft noch reiner draußen als bei uns, die Hände sind noch niemandem — allzufest gebunden, und ein Wille, frei zu bleiben oder es mehr zu werden, lebt in dem Volke, wenn auch nur durch einzelne Akzente bezeichnet. Aber ich will lieber schwülere atmen, um bälder zu ersticken, wenn keine Rettung ist oder am ersten frohauf zujauchzen, wenn der Wind umschlägt und die Dünste hinaustreibt aus unserem Himmel. Und glauben Sie mir — hier muß es sich entscheiden, hier an den natürlichen Grenzen deutschen Wesens. In die Berge flüchtete sich, was in der Ebene verdrängt ward. Wenn von Norden Licht kommen

kann (aber nicht das falsche Nordlicht, das in Schneidemühl und Offenbach täuschend flackert), so stehen jetzt entweder die Eindringlinge aus Süden im Rückzuge in diesem von ihnen bewältigten Lande, oder — sie wagen sich zu weit vor und in ihrem Rücken erhebt sich die Schaar mit den lichtbekreuzten Bannern! Noch seh ich die dunklen vorwärtsdringen, dichtgeschaart, die Grenzhüter wurden schon vor langer, langer Zeit erschlagen; aber aus ihrem Blute erwachset ein neues, kräftiges Geschlecht und macht sich auf, die verlornen Päſſe zu besetzen und wirft sich dem Feinde in die Flanken. Der Kampf brach los, er ist noch nicht geendet, auch eine Niederlage schreckt die jungen Markenhüter nicht. — Sehen Sie, noch ist nichts entschieden! Nur nicht verzagt. Ich bin nicht gekommen, zuzusehen, ich habe Herz, Hände und Waffen, bin ich auch jetzt ein gebundener Mann, ein Kranker, ein Geflüchteter, — in mir rege ich mich, rede und streite. Und wiederum, glauben Sie mir: es ist nicht so schlimm bestellt um die Sache der kleinen Schaar — tief in den Tälern liegen alte, tüchtige Waffenschätze. Kämpfer wachsen heran und es weht eine gar seltsame Luft von den Bergkulmen herab und die trinken sogar solche Leute, denen man Missionspredigten hält und die Klassiker „kastriert“ vorsetzt und den Schiller als einen lutherischen Lump anempfiehlt. Also — ich warte des kommenden Frühlings.

Eins in Ihrem vorletzten Briefe machte mich — lachen, freilich nicht allzuheiter. Sie klagen: „Daß man keine Notiz davon genommen, daß Sie Kaisern und Prinzen gesungen von der Treue dieses Volkes“. — Lieber Freund, hätten Sie das lieber nicht getan, man würde Sie dann sicherlich nach Wien befördert haben. Notiz wurde wohl davon genommen, aber eine andere als Sie wünschten. Wissen Sie noch nicht, daß ähnliche Gedichte, wenn sie nota bene so wahr lauten wie die Ihren, in gewissen Augen nichts anderes sind, als Schuldscheine, die das Volk bescheiden vorweiset, ohne zu wissen, daß sie noch nicht saldiert sind? Man will quittierte Festgesänge von einer Volkstreue und Volksliebe, die mit „allerhöchsten Gnaden“ u. dgl. bezahlt worden sei weit über al pari. Übrigens danken Sie Gott, daß Sie nicht nach Wien kommen. Ich war lange unten. Wer etwas mehr begehrt vom Leben und fürs Leben als Seidls Flinserln, Bäuerles Theaterzeitung, Castellis Bären, einen Ball

in Döbling, ein unterirdisches Elysium, ein paar gutmütige Kerle und noch gutmütigere Weiber, dazu eine Arie von Donizetti und ein Arlequingefrornes von Tartoni — selbiger muß nicht nach Wien gehen, um dort zu wohnen! O das alles ist wunderschön und lieb und kreuzlustig und einzig und „ganz famos“ — wenn man es sechs Wochen lang verzehret nach Lust und Laune und viel Geld mitbringt, um nichts davon schuldig zu bleiben. Sie würden sich, wie ich, als Vergnügling in Wien auf ein paar Monate trefflich befinden, in einem Jahre aber wären Sie daran, sich zu erschießen oder — noch elender — unterzusinken in dieser gleißenden Pfütze, in der nur wenige Fleckchen festen Bodens vereinzelt schwimmen, die unter Hunderten nicht Einer findet. Sie — und Ihre Lieder in Wien — was würden Sie singen? Ein Sonett auf die Waden der Fanni Elßler? oder Spaziergänge — „neueste“, weil wir „neuere“ schon haben? — Ich weiß, welch poetisches Land das schöne Österreich ist, wieviel wert sein Volk ist (denken Sie an Österreich von 1530 und 1809), ich liebe Österreich und die Österreicher mehr als irgend ein deutsches Land und Völklein; aber Wien — ist nicht Österreich, das ist einzig nur Wien! — Hu, Sand, Hitze, Eis, Frost — ich weiß nicht, was mich quält, wenn ich an diese Häuserwüste mit dem Myrmidonengekrabbel denke!

„Bleiben Sie im Lande und nähren Sie sich redlich!“ d. h. lieben Sie Ihr Tirol, Sie haben allen Grund dazu — mehr als Hofkonzipistenstellen — und singen Sie Ihre Lieder jungen frischen Haideröslein und nicht skrophulösen Treibhaustülpchen am „Graben“ — wenn sie auch ihren Zwiebelnamen von einem Hofrat entlehnt haben od. dgl. Aber, da Sie nun einmal nicht Hofkonzipist geworden sind, wissen Sie auch, was Sie noch werden können? Haben Sie schon darüber nachgedacht? — Streiter mit seinem Prognostikon von „der ewigen Praxis“ möchte allzuarg nicht fehlgeraten haben. Ihrer Stellung und Ihren „Aussichten“ zufolge sollten Sie eigentlich Steckbriefe gegen solche Leute schreiben, die Gedichte machen, wie Sie. Sie haben bisher nur solide Naturextasen und jene nicht notierten Festgesänge drucken lassen, dafür kann man Sie nun freilich nicht auf den Spielberg setzen od. dgl., aber Sie haben andere Kindlein da und dort verschickt und gute Leute — Adolf Pichler,

der in Wien patriotisiert — haben sie vor aller Welt auf den Arm genommen, geherzt und Papa Gilm gelobt, und Ihre unbekannten Poesien haben Sie bekannter gemacht, als es nötig war, ehe Sie selber mit Ihren Liedern in der Hand hintreten wollten oder konnten, sagend: „Das bin ich, Hamlet, Prinz von Dänemark". Seien Sie überzeugt, davon hat man „Nötiz genommen". Sie sagen, Ihr Lied ruiniere Sie. Das sollen Sie nicht sagen, noch ists Zeit. Greifen Sie etwas an, was Ihnen helfen kann, diese Lieder zu singen. Ich meine nicht, daß Sie, wie Herwegh in gelben Saffianstiefeln, im Schoße einer Halbmillionärin komfortable Demagogie treiben sollen — Gott sei Dank sind diese Geschöpfe rar und nur in Berlin närrisch genug, einen Tendenzpoeten zu heiraten — ich möchte Sie so gestellt wissen, daß jener Widerspruch sich löse zwischen Stand und Beruf, daß Sie etwas ganz sein können und darum ganz werden. Suchen Sie sich soviel, sobald als möglich dem bürgerlichen, dem Privatstande anzuschließen, treiben Sie Ihr Erlerntes als Handwerk, als Advokat, Agent u. dgl. — aber nicht als Besoldeter, als Beamter[1]). Ein ehrlicher Mann achtet Pflichten — selbst wenn sie nicht immer nach Ehrlichkeit riechen; Konflikte wie die, in welche Sie verwickelt sind, lösen sich niemals und erzeugen Mißklänge selbst in den reinst gestimmten Seelen. Bedenken Sie das — es ist mein bitterer Ernst. Mir tut das Herz weh, wenn ich Sie mir denken soll mit der grünen Schabrake, dem Wolkenspalter, dem Zierdegelein, in sauberen weißen Kasimirhosen — Sie, den Fahnenschwinger, den bekränzten, der den roten Aar in die Lüfte hetzt bis zur Sonne hinan! — Herr, Sie würden am Ende doch noch damit aufhören müssen, mich ins Register

[1]) Am 10. Jänner 1844 hatte Vater Gilm seinem Sohne nach Bruneck geschrieben: „Du wirst wissen, daß der Dr. Josef v. Attlmayer als adjutierter Landsch.-Konzepts-Praktikant nach Bruneck kömmt. Es ist nichts Sprechenderes für die traurige Lage der Juristen heutigen Tages, als dieses Beispiel. Dieser junge Mann hat Advokaten-, Zivil-, Kriminalrichteramts-, dann Berggerichtsadvokaten-Prüfung mit den Noten Ausgezeichnet gemacht, und kann nicht Advokat werden, er ist daher gezwungen, die Landgerichtslaufbahn zu betreten."

der Verdächtigen einzutragen, und wenn Sie dabei ein saures Gesicht machten, würden Sie eine schlechte Note bekommen und — nie mehr befördert werden und Ihre Frau würde Ihnen vorwerfen: „Das hast Du von den schlechten Bekanntschaften" — und der Gubernialrat X. würde Ihnen nie mehr in seinem Leben eine Prise Tabak anbieten.

Wenn man Verse macht und es einem Ernst dabei ist, wie Ihnen, sollte man sich auch nicht kränken, in der Augsburger Postzeitung beleuchtet zu werden, um so mehr, wenn italische Lippen uns die deutschen Grobheiten von der Stirne küssen, mit denen wir bemakelt werden. Lassen Sie dem Manne seine Freude; er sträubt sich gegen eine Kanonisation neben Ihnen, es ist ihm nicht ernst damit. Drucken Sie in ein namhaftes Blatt ein Sonett an „Beda Weber" und eines an „Senn" und eines an „Gilm" und loben Sie alle recht tüchtig, den ersten aber am meisten, dann sollen Sie sehen, ob er es verschmäht, neben Ihnen zu erscheinen. Ich habe jenes „Ende vom Lied" gelesen, aber es ist noch lange nicht das Ende. Beda hats wie die Seiltänzer, er erscheint immer zum allerletzten Male auf der Gauklerbude und läßt sein Tirol die alten katholischen Grimassen schneiden und schreit dazu: „Sehen Sie, meine Herren und Damen! welche schöne Bestie dies Tirol ist! Es wartet auf und apportiert wie der beste Pudelhund, jetzt wird es den Schiller fressen, dann den Goethe, jetzt wird es nach Pulver von Anno Neun riechen, jetzt wird es ganz Deutschland zum Teufel bellen, jetzt auf allen Vieren nach Rom kriechen und sich einen Ablaß holen für seine ketzerischen Flöhe, die in die Mannheimerzeitung entschlüpft sind; jetzt leckt es jedem die Hand und noch mehr, wenn ich es begehre — und zwickt ihn aber auch in die Beine; — sehen Sie, meine Herren und Damen, das tut alles dieses treffliche Tirolerbest, und ich habe es ihm gelehrt, ich lasse es machen, was ich will, le Tirol c'est moi!" — In solcher Weise wird der Mann mit seinem Tirol noch oft erscheinen und in der Augsburger Postzeitung sich höchlich erlustieren, daß er so schöne Landwinde hinausblasen und arme, wohlmeinende Doctores juris, denen die Jesuiten ihre Weiber aus dem Ehebett schwatzten, als Ketzer verbrennen, und dem Fenner, der ja doch noch früh genug in Algier erschossen werden wird — oder „dafür in der

Schweiz hängen wird", weil er so alberne Artikel macht, an die Polizei verraten, und dem Pichler einen Sittenzweier verschaffen und Ihnen eine bedenkliche Berühmtheit und dem toten Senn einen Rippenstoß beibringen kann. — Und dazu sein hirtenfreudiges Jauchzen über die Tölpel, die ihn nie erkennen, wenn er, längst mit einem Zettel, worauf sein Namen steht, an der Kapuze, in der verbrauchten Larve über die Grenzen schleicht!

Haben Sie nie eine amtliche Anfrage erhalten, ob beim Kreisamte Brunecken keine Vermutungen vorliegen für den unbekannten Verfasser der Korrespondenzen in dieser Postzeitung? — Beruhigen Sie sich, wir werden noch weidlich verarbeitet werden, wenn wir auch kein Wort verlautbaren lassen. Das Artikelmachen ist nun einmal seine Freude, und Steub schreibt mir, „in Deutschland außen weiß kein Mensch etwas davon, daß es in Tirol einen Geisterkrieg gibt, als ich allein, und Professor Thiersch konnte sogar noch fragen: Wer ist denn dieser Beda Weber?" u. dgl. mehr. — Also — Ruhe, Ruhe, Ruhe!

Großer Gott, ich merke jetzt erst, daß ich Ihnen einen Brief schreibe, von dem ich nicht weiß, wie ich ihn sicher an Sie befördern soll — ohne Ihnen die Aussichten auf den Konzipisten noch mehr zu verrammeln. Ernsthaft, jene eklen Spalten haben mich recht inniglich empört. Aber seis drum, je mehr Schmutz auf der einen Seite, desto — klarere Wellen auf der anderen; diese Leute schlammen das Land aus. Doch eines — laßt mir um des Himmels Willen — das Wörtlein „Jung-Tirol" beiseite, es ist feucht hinter den Ohren und hat einen gelben Schnabel, und darum sind die Ludi Magistri so schnell bei der Hand, Euch darauf zu schlagen. Also placiert, verliert das „Jung" seinen rosenroten Blütenkranz und wird — grasgrün.

Sie Glücklicher! Lassen Sie mir aber ja das gute Deutschland nicht zu lange im Stich, es hat zwar keinen Zauber wie Ihre „neue Welt", das nuovo mondo, in dessen Reizen Sie gegenwärtig schwelgen; aber es ist eine gute Haut, und wenn Sie ein wenig danach tun, wird es Sie zu einem „deutschen Dichter" machen, und das kann denn doch jene Italienerin nicht mit allem ihrem Liebesverständnis. Ich bitte Sie, es ist auch unanständig, einer Dame den Rücken zu kehren, selbst wenn man einer anderen am Busen liegt. Und eine Dame bleibt denn Deutschland doch

noch immer, wenn sie auch 34 Anbeter hat, die freilich nicht alle in den Besitz der wünschenswertesten Schönheiten kommen, aber doch nach Kräften das ihre genießen. Verabschieden Sie die Italienerin, welche Ihre Lieder besser versteht, als Theodolinde und die — Feuergelbe! Ich wittere Verrat. Die Donna ist ein verkappter Jesuit, Gilm, man will Sie entnerven!

Sie können solch ein Minutenleben leben — ich nicht, ich werds auch nie lernen! Meine Liebe sitzt tief unten im Grunde, den ich auszuschaufeln begonnen, um einen Herd zu bauen, aber vom fernen Sturmgeläut geschreckt, den Spaten umschmiedete in ein Schwert, und wie ich stehe, kampfesfertig, so sitzt sie ernst und betet und weint und küßt mich nur, wenn eine Schwalbe über unseren Häuptern hinziehet — zu ihrem Nest.

Ich bin wieder ernsthaft geworden! Also — Lieder! Lieder! Ob geboren am Herzen der blonden Germania, ob im Schoße der welschen Trösterin! Ich harre. — — Genug für diesmal. Wenn Sie nach Bozen kommen, schreiben Sie mir bestimmt den Tag — ich sehne mich, Sie zu sehen.

Ihr Lentner.

Zum Brief an Adolf Pichler, 17. August 1844[1]).

Pichler und Gilm.

In den „Poetischen Regungen" wurde Adolf Pichler zugleich mit Hermann v. Gilm als „neu aufkeimendes Talent" genannt. Pichler (geb. am 4. September 1819 in Erl bei Kufstein) war sieben Jahre jünger als Gilm, studierte seit 1842 Medizin an der Wiener Universität, hatte sich aber schon in der Innsbrucker Studienzeit eine Art von Führerstellung unter seinen Altersgenossen erworben. Streiters Hinweis auf sein Talent förderte jedenfalls seine literarische Stellung.

1) Im Text ist dieser Brief irrtümlicherweise ins Jahr 1843 verlegt worden, wie im Edlingerschen Literaturblatt I. 97, wo er zum ersten Male gedruckt wurde. Pichler hat dann in „Zu meiner Zeit" den Brief wieder abgedruckt und das Datum richtiggestellt.

Schon im Sommer 1844 faßte Pichler den Entschluß, einen Almanach: „Frühlieder aus Tirol“ herauszugeben, der die tirolische Dichterjugend vereinigen sollte. Im Vormärz kein geringes Wagnis! „Daß man Herausgeber und Mitarbeiter als Jung-Tiroler denunzierte und auf ihre Fährte Spitzel jeder Art losließ, versteht sich von selbst.“ Aber schließlich kam Pichler trotz aller Zensurhindernisse zu seinem Ziele, nachdem sich Alois Flir, Professor der Ästhetik an der Innsbrucker Universität, für die harmlose Gedichtsammlung verwendet hatte. Im Spätsommer 1845 erschien das Bändchen von 115 Seiten kl.-8°, ohne Angabe des Verlegers (Wagnersche Buchhandlung in Innsbruck), nur mit Nennung des Druckers: A. Pichlers sel. Witwe in Wien 1846. Die Frühlieder aus Tirol enthalten Beiträge von 18 Dichtern, die nicht alle ihren Namen nannten. Pichler setzte den seinigen nur aufs Titelblatt; seine drei Gedichte zeichnete er mit „Anton *r.“.

Die Vorbereitungen zu dieser Anthologie führten ihn mit Gilm zusammen, den er früher nicht persönlich gekannt hatte. Gilms warme Erwiderung auf seine Einladung zeigt, daß ihm Pichlers Name als der eines Führers der liberalen Studenten bekannt war. Mit der Vertraulichkeit der Jugend öffnet er sein Gemüt, das sich wegen des Gedichtes auf Galura selbst Vorwürfe machte und lädt ihn zum Besuche in Bruneck ein. Pichler „tornisterte“ über den Brenner und den von Gilms Persönlichkeit empfangenen Eindruck hielt er in einem Briefe an Cornelie, 24. September 1844, mit folgenden Worten fest:

„Vor kurzem habe ich einen Tiroler Poeten kennen gelernt; zuerst seine Gedichte und dann ihn selber. Es ist Hermann v. Gilm. Schuler teilte mir einiges Handschriftliche mit; genial jeder Zug! Ich werde Ihnen wunderschöne Lieder mitbringen, die er mir für unseren poetischen Almanach mitgab, hier einige Züge zu seinem Bilde: Er ist hoch gewachsen, schlank, mager; schwarzlockig, das Auge dunkel und glühend; Stirn und Oberteil des Kopfes treten stark hervor, während das kleine Kinn zurückweicht: ein echter Geiertypus! Er trägt sich sehr elegant; dem Äußeren nach könnte man ihn wohl für einen welschen Studenten halten. Im Umgang wechselnd, abspringend, outriert! Ich sähe ihn gern schlichter, einfacher, um es trocken zu sagen: wahrer.

Er trieb sich bis jetzt in Schwaz, Bruneck als Praktikant um Blumentöpfe für einen jungen Baum. Er muß wachsen, da wird er auf einmal einen tüchtigen Schuß tun."

Gilm scheint aber mit den versprochenen Sendungen gezögert zu haben, wie aus dem später folgenden Brief Pichlers hervorgeht, der ihn daran erinnern sollte (und der meines Wissens noch ungedruckt ist).

Man würde nun erwarten, daß zwischen den zwei Männern eine dauernde Freundschaft entstanden wäre. Pichler hatte doch Gilm aufrichtig gehuldigt und ihm, so gut er es vermochte, zu nützen gesucht. Aber es kam anders, und daß es so kam, ist ein Stück Tiroler Literaturgeschichte.

Gilm war mit dem Almanach nicht zufrieden und machte kein Hehl daraus. „Sie verdienen kein Lob," schrieb er an Kern. Pichler beklagte sich in einem Briefe an Streiter (23. Juni 1845):

„Gilm wollte seinen Namen nicht gedruckt wissen, auch andere nicht; diese aus Scheu, er aber sagte, wie ich nachträglich erfuhr: ‚Soll ich bei solchen Knaben stehen?' — Nun, Meßner, Perthaler, Purtscher, Schlumpf haben doch die Kinderhöslein auch abgezogen. Wie ich jedoch aus bester Quelle erfuhr, ist der Grund ein anderer. Die Frühlieder, so harmlos sie an und für sich sind, werden bereits als liberales Unternehmen denunziert, da fürchtet er sich nun hier, wie immer. Ist man bei ihm, so redet er wie Brutus, vor der Tür ist er jedoch k. k. Praktikant, der jeden Prinzen, jeden Gouverneur anjubelt, der auf einer Spritztour seiner Kanzlei nahekommt. Ich sagte ihm nämlich trocken, daß ich sein Verhalten mißbillige! — er zuckte die Achseln und erwiderte: ‚Ich will feine Zigarren rauchen und Glacéhandschuhe tragen.' Meinethalb soll er auch noch Champagner saufen und Trüffeln fressen; wir leben in Österreich und da kann sich nur ein Esel zum Märtyrer der Polizei machen, indem er alles sagt was er denkt."

Und am 19. Oktober 1845 schrieb Pichler demselben Streiter: „Die Frühlieder finden in den öffentlichen Blättern eine günstige Aufnahme; nur Schulers ‚Tiroler Bote' hat kein Wort für sie. Gabriel Seidl besprach sie anerkennend, er legt den Hauptnachdruck auf Purtscher, wozu also Gilms großer Sturm? Dem will ich schreiben, es soll kein Schatten zwischen

uns sein, antworten wird er mir nicht und wohl mit meinem Brief eine seiner Zigarren anzünden."

Aber der Schatten ist dennoch zwischen ihnen geblieben und nie mehr von ihnen gewichen. Auch als beide sich zur selben Zeit in Wien aufhielten, kamen sie nicht wieder zusammen.

Was sie in Wahrheit trennte, war aber nicht die Meinungsverschiedenheit über den Almanach, der ja auch wirklich ohne Bedeutung blieb, sondern der tiefe Gegensatz ihrer Charaktere. Pichler selbst, der Gilm so lange überlebte und grundlegende Aufsätze über die Tiroler Literaturgeschichte schrieb, hat uns darüber aufgeklärt.

Gilm und Pichler waren grundverschiedene Menschen. Schon die erste Aufzeichnung — meisterlich in ihrer gehaltvollen Kürze — die wir von Pichler über Gilm haben, hält ihre nie überwundenen Gegensätze fest. Ihm fällt Gilms elegante Kleidung auf. „Er trieb sich bisher in Schwaz und Bruneck herum," sagt er vom Gerichtspraktikanten, der Tag für Tag seine Amtsstunden absitzen mußte und wohl auch darüber geklagt haben wird. Gilms dichterische Leistungen erscheinen dem jüngeren Kritiker, mit dem Maß seines Talentes gemessen, nur als Blumentopfgewächse. Pichler findet Gilms Ton „outriert", ja geradezu „unwahr" — indes ihn Steub als einen Menschen zeichnet, der das Herz auf der Zunge trug.

Pichler war als Sohn eines armen Mauteinnehmers aufgewachsen unter schweren Entbehrungen. Schon während der Gymnasialjahre mußte er sich selbst durch Lektionengeben erhalten, wohl auch die Eltern unterstützen. In der Entbehrung herangereift, blieb sie im Alter sein Stolz und elegant trug er sich auch dann nicht, als er sichs hätte leisten können. Dann aber: wie weit gingen ihre Bahnen auseinander, seitdem sie in Bruneck miteinander gesprochen hatten! Pichler setzte geradezu seinen Stolz darein, Widerstände zu überwinden, so recht im Gegensatze zu Gilm, der sich nur gar zu leicht einschüchtern ließ. Er wird Gymnasiallehrer, nicht Arzt, obwohl er Medizin studiert hat; dann Universitätsprofessor, aber nicht der Literaturgeschichte, wozu er in der Tat der berufenste Mann in Tirol gewesen wäre, sondern der Mineralogie und Geologie. Und im selben Jahrzehnt, wo Gilm aus der Literatur völlig verschwindet, er-

wirbt sich Pichler einen guten Namen als Naturschilderer, Kritiker und Erzähler.

Kennt man diese Gegensätze, so lassen sich Pichlers mitunter recht ärgerliche Äußerungen über Gilm gerecht beurteilen. Im Nekrolog, den er in der „Allg Ztg.", 14. Juni 1864 Gilm schrieb, verbarg er seine Kritik des Menschen hinter schulmeisternder Kritik des Dichters Gilm: „Die Bilderpracht und Originalität der Sprache, welche seine Lieder schmückt, streift nicht selten an das Bizarre und schweift bisweilen zum Bombast. Nur zu oft vermißt man bei Gilm die schönste Frucht des Denkens, der Bildung: jenes edle Maß, das sich nur in der Schule lernt... Daher blieb er auch immer derselbe, ohne stetige Entwicklung, am reizendsten in jenen kleinen Liedern, welche die Morgenröte der Jugend verklärt." Und dergleichen Bemerkungen mehr.

Dieser Nekrolog verursachte viele Verstimmungen und es setzte sich in Tirol die Meinung fest, daß Pichler aus Eifersucht Gilm die gebührende Anerkennung versagte. Er suchte ihn ja auch in der Tat als „Vormärzler" historisch einzusargen. In Wahrheit war an Gilm nichts zu beneiden, denn er stand niemand mit den erst nach seinem Tode erschienenen Gedichten im Wege, und blieb fast ein ganzes Menschenalter verschollen. Erst im Jahre 1888 wurde er wieder neu entdeckt, als im Liebeskindschen Verlage in Leipzig eine von Arnold v. d. Passer besorgte Auswahl seiner Gedichte erschien. Ungeachtet aller Mängel warb sie Gilm neue Freunde. Aber Arnold v. d. Passer hatte in seiner Biographie Gilms herb über Pichler gesprochen und ihn zu jenem grimmigen Artikel über den Dichter gereizt, der am 29. Dezember 1888 in der Beilage der „Allg. Ztg." erschien und einen neuen Sängerkrieg in Tirol entfachte. Doch war auch dieser Krieg fruchtbar, er erweckte neues Interesse für tirolische Dichtung, so daß es dem neuen Verleger Gilms möglich wurde, nun Werke anderer Tiroler zu bringen: „Neue Marksteine" und „Zu meiner Zeit" von Adolf Pichler, „Neue Gedichte" von Angelika v. Hörmann, Gedichte von Anton v. Schullern, die Sammlung von Tiroler Inschriften und Marterln von Ludwig v. Hörmann... Und schließlich war es doch wieder Pichler, der bei allem übellaunigen, oft geradezu ungerechten Räsonnieren über den Charakter Gilms, nicht bloß eine kritische Ausgabe seiner

Gedichte, sondern auch eine Sammlung seiner „flotten" Briefe forderte.

Adolf Pichler an Gilm.

Lieber Freund!

Ihr Schweigen befremdet mich, da ich Ihnen doch in meinem letzten Briefe meine baldige Abreise von Innsbruck meldete.

Sollten Sie ihn gar nicht erhalten haben? Es stand auch darin, daß Baron Fenner in Augsburg das Gedicht: „Der Jesuit und die Liedertafel" unter seinem Namen drucken ließ, Doktor Schuler desavouierte ihn aber bei seiner Hinausreise.

Haben Sie „Die Tanne" schon abgeschrieben? Es tut vorderhand nicht not, mir selbe zuzusenden, vielleicht, daß sich einmal geeignetere Gelegenheit als die Post bietet. Neulich hörte ich einen Handwerker das Gedicht: „Es geht ein finsteres Wesen um" im Stellwagen nach Hall deklamieren. Wollen Sie mehr?

Schumacher dringt auf die baldige Abfertigung der zu druckenden Manuskripte — binnen 14 Tagen von der Zeit, wo ichs ihm aus der Zensur werde zugesandt haben, will er es schon im Laden zum Verkauf auslegen. Er sagte mir zugleich; „Gute Sachen könne ich ohne Beschränkung, wenn es auch die Seitenzahl, wie sie vorbestimmt sei, übersteige, aufnehmen — ich dachte gleich an Sie. Das wäre also sehr bequem, wenn Sie mit irgend einem kleineren Ganzen hier debutieren wollten. Etwa die „Schartellieder?" Sonst ersuche ich Sie, mir aus Ihrem Manuskripte, das Sie mir in Bruneck en gaben, eine geeignete Auswahl zu gestatten; ich würde dann 6 bis 8 Lieder aus dem „Frühling" oder der „Sommerfrische" ausheben — etwa die Veilchen, die Wolken, Zeitlose 2c. und ähnliches.

Viele, sehr viele hoffen auf Sie — es ist fatal, daß ich bei dieser Gelegenheit und durch die Post nicht alles schreiben kann. Sie wissen schon! — — — —

Sind Sie mit Ivo noch in Verbindung? Dieser Tage werde ich ihm schreiben.

Wissen Sie schon, daß in der „Augsb. Postztg." unsere „gottlose Konferenz" in Brixen angeführt ist? Gloria! Dann

kann ich Ihnen als Neuigkeit schreiben, daß gegenwärtig die Zeitgeschichte Tirols in den Jahren (1834 bis 1844) von einem jüngeren Mann mit sehr gewandter Feder geschrieben wird, so weit ich's kenne, ist Darstellung und Inhalt äußerst interessant.

Ich sehe mit Sehnsucht Ihrer Antwort und Ihrem Beitrag entgegen und habe deswegen, daß der Brief sicher in Ihre Hände komme, ein Rezepisse genommen. Ich setze Ihnen meine Adresse bei:

A. P. logiert Vorstadt Landstraße, Sterngasse 293, 2. Stock, Tür 6, zu Wien.

Baldigem Bescheid sieht entgegen

Ihr

A. P.

Bei Mitteilungen durch Briefe empfehle ich Ihnen Behutsamkeit. Warum?

Wien, 9. Oktober 1844.

Dieser Brief hatte den gewünschten Erfolg, Pichler erhielt was er wollte. Sein Almanach konnte ein Dutzend Gilmscher Gedichte (anonym) veröffentlichen.

Zum Brief an Josef Streiter, Bruneck, 28. März 1845.

Vater Gilm an seinen Sohn.

Die „Augsburger Postzeitung" brachte am 19. März 1845 einen (anonymen) Artikel: „Das Ende vom Liede der Jungtiroler", der diese protestantischer Neigungen zieh und sie in politischen Verruf zu bringen trachtete, wie Wackernell im „Beda Weber", S. 250 ff. erzählt „Auf Steub sticht er mit giftigem Witz . . . Pichler, der ‚gutmütige Enthusiast und Student der Arzneikunst, welcher in einem Wiener Blatte (Witthauers Zeitschrift) einen Altar für seine Literaturheiligen errichtet hat', und Gilm, welcher dem Lobredner seiner ‚ungedruckten, weltreformierenden Gedichte eine Canzone schuldet', werden glimpflich behandelt." Als Gilm endlich diesen Artikel gelesen hatte, beruhigte er sich bald. Die Angst aber, die sich in seinem Briefe

an Senn, 1. April, äußerte, war wieder durch die Rücksicht auf den Vater entstanden, der ihm aus Innsbruck, 5. Februar 1845, geschrieben hatte:

„Ich habe Dir schon lange nicht geschrieben, teils wegen überhäuften Geschäften, teils weil Du mich wirklich wieder sehr gekränkt hast durch Deinen zweiten Konventikel in Brixen, während der erstere schon in öffentlichen Blättern Rüge fand. Ich kann das Parteiwesen von Grund des Herzens nicht leiden. Eine vernünftige Opposition ist nur den politischen Beamten und Ständen in ihrer Amtswirksamkeit erlaubt, hinter dem Rücken aber treulos und ohne gute Absicht. Ich habe als politischer Beamter freier als jeder andere gesprochen, worüber ich Dir noch durch einen Quartalsbericht einen Beweis machen könnte, allein außer dem Wege der Pflicht kenne ich keine Opposition und verachte selbe um so mehr an einem Praktikanten und Aspiranten . . . Ferdinand reist also heute ab von hier, verleite ihn nicht zum Großtun, sondern eher zur Sparsamkeit, es ist ohnehin im Namen Gilm ein unglücklicher Leichtsinn, aber auch eine unbestechliche Wohlwollenheit gegen Jedermann angeboren. Ich hoffe, Du wirst auch noch den bloßen Parteihaß ohne anderen Grund ablegen. Lebt miteinander in brüderlicher Eintracht und laßt nur Gutes von Euch hören" . . .

Zum Brief an Streiter, 20. Dezember 1845.

Vater Gilm an seinen Sohn.

„Die letzteren (die Feinde) sind sogar in der Beilage vom 29. November der A. P. Z. artig geworden." Nach Wackernell „Beda Weber", S. 255, schrieb nun ein neuer, vermutlich von der Wiener Regierung selbst bestellter Mann den Artikel über Tirol, der sich der jungen Dichter mit Wärme annahm. Am 17. September 1845 schrieb die P. Z.: „Nehmet mit Liebe die Keime besserer Tage wahr, die auch in den Frühliedern von Pichler, in den Gedichten von Gilm, von Senn und anderen entgegenleuchten: Euer Beifall wird wie lebender Tau sie erquicken." Am 29. November nennt derselbe Korrespondent Gilm „ein lyrisches Talent von Duft und Frische, wo er nicht haltloser Zeit-

polemik verfällt". Gilms Besuch bei Lentner in Meran wird in des letzteren Brief an Steub vom 19. Dezember erwähnt: „Gilm besuchte mich auf fünf Stunden. Er hofft auch, bei den Welschen schöne Mägdlein zu finden und müßige Stunden für Tendenzpoesien, vor denen er sich in der nächsten Minute selber fürchtet." (Wackernell, ebenda.)

Auch dafür bieten die Briefe des Vaters Gilm an seinen Sohn eine Erklärung. Am 4. November 1845 schrieb er ihm: „Leider kann ich Dir keinen Reisebeitrag schicken, weil ich von Geld ganz entblößt bin ... Du wirst wohl die Umzugsgebühren erhalten und den silbernen Becher nicht mit neuen Auslagen bezahlen wollen; ich meine, Du habest ihn teuer genug bezahlt. Deine Pepi [Zanetti] hat Dir bis hieher mehr geschadet, als genützt, weil selbe unklug und parteiisch war. Der unabhängigste Mensch ist, der keiner Fraktion angehört. Die Beilage vom 29. Novembris der Augsburgerin, mit der ich auch nicht ganz Freund bin, hat Dich dagegen nach meiner Meinung ebenso richtig als treffend beurteilt. Lege nur die unhaltbare Zeitpolemik ab und wende Deine ganze Kraft auf die italienische Sprache an und Du wirst dann von Jahr zu Jahr etwas von Deinen Irrtümern abstreifen. Hättest Du andere fromme Väter, die in ihrer Pflicht, in ihrem Rechte handeln, in Ruhe gelassen, so würdest Du auch keinen Pater Herculanum (Reclam S. 352) besingen, der diese Ehre weder im Leben noch im Grabe erwartet. Ich wünsche Dir recht glückliche Reise und recht gutes Angewöhnen in Rovereto. Es gibt überall gute Menschen. Vielleicht vergißt Du Bruneck so bald als Schwaz. Schränke Dich doch gehörig ein und spiele nicht immer den Großen. Gedenke des Loses der meisten Poeten" ...

Gilms Brief an Streiter mutet stellenweise wie eine Polemik gegen diesen Brief des Vaters an.

Wackernell im „Beda Weber": Nur Herculan Oberrauch (geb. 5. Dezember 1728 in Sarnthein, gest. 22. Oktober 1808 in Schwaz) und Benitius Mayr waren Lieblinge der Studenten und wirkten literarisch anregend auf die jüngere Generation. Herculan Oberrauch, ein Franziskaner und Universitätsprofessor in Innsbruck, dichtete für seine Theologen kleine Theaterstücke. Er hat von Anfang an, vielleicht als erster, die nationale Bedeu-

tung der Tiroler Befreiungskriege gegen den französischen Welteroberer erkannt und ausgesprochen: „Aufruf an die Deutschen von einem Deutschen“ (1796).

Zum Brief aus Rovereto, 11. Jänner 1847.

Vater Gilm an seinen Sohn.

Aus dem Jahre 1846, das dichterisch so fruchtbar war — Gilm schrieb u. a. die Sonette aus Wälschtirol — liegt uns kein Brief von ihm vor, wiewohl er, wie oben erwähnt, in den ersten Monaten seines Aufenthaltes an Sophie Petter in Bruneck sehr fleißig schrieb. Diese hat leider alle Briefe Gilms vor ihrem Tode vernichtet. Aber es liegen uns mehrere Briefe von seinem Vater vor. Aus ihnen teilen wir die wesentlichen Stellen mit.

Am 1. Jänner 1846: „. . . Du als Philosoph und Poet in so kleinlicher Stimmung. Hättest Du meinen Worten je gefolgt, Du wärest ein Geschäftsmann con amore geworden und Du wärest bei Deinem Talente vielleicht schon angestellt, in keinem Falle in Deiner gegenwärtigen Verstimmung und wüßtest Dich am besten durch Amtsgeschäfte zu zerstreuen. Zu was die Gesellschaften von reichen Fabrikanten (Boschan) und vom Expräses Rigotti zu suchen, mit dem ich nicht im entferntesten bekannt bin? Willst Du Geldmenschen huldigen lernen? oder ihnen Sonetten machen?? Aufrichtigkeit wirst Du nie bei Italienern finden, so wenig als wahre Zuneigung zu den Deutschen. Sie heißen Dich excellentissime und kriechen nur, wenn sie Dich brauchen. Sei artig gegen sie, benütze sie zur Sprachenkenntnis, im übrigen wende Deine Zeit nur für den Dienst und die Sprachkenntnis an, die Du auch am besten im Dienste selbst erlernst. Glaube mir, dies ist die beste Zerstreuung. Genußsucht macht lange Weile, nicht Dienstbeflissenheit. Wenn Du willst, so brauchst Du kurze Zeit zu Deinem Zwecke in Rovereto . . . Der Herr Polizeidirektor v. Martinez hat mir versprochen, er werde Dich bei seinem Schwager, dem dortigen Kreiskommissär Graf Marzani empfehlen. Gubernial-Konzeptspraktikant Vorhauser soll nach Wien statt Andrä kommen. Du wärst mir weit lieber 4 oder 5 Jahre früher nach Rovereto gekommen und jetzt nach Wien. Du hast aber immer Deine Gedanken an Vergnügungen, am wenigsten

bei dem Dienste gehabt. Dies bringt keine wahre Gunst bei jenen, wo man sie am meisten braucht. Ich muß Dich nur noch erinnern, daß ich mich einen Winter von 1806 auf 1807 in Nüziders bei Bludenz und zwei Winter in Dornbirn ohne Kasino befand und am ersten Orte alle 8 bis 14 Tage eine ‚Allgemeine Zeitung' in Bludenz oder Feldkirch erschnappte, und doch hatte ich keine lange Weile. Wie würdest Du Dich an solchen Orten ausnehmen? Ich wünsche Dir Gesundheit und andere Ansichten. Amen. Dein bekümmerter Vater."

Nach diesem Briefe müssen wir den Innsbrucker Polizeidirektor v. Martinez beinahe als einen Gönner des Dichters aus Freundschaft für dessen Vater bezeichnen, und er betätigte seine wohlwollende Gesinnung in jenem Berichte an die oberste Polizeihofstelle in Wien (Graf Sedlnitzky), den F. Schumacher im „Sammler", Beilage zu den „Neuen Tiroler Stimmen" 1906, Nr. 4, veröffentlichte. Als sein auf Anregung des Bregenzer Preisausschreibens 1846 entstandenes Schützenlied: „Schützen singt, es ist befohlen" in der „Winterthurer Zeitung" gedruckt wurde, leitete die oberste Polizeihofstelle in Wien, infolge einer Denunziation, eine Untersuchung gegen den anonymen Autor ein. Ganz Tirol wußte, daß einzig und allein Gilm dieses Gedicht geschrieben haben konnte. Martinez aber, der sonst mit den Verhältnissen wohl vertraut war, schrieb am 6. September 1847 dem Grafen Sedlnitzky: „Nach den bisherigen Nachforschungen dürfte nicht Konzeptspraktikant v. Gilm, sondern der Trientiner Kriminalkonzipist Josef Haas der Verfasser dieses Gedichtes sein, welcher Verdacht jedoch bisher nicht beweishältig konstatiert werden konnte; indessen werden die Nachforschungen fortgesetzt." Sie verliefen aber im Sande.

Auch in dem zweiten Falle, den Schumacher anführt, ist deutlich erkennbar, daß Polizeidirektor v. Martinez den dichtenden Sohn seines Kollegen beim Innsbrucker Appellationsgericht mit Absicht schonte. Es galt die Untersuchung gegen den Autor der anonymen Broschüre: „Die Jesuiten in Tirol" (von Streiter), in welche zwei Gedichte Gilms aufgenommen waren, die alle Gebildeten Tirols kannten: „Die Grundsteinlegung des Jesuitenkollegiums in Innsbruck" und „An Albert Jäger". Mit keinem Worte, sagt Schumacher, wird Gilms Autorschaft angedeutet.

Aber nicht etwa darum, wie Schumacher ironisch hinzufügt, weil die Polizeibehörde „höchst mangelhaft darüber informiert war“, sondern weil sie schweigen wollte.

Am 10. Februar 1846 schreibt Vater Gilm: „Ich bin Dir seit 24. v. M. Antwort schuldig, obgleich mich Dein Schreiben vom 22. v. M. sehr gefreut hatte. Diesmal hat sich Dein poetisches Genie gehoben und wird Dich immer heben, wenn Du es nur nicht für Politik mißbrauchst... Übrigens traue nicht zu viel dem sehr wandelbaren Spielglücke und sei vorsichtig und mäßig. Es wird mich sehr freuen, wenn Du große Fortschritte in der italienischen Sprache machst. Lese nur die berühmten italienischen Dichter fleißig, welche ihre Sprache weit früher als die Deutschen gebildet haben, und so wie Du einem Italiener von außen gleich siehst, zweifle ich nicht, daß Du vor einem Jahre ein schönes italienisches Gedicht in den italienischen „Tiroler Boten“ liefern wirst... Ich werde Dir noch in diesem Fasching ein kleines Neujahrsgeschenk übersenden und wünsche Dir in allem Mäßigung und gute Gesundheit ...... Die Armenredoute und der letzte Bürgerball vom 8. d. M. sollen schwach besucht gewesen sein, es herrscht hier kein Leben mehr, nur im Kirchenbesuch ist Zunahme. Wirst Du einen Prolog für die Eröffnung des hiesigen neuen Theaters auf Ostermontag machen?“ ...

Am 22. Februar 1846: „... Wir hatten die letzten zwei Vorlesungen im Museo einen Genuß. Betreffend den famosen Kriminalprozeß des ehemaligen Kanzlers oder Ministers Wilhelm Biener, welcher durch Kabale der Italiener und eines Kollega von Schmuck und Vollmar am Hofe der Erzherzogin Klaudia und ihres Sohnes Leopold dahier verfolgt wurde und dessen Haupt auf der Veste Rattenberg am 14. Juli 1651 durch einen wahren Justizmord fiel. Dies wäre ein schöner Stoff zu einem Drama und die umfassende Zusammenstellung des Dr. Pfaundler aus der Bibliotheca tirolensi, die vermutlich im Druck erscheinen wird, würde die mühsame Sammlung der Materialien ersparen. — Ich sende Dir hier ein kleines Neujahrsgeschenk; erwähne nur im Schreiben nicht von der Anlage von 10 fl. C. M., denn alle weiblichen Individuen wünschen Deine Briefe zu lesen...“

Ende September 1846 verbrachte Vater Gilm seinen „mit verdrüssigen Amtsgeschäften verkümmerten quasi Urlaub" in Bruneck, und schrieb von da aus am 26. September seinem Sohne nach Rovereto u. a.: „Die Pepi sah ich heute mit dem Ordenskleide als Schwester Aloisia, eine nie geahndete Erscheinung. Was doch noch aus der Familie Gilm werden kann! Sonst war der Militär- und Beamtenstand hierin seit hundert Jahren vorherrschend . . . .

Innsbruck, 18. November 1846: „. . . Hast Du Lust, Dich an das Schützenlied (für Bregenz) zu machen? Alsdann könnte ich Dir mit Data aus den Kriegsereignissen von 1796 angefangen aus meinem Gedächtnis verhülflich sein. Ein besonderer Glanzpunkt ist und bleibt die heldenmütige Verteidigung der Position bei Feldkirch in den heißen Tagen vom 6., 7., 22. und 23. März 1799 . . . — Frau Base Moosburger will wissen, Du habest eine sehr enge Bekanntschaft mit einer Seidenfabrikantenstochter in Rovereto, die nebst anderen guten Eigenschaften auch sehr reich sein solle. Wenn ich auch dieser Quelle nichts glaube, so bin ich doch für die arme Sophie (Petter) nicht minder besorgt, und die ist gewiß nicht Deine letzte Liebe" . . .

Die Anregung zum Wettbewerb um das Bregenzer Preisausschreiben ging also auch von Gilms Vater aus. Den Preis hat Alois Meßner in Brixen, Adolf Pichlers Freund, gewonnen, Gilms Gedicht durfte in Österreich nicht einmal gedruckt werden.

Zu den Briefen aus Wien, 14.—15. März 1848.

Diese Berichte an Landrichter Petzer in Bruneck fand ich im Manuskript der Gilmbiographie von P. Schraffl im Besitze des Regierungsrates Dr. Hermann Sander; auch das Gedicht: „An die Patrioten Tirols" schloß sich ihnen an und mit freundlicher Erlaubnis des Besitzers nahm ich sie in diese Sammlung auf.

Über dieselben Ereignisse hat Gilm auch an seine Familie nach Innsbruck geschrieben, und dieser Brief ist 1888 in seiner Biographie von Arnold v. d. Passer gedruckt worden, noch vollständiger in Franzos' Deutscher Dichtung, Bd. VI., S. 422 ff. Inhaltlich decken sich beide Briefe vollständig, sie unterscheiden

sich nur durch stilistische Einzelheiten. Beide Fassungen neben einander in unserer Sammlung zu drucken, verbot schon der Raum. Ich entschloß mich zum Abdruck der Briefe an Petzer, die mir mit noch größerer Frische geschrieben erschienen, als der Brief an die Familie. Doch setze ich den Eingang des letzteren hierher, auch schon deswegen, weil Adolf Pichler (Ges. Werke, XII) in seiner Weise darauf stichelt. Die Sätze lauten:

„Seit drei Tagen trag ich die Muskete. Meine Hand ist schwer, mein Herz zittert, meine Augen sind feucht. Wien hat eine glorreichere Revolution gehabt als Paris. Wir sind frei. Frei!!! Mit Blut wurde die Freiheit erkauft. Alle die Szenen zu schildern, die um mich vorgingen, vermag ich nicht. Wer Wien am 13., 14. und 15. März nicht gesehen, hat nie gefühlt, wie ein Volk Geschichte macht. Am 13. überall Kampf und Tod und dann der unermeßliche Jubel, das Europa durchschütternde Siegesgeschrei. In Wien wurde die Freiheit der Völker entschieden. Die Zensur ist abgeschafft, alle Religionen sind frei. Kaiser Ferdinand ist konstitutioneller Kaiser. Alle Finsterlinge sind verschwunden. Metternich vertrieben und mit ihm das ganze gleißnerische Gezücht. Doch ich will versuchen, in diese Ereignisse, die ich Ihnen in prophetischem Geiste ankündigte, Ordnung zu bringen . . ."

Adolf Pichler hat den Rausch der Wiener Märztage auch miterlebt, da er zu der Zeit als junger Arzt im Allgemeinen Krankenhause praktizierte. Bei ihm aber entlud sich die Begeisterung in anderer Form. Die Lombardei und Venetien standen in Aufruhr, die Italiener bedrohten Südtirol. Da erwachte in den Tirolern, die in Wien studierten, der alte Geist von 1809, nun erschien ihnen die Verteidigung der alten heimatlichen Grenzen als höchste Pflicht und sie bildeten rasch eine Freiwillige Tiroler Studentenkompagnie, die mit Pichler als Hauptmann an der Spitze in den Süden zog, um ihre vaterländische Pflicht zu erfüllen. Zunächst fanden sie bei der Armee eine freundliche Aufnahme, durften sogar die Feuertaufe empfangen. Bald jedoch wurde die Kompagnie den Führern unbequem, die Studenten hatten die revolutionären Ideen der Märztage aus Wien mitgebracht — die Kompagnie wurde wieder aufgelöst . . . Auf diese kriegerische Episode seines

Lebens ist Pichler immer stolz geblieben. Er hat sie ausführlich beschrieben („Das Sturmjahr") und im „Fra Serafico" dichterisch verwertet. Auf Gilm aber stichelte er noch 1892 mit den Worten: „Daß er in den entscheidenden Märztagen nicht mitgetan hat, sondern nur Augenzeuge war, beweist sein eigener Brief vom 16. März, die Volksbewaffnung wurde am 14. März bewilligt, da erhielt auch er seine Muskete und konnte dann sagen, er habe sie seit drei Tagen getragen." Doch berichtigt sich Pichler gleich selbst durch den Hinweis darauf, daß Gilm seine amtliche Stellung denn doch nicht verlassen durfte, um mit den Studenten in den Krieg zu ziehen.

Von dem in Gilms Brief erwähnten Tiroler Putz heißt es in Pichlers „Sturmjahr": „Im Hofe des Landhauses verlas der mir persönlich bekannte Mediziner Goldner die Rede, die Kossuth über die Lage des österreichischen Kaiserstaates im ungarischen Reichstage gehalten hatte. Da seine ohnehin schwache, krähende Stimme bald heiser wurde, so löste ihn Franz Putz, ein Jurist aus Meran, ab . . . Putz zog dann mit meiner Kompagnie aus. Als Doktor der Rechte wurde er später zum Bürgermeister von Meran gewählt. Er starb siebzig Jahre alt am 17. September 1894."

Druckfehler.

Seite 75 lies Oberrauch statt Oberrauck.
Seite 173, Z. 13 v. o. lies demain statt demina.

